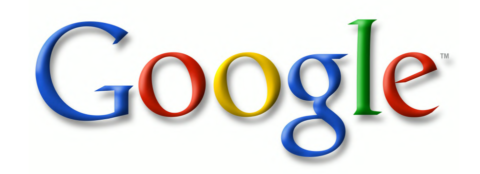



Bartels
Heinrich Heine



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Adolf Bartels,

Heinrich Heine.

Adolf Bartels,

Heinrich Heine.



Heinrich Heine.

Auch ein Denkmal.

Von

Adolf Bartels.

Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Adolf Bartels,

Heinrich Heine.

Heinrich Heine.

Auch ein Denkmal.

Von

Adolf Bartels.

Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

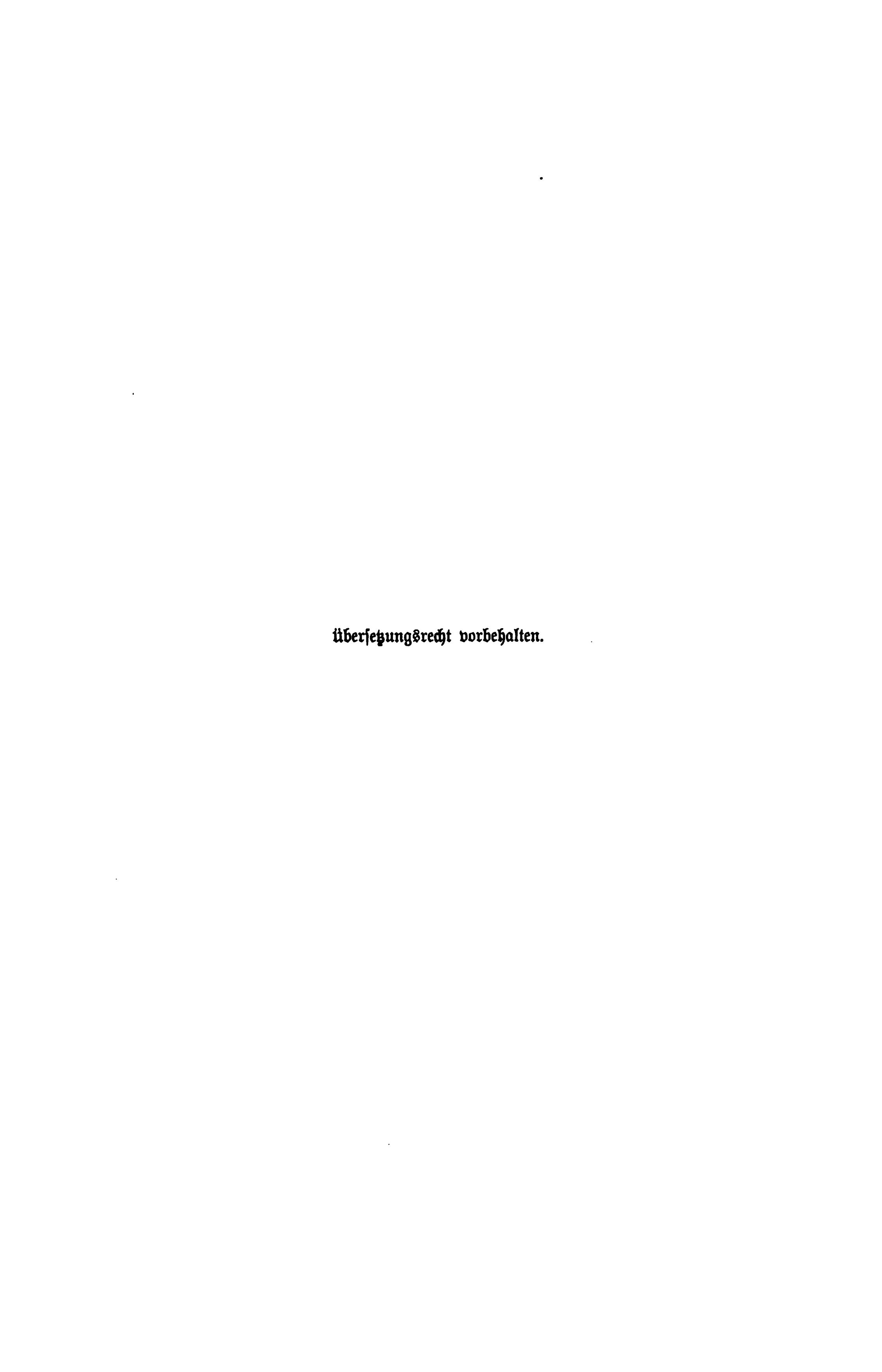
Heinrich Heine.

Auch ein Denkmal.

Von

Adolf Bartels.

Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).



Einleitung.

Die neuerdings wieder aufgetauchten Bestrebungen, Heinrich Heine auf deutscher Erde ein Denkmal zu setzen, bildeten die Veranlassung dieser Schrift. Gewiß, man brauchte sich über den Aufruf des Herrn Alfred Kerr, richtig Kempner, an die „deutschen Davidsbündler" nicht aufzuregen, der Mann wie das Dokument haben unbedingt nur Kuriositätswert; ein anderes Gesicht erhielt die Angelegenheit aber, als der folgende kurze Aufruf erschien:

„Für Heinrich Heines deutsches Denkmal bitten wir Geldgaben an die Deutsche Bank zu senden. Die Presse bitten wir, durch Sammlungen das Werk zu unterstützen. Über die eingelaufenen Beiträge wird öffentlich quittiert werden.

Max Klinger. Ernst Haeckel. Gerhart Hauptmann. Richard Dehmel. Max Liebermann. Oskar Bie. Hugo von Hofmannsthal. Engelbert Humperdinck. Alfred Kerr."

Sind von den neun Unterzeichnern dieses Aufrufs auch vier Juden, jüdischer Rasse, und ein fünfter der Gatte einer Jüdin, ist ferner Ernst Haeckel in ähnlicher Weise wie einst Theodor Mommsen längst sozusagen international festgelegt, so müssen doch Max Klinger, Gerhart Hauptmann und Engelbert Humperdinck unbedingt als Künstler entschieden nationaler Prägung gelten, und es begreift sich schwer, wie

sie sich für einen Heine ins Zeug legen konnten. Dem angeführten Aufruf der Männer folgte dann noch einer der Frauen, in dem es u. a. hieß:

„Jedes deutsche Mädchen singt seine Lieder; in den höchsten Feierstunden des Weibeslebens klingen sie ihm ins Ohr. Der Weibesschönheit hat er schimmernde Altäre gebaut, wie kein anderer. Für ihr Liebesglück und ihre Liebessehnsucht hat er Töne gefunden, wie nur wenige vor ihm. — Und er hat kein Denkmal in Deutschland!

Da nun aber deutsche Männer darangegangen, ihm ein Denkmal zu setzen, sammeln sich Pfaffen und Philister wider sie und protestieren scheinheilig im Namen der gefährdeten Sittlichkeit wider ihr Vorhaben. Darum ist es jetzt an Euch, deutsche Frauen, zu beweisen, auf welcher Seite Ihr steht; auf der Seite der Dunkelmänner, die unter dem Schleier des Muckertums und ihrer Lebensverneinung alles Schöne und Wahrhaftige begraben wollen, oder auf Seite derer, die sich mutig zum Leben, zur Freiheit, zur Wahrhaftigkeit und Schönheit bekennen.“

Unterzeichnet war dieser Aufruf, der ja das Kennzeichen seiner Herkunft deutlich an der Stirn trägt, von den folgenden „deutschen“ Frauen: Lily Braun, Hedwig Dohm, Klara Viebig, Wally Zepler, Alma Dzialoszynski, Helene Voigt-Diederichs, Käthe Kollwitz, Mascha Ziemen, Julie Wolfthorn, Minna Cauer, Marie Stritt, Anselma Heine, Helene von Monbart, Else Lasker-Schüler, Dr. Helene Stöcker, E. Rosmer, Hedwig v. Alten, Henriette Fürth, Johanna Baum, Toni Breitscheid, Dr. Agnes Bluhm, Adrienne Hacker, Anna Ritter, Ida Fulda. Ich hebe aus diesen Namen nur die von Helene

Voigt-Diederichs und Anna Ritter hervor. Endlich erschien noch ein dritter, örtlicher Aufruf:

„Der fünfzigste Todestag Heinrich Heines hat aufs neue gezeigt, wie tief der Dichter im Herzen des deutschen Volkes lebt. Und aufs neue ergeht der Aufruf, ihm in Deutschland ein Denkmal zu errichten. In Frankreich, in Griechenland, in Amerika ist es ihm schon geworden; nur sein Deutschland schuldet es ihm noch. Nicht, als ob er solcher Ehrung bedürfe. Jeder Frühling, jede junge Liebe, jedes Rauschen des deutschen Meeres, jeder Ruf nach geistiger Befreiung erneuert seinen Ruhm. Aber alle, die den Dichter, dessen Lieder das ganze deutsche Volk singt, kennen und lieben, werden gern dazu beisteuern, eine alte Dankesschuld abzutragen. Sollten wir erreichen, daß das Denkmal in Hamburg, in der schönen Wiege seiner Leiden errichtet wird, so würde das mehr als eine äußere Zierde für unsere Stadt bedeuten: Wir ehren uns, wenn wir den Genius ehren.

Die Literarische Gesellschaft zu Hamburg.

Léon Goldschmidt, 1. Vorsitzender, Dr. Carl Müller-Rastatt, 2. Vorsitzender, Fritz Winter, 3. Vorsitzender, Otto Ernst, Dr. J. Loewenberg, Landgerichtsdirektor Gustav Schiefler. Diesen Aufruf unterstützen: Direktor Max Bachur, Generaldirektor Albert Ballin, John v. Berenberg-Goßler jun., Direktor Prof. Dr. Alfred Freiherr von Berger, Bd. Blumenfeld, Direktor Prof. Dr. Justus Brinckmann, Chefredakteur Dr. H. Diez, Landgerichtsdirektor J. F. T. Engel, Präsident der Bürgerschaft, Gustav Falke, Albert U. Hallgarten, E. C. Hamberg, Dr. Justus Hendel, Ludwig Klapp, Pastor zu

St. Katharinen, Emil Krause, Direktor Prof. Dr. Lehmann, Detlev von Liliencron, Chefredakteur Dr. Fr. Menck, Alfred Michahelles, Präsident der Handelskammer, F. L. Nirrnheim, zweiter Vizepräsident der Bürgerschaft, Dr. Arthur Obst, Vorsitzender des Journalisten- und Schriftstellervereins, Dr. Max Schramm, Gustav Tuch, Max M. Warburg, Konsul Ed. F. Weber, Dr. A. L. Wex, erster Vizepräsident der Bürgerschaft."

Selbstverständlich habe ich alle diese Namen nur deshalb hier verzeichnet, damit das deutsche Volk später genau weiß, wem es „sein" Heine-Denkmal verdankt; denn daß es zu einem solchen kommt, ist ziemlich sicher: Schon sind 30000 Mark zusammengebracht, schon hat Alfred Kerr verkündet, die Wahl Hamburgs als Ort des Denkmals werde davon abhängig gemacht, daß ein schöner und würdiger Platz zur Verfügung gestellt werde — die Hamburger Herren glauben gar nicht, wie willkommen ihr örtlicher Aufruf den Kerr und Genossen gewesen ist. Uns gehen hier nur Detlev von Liliencron, Gustav Falke und Otto Ernst näher an, da wir nur ihnen das volle iudicium in der Heine-Frage zugestehen oder es von ihnen verlangen müssen.

Für die breiteren Kreise in Deutschland, die gebildeten eingeschlossen, darf man stets noch Unklarheit über Heinrich Heine und seine Stellung zum deutschen Volke und in unserer Zeit als Ursache des Eintretens für ihn annehmen. Dafür erhielt ich kurz nach dem Erscheinen der ersten Denkmals-Aufrufe einen bündigen Beweis: Man wollte in Weimar, der Stadt Schillers und Goethes, noch in dem Jahr der hundertsten Wiederkehr des Todestages Schillers, den man eben als Hort des Idealismus in glänzendster Weise gefeiert

hatte, eine Heine-Gedächtnisfeier veranstalten, und es fanden sich in der Tat hochangesehene, gut nationalgesinnte Männer, die die Aufforderung unterzeichneten. Dann erkannten sie freilich, wozu man ihre Namen hatte gebrauchen wollen — denn natürlich wäre es in ganz Deutschland ausposaunt worden, daß die Goethe- und Schillerstadt in der Feier des jüdischen Dichters vorangegangen — und hatten Selbstüberwindung genug, ihren Namen zurückzuziehen. Nun wäre es natürlich Anmaßung, wenn man diesen Männern völlige Unkenntnis Heines vorwerfen wollte; nein, sie hatten ihn gewiß in ihrer Jugend und hier und da vielleicht auch später noch gelesen, und die Erinnerung an die ästhetischen Genüsse war es, was ihnen die Feder zur Unterzeichnung des Aufrufs in die Hand gab. Aber freilich, wie alle bewußt-deutschnationalen Männer jetzt zu Heine stehen, und was die neuere ästhetische Anschauung über ihn ist, das wußten sie schwerlich, und so kamen sie in die Lage, mit Tausenden ernster und ehrlicher Volksgenossen in Konflikt zu geraten und ihnen einen guten, ja notwendigen Kampf zu erschweren. Um was es sich handelt, das hätten sie aus einer Notiz der „Frankfurter Zeitung“ ersehen können, die bald darauf erschien:

„Das ‚amtliche Nachrichtenblatt für das Großherzogtum Sachsen‘, die ‚Weimarische Zeitung‘, veröffentlicht unter dem Titel ‚Noch ein Wort zur Denkmalsschnorrerei‘ einen Artikel, der also beginnt: ‚Eine Anzahl Frauen erläßt einen Aufruf für ein Heine-Denkmal, in dem als alleiniger Grund dafür, daß alle wahren Deutschen gegen ein solches Erinnerungszeichen protestieren, die ‚gefährdete Sittlichkeit‘ angegeben wird. Das ist eine unlautere und sicherlich nur jüdischer Mache — die meisten Unterzeichnerinnen des Aufrufs sind Jüdinnen — entsprungene Darstellung. In erster Linie sind es nicht ‚Pfaffen und Philister‘, die gegen ein Heine-Denkmal auf deutschem Boden protestieren, sondern die vaterlandsliebenden Deutschen. Diese betonen mit vollstem Rechte, daß einem Menschen fremder Rasse, der durchaus französisch gesinnt war und alles, was deutsch ist, selbst die

größten deutschen Dichter, beschimpfte und verhöhnte, kein Erinnerungszeichen auf deutschem Boden gebührt.' So geht es eine kurze Weile, aber nicht kurzweilig weiter, und schließlich heißt es in Bezug auf die Äußerung des, wie wir einräumen, wenig glücklich stilisierten Berliner Aufrufs: ‚Ein ganz Großer ist zu krönen': ‚Niemals kann Heine — selbst wenn man von seiner Unehrenhaftigkeit absieht — ein ganz Großer genannt werden. Er hat neben sehr vielen zynischen und zotigen Gedichten und einigen nicht gerade lieblich duftenden Erzählungen eine Reihe von schönen Liedern geschaffen. Das ist aber auch alles. Kein größeres Werk von innerem, bleibendem Werte ist ihm gelungen, dazu fehlte ihm einfach die männliche deutsche Kraft, die wahre Begabung.' Wir lachen jetzt nur noch über solche Äußerungen der männlich-deutschen Volksseele. In der Stadt Goethes und Schillers, in der neulich gegen August Rodins Werke geschrieen wurde, weil sie unsittlich seien, darf es auch Idioten geben, die Heine beschimpfen, und andere, die diese Beschimpfungen drucken."

Man merkt die furchtbare Wut des Blattes an dem offenen Hohn über die „männlich-deutsche Volksseele" und dem Ausdruck „Idioten", mit dem es ganz andere Leute traf, als es dachte; denn u. a. stand ich, auf den er wohl gemünzt war, dem Artikel der „Weimarischen Zeitung" vollkommen fern; man merkt die Wut auch an der Verleumdung Weimars; denn gegen die Werke August Rodins hat hier kein Mensch „geschrieen", nur gegen die öffentliche Ausstellung einiger häßlicher Skizzen, die dem großen Publikum völlig unverständlich bleiben mußten. Überhaupt verläßt ja die jüdische Presse ihre gewöhnliche Klugheit vollständig, wenn man irgendwie an den heiligen Heinrich Heine rührt: Als der Geheime Regierungsrat und ordentliche Universitätsprofessor Dr. Erich Schmidt, einer unserer ausgezeichnetsten Philosemiten, im Frankfurter Hochstift eine Anzahl Heine-Vorträge hielt und in einem von ihnen sagte: „Hätte er, Heine, damals für die schlimmsten Schimpfworte mal eine Tracht Prügel bekommen, so wäre das kein großes Unglück gewesen, aber es ist doch wahrhaftig nicht nötig, heute deshalb

Entrüstungsversammlungen abzuhalten", da fuhr ihn die „Frankfurter Zeitung" folgendermaßen an: „Wir gestehen offen, daß uns alle antisemitischen Entrüstungsversammlungen harmloser dünken als diese erstaunliche Roheit eines deutschen Literaturprofessors und angeblichen Verehrers von Heinrich Heine." Le pauvre homme! — Selbst ihrem Radikalismus, ihrer Abneigung gegen alles Monarchische werden die jüdischen Blätter untreu, wenn es sich um ihren geliebten Heine handelt. Während ihnen sonst Äußerungen von Fürsten über Kunstdinge nur immer Privatmannswert haben, ja, oft benutzt werden, um dem Monarchismus einen Strick zu drehen — ich erinnere an die durch die Blätter der Linken hindurchgehende beständige Opposition gegen alles, was der Kaiser in Kunstdingen je sagte und tat —, werden günstige Urteile von deutschen Fürsten über Heine dem deutschen Volke sofort aufs eindringlichste zur Beherzigung vorgehalten. Wie sehr die unglückliche Kaiserin Elisabeth von Österreich zur Heine-Reklame ausgenutzt worden ist, weiß jedermann. Beim diesmaligen Heine-Feldzug lasen wir denn: „Der Großherzog von Hessen empfing einen Vertreter des Darmstädter Sonderausschusses für Heinrich Heines ‚deutsches' Denkmal und versicherte, das Unternehmen dürfe seiner freudigsten Zustimmung gewiß sein. Es erfülle ihn mit Befriedigung, daß der große deutsche Dichter, der die deutsche Sprache mit einer Feinheit und Eleganz gehandhabt habe, deren kaum die französische Sprache fähig sei, nun auch in Deutschland das längst verdiente Denkmal erhalten solle. Und da freue es ihn, daß gerade seine als Kunststadt aufstrebende Residenz in die erste Reihe der deutschen Städte gerückt sei. Der Großherzog gab dem Wunsche Ausdruck, das Denkmal möge seinen Platz nicht in Berlin, sondern am Rhein finden, einmal,

weil in diesem Falle die sentimentale, im deutschen Volke bekanntere und beliebtere Seite des Dichters mehr zum Ausdrucke komme, und dann auch, weil der Rhein, im Gegensatz zu Berlin, doch von jedem Deutschen einmal besucht werde." Leider erlitt dann die Freude der demokratischen Blätter eine kleine Beeinträchtigung: Es stellte sich nämlich als der „Mann", den der Großherzog dieser Erklärung gewürdigt hatte, ein Abiturient des Darmstädter Gymnasiums namens Schmalenbach heraus, und bei aller Anerkennung der Leutseligkeit des bekanntlich um die deutsche Kunst wirklich verdienten Fürsten durfte man doch auf nationaler Seite die Unverfrorenheit des mulus und die Eilfertigkeit, mit der er seine Nachrichten in die Welt setzte, nicht ungerügt lassen. Den Blättern aber, die uns Deutsche durch solche Fürstenaussprüche bestimmen wollen, möge ein für allemal gesagt sein: Wir sind ein sehr loyales Volk, wir opfern, wenn es sein muß, auf Befehl unserer Fürsten noch heute Gut und Blut, wir lassen uns in kritischen Zeiten sogar die Beschneidung unserer Rechte gefallen; denn die Verantwortlichkeit des Fürsten für das Bestehen des Staates ist tausendmal größer als die jedes einzelnen von uns, und im Notfall muß er handeln und wir haben einfach zu gehorchen. Aber in unseren Privatansichten — und dazu gehören die ästhetischen — lassen wir uns durch unsere Fürsten nicht bestimmen, und noch weniger in alledem, was mit unserer Weltanschauung zusammenhängt, was innerste Überzeugung bei uns ist. Soweit hat uns schon die Reformation gebracht, es ist auch deutsche Natur von altersher. Andererseits ist es ein Vorrecht der Fürsten, sich in ihren Privatmeinungen von uns ohne weiteres respektiert zu sehen, und höchstens nur dann darf man diese, aber wieder nur in allerloyalster

Weise, bekämpfen, wenn die Privatmeinung zu einer das gesamte Volksinteresse schädigenden Handlung zu führen droht. Dies würde im vorliegenden Fall eintreten, wenn ein deutscher Fürst oder eine deutsche freie Stadt ein Stück deutschen Bodens, der ja den Fürsten und dem Volke gemeinsam gehört, für ein Heine-Denkmal hergeben wollte. Dann wäre es unsere Pflicht, loyal zu protestieren.

Ich habe hier die ganze diesmalige Entwicklung der Heine-Denkmalangelegenheit dargestellt — sie ist ja nur die Wiederaufnahme der vergeblichen Bestrebungen vom Ende der achtziger Jahre, aber, wie ich fürchte und bereits ausgesprochen habe, leider aussichtsvoll. So ist es meine Pflicht als nationalgesinnter Literaturhistoriker, die Heine-Frage nun ganz aufzurollen, dem deutschen Volke zu zeigen, wer Heinrich Heine wirklich war, und was er uns jetzt noch ist. Ich bin der festen Überzeugung, daß ich den Beweis liefern kann, daß Heine nicht der große deutsche Dichter, der größte Lyriker nach Goethe war, als den man ihn uns so lange aufzureden versucht hat, daß menschliche und dichterische Artung bei ihm genau wie bei allen anderen Dichtern zusammenstimmen, daß sich also alle Schwächen des Menschen in seiner Dichtung wiederfinden. Auch bin ich ja nicht der erste, der dieser Anschauung ist und Beweise dafür liefert. Zwar sind alle größeren deutschen Werke über Heine, so die von Adolf Strodtmann, Robert Prölß und Hermann Hüffer judenfreundlich und ohne eine Ahnung des im Fall Heine vorliegenden Problems, aber schon 1838 hat Gustav Pfizer in seinem großen Aufsatz „Heines Schriften und Tendenz“ für jeden Einsichtigen das Rätsel Heinrich Heines gelöst und den Dichter und Schriftsteller im Grunde vernichtet, mochte auch Heine durch die Witze seines „Schwabenspiegels“

das oberflächliche Publikum einstweilen darüber hinwegtäuschen. Im Jahre 1881 gab dann Karl Goedeke in der 1. Abteilung des 3. Bandes seines „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung“ (die, nebenbei bemerkt, dem Großherzog Karl Alexander von Weimar gewidmet ist) jene monumentale Charakteristik des Menschen und Dichters Heine, an der man nun, indem man Goedeke antiquiert nennt, so gern bröckeln möchte. Seit 1885 erfolgen Heinrich von Treitschkes grandiose Angriffe in seiner „Deutschen Geschichte“, die wenigstens in den entschieden nationalen Kreisen die Heine-Verehrung ausgerottet haben, und gleichzeitig äußert sich Viktor Hehn in seinen „Gedanken über Goethe“ sehr wirkungsvoll. Auch Xanthippus' (Franz Sandvoß') Schrift „Was dünket euch um Heine“, Leipzig 1888, zur Zeit des früheren Denkmalskampfes erschienen, hat gute Dienste getan, mag man sie auch wegen ihres ausgeprägt philologischen Charakters hier und da geringschätzig behandelt haben. Meine eigene Darstellung des Heinischen Grundwesens in meiner „Geschichte der deutschen Literatur“ endlich hat namentlich die deutsche Jugend schon vielfach von Heine weggeführt. Um das dort begonnene Werk fortzusetzen, lasse ich nun also dieses Buch ausgehen: Es soll vor allem das Kampfmaterial gegen Heine an die Hand geben und im besonderen das ästhetische gegen den Dichter. Nur wenn wir die ästhetisch-literarische Position Heines endgültig erschüttern — und sie ist jetzt eine durchaus künstliche —, ist Aussicht, daß ihn das deutsche Volk endlich gründlich überwindet, was schon um 1870 nötig war, aber bisher aus bekannten Gründen immer noch nicht geschehen ist. Wer gut lesen kann, braucht freilich ein Buch wie das vorliegende kaum, die begeisterten Heineschriften des Herrn Gustav Karpeles,

denen ich mein Tatsachen-Material in der Hauptsache entnommen habe, erfüllen genau dieselbe Aufgabe, machen jeden wahren Deutschen gründlich fertig mit Heine. Aber man liest leider in unserer Zeit nicht sehr gut, auch sind die rein und unbeirrt deutsch empfindenden Leser selten, und so ist denn mein Buch, das gerade auf sein Ziel losgeht, allerdings eine Notwendigkeit. Los von Heine! lautet die Parole — wir sind es im Grunde längst, unsere literarische und geistige Entwicklung ist schon seit einem Menschenalter über ihn hinaus, aber man will uns diesen Dichter, dessen Einfluß auf die breiteren Kreise ein durchaus verderblicher ist und immer sein wird, auch für die Zukunft aufzwingen, wir sollen sogar die Kniee vor ihm beugen, und diese Zumutung dürfen wir uns keinesfalls gefallen lassen, falls noch ein Rest des Gefühls für die Würde unseres Volkes und unsere eigene Würde in uns ist. Nein, zu Boden mit Heine, mögen ihn die verehren, zu denen er gehört, ganz, restlos, mit jedem Zuge seines Wesens, denen er noch heute aus der Seele spricht und singt! Für uns Deutsche wäre das Heine-Denkmal, im Namen des deutschen Volkes errichtet, die ärgste Beschimpfung, die man uns antun kann, Schmach und weiter nichts als Schmach! Das leugne ein ehrlicher Mensch, wenn er dies mein Buch gelesen hat!

Weimar, Pfingsten 1906.

Adolf Bartels.

Inhalt:

I.

Heines Leben.

Außer seinem Vornamen Harry, angeblich nach einem englischen Geschäftsfreunde seines Vaters, führte Heine noch den zweiten Chajjim (siehe Karpeles, Heinrich Heine, aus seinem Leben und aus seiner Zeit, S. 20) — ich denke mir, Chajjim ist der jüdische Hauptname und Harry der deutsche Deckname dafür. Chajjim hieß Heine nach seinem Großvater väterlicherseits, dem hannoverschen Juden Chajjim Bückeburg, der sich dann Heymann Heine nannte. Es ist sehr schade, daß die deutschen Regierungen, als sie die Juden zwangen, Familiennamen anzunehmen, nicht die Beibehaltung der schon üblich gewordenen Namen verlangt haben; dann hätte der große deutsche Dichter Heinrich Heine richtig Chajjim Bückeburg geheißen, und das wäre gewiß ein Hindernis seiner Volkstümlichkeit geworden. Die Familie Bückeburg stammte wirklich aus Bückeburg, dort hat sich ein Zweig von ihr bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten, Levi und Lazarus Heine, Vettern des Dichters, waren Hofbankiers des Fürsten von Schaumburg-Lippe. „Anfangs der fünfziger Jahre kam es“, wie Karpeles sich klassisch ausdrückt, „zum Bruch zwischen ihnen und dem Fürsten von Bückeburg, und sie flohen bei Nacht und Nebel aus dem Fürstentum, was wohl nicht allzulange gedauert haben mag.“ Nun, sie werden etwas weiter geflohen sein als über die Lippische Grenze, und wenn ihnen auch nicht das halbe Fürstentum an den Stiefeln kleben geblieben ist, sie werden doch nicht ohne einiges Lippische Kleingeld bei Nacht und Nebel abgezogen sein. Chajjim Bückeburg oder Heymann Heine, der Großvater des Dichters, der kleine Jude mit dem großen Bart, von dem dieser in

seinen Memoiren redet, hatte von zwei Frauen zahlreiche Kinder, von der zweiten, Mathe Eva Popert aus Altona, einer großen Schönheit, allein sechs Söhne und zwei Töchter. Die Söhne hießen Isaak, Samson, Salomon, Meyer, Samuel und Herz. Isaak ging nach Frankreich und zeugte dort Armand und Michel Heine, die dann Chefs des großen Bankhauses Oppenheim und Fould wurden und von ihrem berühmten deutschen Vetter nie etwas haben wissen wollen. Die Tochter Armands heiratete zuerst den Herzog von Richelieu und nach dessen Tod den Fürsten von Monaco, von dem sie jetzt aber wieder geschieden ist. Samson Heine, der auch den Decknamen Siegmund führt, wurde der Vater des Dichters, Salomon Heine, der dritte Sohn Heymann Heines aus dessen zweiter Ehe, ist der bekannte Hamburger Millionär, der im Leben seines berühmten Neffen eine so große Rolle spielt.

Im übrigen gilt, wie man aus David Kaufmanns und Gustav Karpeles' Werken sehr deutlich merkt, die väterliche Familie Heines für bei weitem nicht so fein als die mütterliche, die der letztgenannte Autor einfach als geistigen Erbadel bezeichnet. Heine selbst liebte es bekanntlich, die mütterliche Familie als wirklichen Adel hinzustellen — er veränderte das van in von oder ins französische de und sprach davon, daß seine Mutter wahrscheinlich von einer adligen jüdischen Familie abstamme: „Die öftere Vertreibung der Israeliten aus den europäischen Ländern hat meine Ahnen nach Holland geführt, in welchem Lande das von in van verwandelt wurde.“ Das ist natürlich Kohl. Die Familie van Geldern ist ursprünglich ebensogut eine jüdische Geldmacherfamilie wie die Bückeburgs, erst der Großvater Heines, Gottschalk van Geldern, hat den Beruf eines Arztes ergriffen. Dessen Vater Lazarus, der die Tochter des Wiener Münzjuden Simon Michael genannt Preßburg heiratete, und wieder dessen Vater Joseph oder Juspa van Geldern waren jülich-klevische Bankiers und Armeelieferanten, deren 1705 zu Düsseldorf begründete Bank nach

Karpeles „auf schlechter national-ökonomischer Grundlage basierte“ (sie wird wohl nach dem späteren System Law gewesen sein), und die wegen ihrer Proviantlieferungen zur Rechenschaft gezogen, allerdings nicht verurteilt wurden. Später machte dann das Haus van Geldern Bankerott, der Arzt Gottschalk aber hob es wenigstens moralisch wieder. Sein Bruder Simon war der „geniale Abenteurer“, von dem Heine in seinen Memoiren berichtet; man braucht aber nicht alles zu glauben — Karpeles sagt von Simon, daß man ihn ohne weiteres zu den Schwärmern und Schwindlern des achtzehnten Jahrhunderts zählen dürfe. Er war wohl ein Mittelding zwischen den Abenteurern jener Zeit und dem gewöhnlichen jüdischen Schnorrer. Daß Heine einiges von ihm in seinem eigenen Wesen hatte, kann man seinen Biographen schon glauben, er war in der Tat „zerfahren und flatterhaft, träumerisch und arbeitsscheu“ wie sein Großohm.

Wie das über den Chevalier Simon de Geldern Berichtete, ist auch alles übrige, was Heine über seine Familie und sein Elternhaus erzählt, mit äußerster Vorsicht aufzunehmen, vielfach geradezu Schwindel. In seinen Memoiren steht zu lesen:

„Die rote Uniform, worin mein Vater auf dem erwähnten Portraite abkonterfeit ist, deutet auf hannoversche Dienstverhältnisse. Im Gefolge des Prinzen von Cumberland befand sich mein Vater zu Anfang der französischen Revolution und machte den Feldzug in Flandern und Brabant mit, in der Eigenschaft eines Proviantmeisters oder Kommissarius oder, wie es die Franzosen nennen, eines officier de bouche; die Preußen nennen es einen Mehlwurm. Das eigentliche Amt des blutjungen Menschen war aber das eines Günstlings des Prinzen, eines Brummels au petit pied und ohne gesteifte Krawatte, und er teilte am Ende das Schicksal solcher Spielzeuge der Fürstengunst. Mein Vater blieb zwar zeitlebens fest überzeugt, daß der Prinz, welcher später König von Hannover ward, ihn nie vergessen habe, doch wußte er sich nie zu erklären, warum der Prinz niemals nach ihm schickte, niemals sich nach ihm erkundigen ließ, da er doch nicht wissen konnte, ob sein ehemaliger Günstling nicht in Verhältnissen lebte, wo er etwa seiner bedürftig sein möchte. Aus jener Feldzugsperiode stammten mehrere bedenkliche Liebhabereien meines Vaters, die ihm meine Mutter nur allmählich abgewöhnen konnte. Z. B. ließ er sich gern zu hohem Spiel verleiten,

1*

protegierte die dramatische Kunst oder vielmehr ihre Priesterinnen, und gar Pferde und Hunde waren seine Passion. Bei seiner Ankunft in Düsseldorf, wo er sich aus Liebe für meine Mutter als Kaufmann etablierte, hatte er zwölf der schönsten Gäule mitgebracht."

Diese zwölf Gäule nun sind, wie der brave Karpeles feststellt, reine Phantasie des Dichters, und alles andere ist es auch: Samson Heine kam 1796 mit Empfehlungsbriefen und nicht mit Pferden, jedenfalls nicht mit eigenen, nach Düsseldorf, er war völlig mittellos, nie Offizier, sondern nur jüdischer Tradition getreu Armeelieferant während der französischen Okkupation dieser Stadt, und seine schöne rote Uniform war nur eine Düsseldorfer Bürgerwehr-Uniform. Sie scheint Heine überhaupt mächtig in die Augen gestochen zu haben; denn schon in seinem 1825 dem Göttinger Professor Hugo gesandten Lebenslauf zum Anmeldungsbrief für das Doktorexamen heißt es: „Mein Vater Siegmund Heine, früher Soldat, dann Kaufmann." Nur in einem Punkte kann man seiner Schilderung seines Vaters vollständig trauen, darin, daß er gutmütig und beschränkt war. Der Jud Heene, wie es in der Düsseldorfer Bürgerliste heißt, hatte ein Schnittwarengeschäft, auch eine Boutique auf dem Markt, jagte um 1810 einer Millionenerbschaft nach und war 1813 Hauptkollekteur der Großherzoglich-Bergischen Klassenlotterie. Im Jahre 1820 gab er sein völlig heruntergekommenes Geschäft auf, sein Bruder Salomon, der Millionär, löste seine Verbindlichkeiten ein.

Betty oder, wie sie eigentlich hieß, Channe Peierche (Peira) van Geldern war bereits 26 Jahre alt, als sie Samson Heine heiratete, dem sie das Niederlassungsrecht erst hatte erkämpfen müssen. Heine erzählt von ihrer großen Bildung: „Ihr Glauben war ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftrichtung ganz angemessen. Sie war eine Schülerin Rousseaus, hatte dessen „Emile" gelesen, säugte selbst ihre Kinder, und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd. Sie hatte selbst eine gelehrte Erziehung genossen und war die Studiengefährtin ihres Bruders gewesen,

der ein ausgezeichneter Arzt ward, aber früh starb. Schon als ganz junges Mädchen mußte sie ihrem Vater die lateinischen Dissertationen und sonstige gelehrte Schriften vorlesen, wobei sie oft den Alten durch ihre Fragen in Erstaunen setzte." Dem gegenüber sagt der sonst durchaus gläubige Heine-Biograph Prölß: „Aus ihren uns erhaltenen Jugendbriefen läßt sich weniger die gelehrte Erziehung erkennen, die sie genossen haben soll, als ihr gefühlvolles Herz und die Energie ihres Geistes", und Karpeles teilt einen 1809 geschriebenen Brief der Channe van Geldern mit, aus dem klar hervorgeht, daß auch sie an die Millionenerbschaft, die große „Jerusche" geglaubt hat. Ein wenig verdächtig erscheint mir auch die Nachricht, daß sie im Gegensatz zu ihrem Manne, der nach dem Sohne sein Leben lang ein großer Napoleonverehrer war, eine glühende deutsche Patriotin gewesen sei — hat sie doch nach Heines hier durch Tatsachen zu belegendem Zeugnis an eine glänzende französische Carriere für ihren Sohn gedacht. Während der Freiheitskriege mag sich bei ihr, wie bei manchen deutschen Juden, der Rahel an der Spitze, etwas wie deutscher Patriotismus geregt haben; starken Zeitbewegungen, die fast Mode werden, widerstehen ja die Juden nie. Aber im ganzen war Betty Heine Aufklärerin, jenseits der Romantik und ist es auch geblieben. Ihren Mann, der noch in der Ehe altgläubig war, hat sie in freigeistigem Sinne beeinflußt und ihren Sohn wohl auch.

Als seinen Geburtstag hat Heine selber bekanntlich gelegentlich den 1. Januar 1800 angegeben, um als einer der „ersten" Männer des Jahrhunderts zu erscheinen. Dieser Witz ist lange abgetan, den 13. Dezember 1799 hält man zwar noch hier und da fest, hat sich aber meistens für den 13. Dezember 1797 entschieden. Auch hier stoßen wir auf eine ziemlich verdächtige Geschichte, an der zwar Heine wahrscheinlich nicht allein oder nicht hauptsächlich beteiligt ist: Heines Geburtstag soll gefälscht worden sein, um ihn dem preußischen Militärdienste (dem Kriegsdienste gegen Napoleon, sagt Karpeles) zu entziehen, oder, wie Hüffer meint, um

ihm 1816 die Auswanderung nach den Hansestädten zu ermöglichen, was übrigens so ziemlich dasselbe wäre. Daß etwas nicht in der Ordnung ist, geht aus dem Briefe des Dichters an seine Schwester Charlotte vom 16. Juli 1853 unwiderleglich hervor: „Was das Datum meiner Geburt betrifft, so bemerke ich Dir, daß ich laut meinem Taufschein [dessen Datum er natürlich selbst angegeben hatte] den 13. Dezember 1799 geboren bin, und zwar zu Düsseldorf am Rhein, wie Dir ebenfalls bekannt sein wird. Da alle unsere Familienpapiere durch die Feuersbrunst in Hamburg zu Grunde gegangen und in den Düsseldorfer Archiven das Datum meiner Geburt nicht richtig angegeben sein kann aus Gründen, die ich nicht sagen will, so ist obiges Datum allein authentisch, jedenfalls authentischer als die Erinnerung meiner Mutter, deren alterndes Gedächtnis keine verloren gegangenen Papiere ersetzen kann." Heines Eltern hatten im Februar 1797 geheiratet, und die Mutter dürfte doch noch gewußt haben, ob ihr erstes Kind im ersten oder im dritten Jahre ihrer Ehe geboren wurde. Ich nehme an, daß das Datum in den Düsseldorfer Archiven das richtige war, da es Heine zu diskreditieren sucht, doch könnte auch dieses aus Furcht vor der napoleonischen Konskription gefälscht gewesen sein. Jedenfalls stimmt Hüffers Vermutung. Wenn Karpeles bemerkt, daß der Behauptung, Heine habe sich dem Militärdienste entziehen wollen, die bisher von keiner Seite berichtigte Angabe des Dichters selbst „schlankweg" gegenüberstehe, daß er mit dem größten Teile seiner Mitschüler vom Düsseldorfer Lyceum während des Krieges gegen Frankreich (1815) seine Dienste angeboten habe, so denkt er nicht daran, daß Heine nach den Bonner Immatrikulationsakten das Lyceum bereits 1814 verlassen hat, und daß das Spielen mit der Idee des freiwilligen Dienstes während eines Krieges und der reguläre Militärdienst zwei sehr verschiedene Dinge sind. Übrigens stammt die Nachricht, Heine habe sich dem preußischen Militärdienste entziehen wollen, und daß „man" deshalb sein Geburtsjahr gefälscht habe,

aus einem Briefe an St. René Taillandier vom 3. November 1851, den kein anderer als — Heinrich Heine selbst geschrieben hat. Herr Karpeles entschuldige gütigst, daß ich diesen Trumpf bis zuletzt in der Hand behalten habe.

Über Heines Kinderjahre weiß man im allgemeinen nur wenig, auch über seinen Bildungsgang nicht allzuviel; denn die Witzchen im „Buche Le Grand“ und in den Memoiren besagen ja nichts. Wolfgang Müller von Königswinter hat den Ausspruch des Rektors Schallmeyer überliefert, daß Heine entweder ein großer Mann oder ein großer Hallunke werden würde — nun, er ist keines von beiden geworden, sondern so eine Art Mittelding von beiden. Was er nicht konnte, das stellt das Universitäts-Aufnahmezeugnis von 1819 genau fest: „Griechisch hat er nicht gelernt. Im Lateinischen ist er von unsicherer Kenntnis und zu geringer Übung, weshalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat. Zu einer Prüfung in der Mathematik hat er sich nicht verstanden. In der Geschichte ist er nicht ohne alle Kenntnisse. Seine deutsche Arbeit, wie wohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweist ein gutes Bestreben.“ Man darf nicht übersehen, daß zwischen dem Abgang von der Schule und der Prüfung, deren Ergebnis dies Zeugnis ist, fünf Jahre liegen; selbstverständlich hatte Heine in der Zwischenzeit Latein vergessen und Geschichte und Deutsch hinzugelernt, obschon er noch immer mit den Schwierigkeiten der deutschen Sprache kämpfte, ja, sein ganzes Leben hindurch gelegentlich grobe Schnitzer gemacht hat. Die großen Ideen der Mutter Heines, ihren Harry im französischen Dienst hochzubringen, waren durch den Sturz Napoleons ad absurdum geführt worden, und nun wurde zunächst, mit Heines Einwilligung, der naheliegende Versuch mit dem Kaufmannsberufe gemacht. Über diesen Versuch schreibt Heine in den Memoiren: „Um etwas vom Wechselgeschäft und von Kolonialwaren kennen zu lernen, mußte ich später [in Frankfurt a. M.] das Comptoir eines Bankiers meines Vaters und die Gewölbe eines großen

Spezereiwarenhändlers besuchen; erstere Besuche dauerten höchstens drei Wochen, letztere vier Wochen, doch lernte ich bei dieser Gelegenheit, wie man einen Wechsel ausstellt, und wie Muskatnüsse aussehen." Schon Goedeke hat die Vermutung aufgestellt, daß der Frankfurter Aufenthalt Heines zwei Jahre gedauert habe, und da er das Lyceum 1814 (doch wohl Ostern) verlassen und erst im Juli 1816 in Hamburg nachweisbar ist, so wird die Vermutung des Literaturhistorikers wohl stimmen. Natürlich muß man auch annehmen, daß Heine erst, nachdem der Versuch beim Bankier Rindskopf mißlungen, zu dem Spezereihändler gekommen ist, und kann annehmen, daß er in Frankfurt nicht gut getan; denn der zweite Versuch läßt auf ein halbes Aufgeben des Jünglings durch die Eltern schließen. Auch aus psychologisch-ästhetischen Gründen möchte ich beinahe schließen, daß Heines erste bedenkliche Erfahrungen Frankfurter und nicht erst Hamburger „Provenienz" sind, u. a. im Hinblick auf das Gedicht „Erinnerung". Jedenfalls hat Heine nicht gern an die Frankfurter Zeit zurückgedacht, wo er nach seinen Biographen auch das Judentum in seiner ganzen Erniedrigung kennen gelernt haben soll. In die nordische Handelsstadt zog ihn natürlich sein Oheim-Millionär Salomon Heine, der ihm, nachdem er ihn zuerst als Volontär in seinem Bankgeschäft beschäftigt, 1818 ein Kommissionsgeschäft in der Branche seines Vaters, also in Manufakturwaren, einrichtete. Die Firma Harry Heine & Co. (die Compagnie war jedenfalls Samson Heine, der Vater) liquidierte aber schon 1819, nachdem der Inhaber das Geschäft unglaublich vernachlässigt. Ein Makler namens Joseph Friedländer war, wie es scheint, die Hauptursache der unfreiwilligen Liquidation, und Heine rächte sich an ihm, indem er ihn in der „Harzreise" als den „in Hamburg noch immer ungehängt herumgehenden Manufakturwarenmakler" bezeichnete, worauf dieser ihn auf offener Straße angriff. Hier haben wir das erste Auftreten der unglaublich stark ausgebildeten Rachsucht Heines, der ein gut Teil seiner Schriftstellerei gedient hat.

Hamburg, wo Heine, wenn er 1797 geboren ist, zunächst vom 18. bis zum 22. Lebensjahre geweilt hat, ist der Ort seiner Hauptentwicklung, über die wir aber, wie über den Bildungsgang, nicht allzuviel wissen. Einen Hauptteil der Ausführungen in den Heine-Biographien über diese Zeit pflegt die Darstellung der romantischen Liebe zu seiner Cousine Amalie einzunehmen, seiner angeblich großen Leidenschaft, die sein Leben vergiftet und zugleich den Dichter geboren haben soll. Die weniger gläubigen Heine-Betrachter haben dieser Liebe immer einigermaßen skeptisch gegenübergestanden, und beispielsweise Goedeke sagt ganz ruhig: „Er hatte dort eine Jugendliebe, das heißt, neben seinen liederlichen Verbindungen mit den feilen Schönen des Apollosaales dachte er darauf, eine reiche Heirat zu machen. Er nennt seine Jugendgeliebte, die er als seine Muhme bezeichnet, bald Bertha, bald Ottilie und liebt es, die Sache so darzustellen, als habe sie ihm das gegebene Wort gebrochen, indem sie sich mit einem Christen verheiratete. Wieviel Wahrheit in diesem Liebesmärchen liegt, läßt sich kaum noch ermitteln, ist auch nicht der Untersuchung wert; ideell hat er das Verhältnis festgehalten und in all seinen Jugenddichtungen als Grundlage benutzt, indem er auf der einen Seite gebrochene Treue als Motiv behandelt, auf der anderen Haß gegen Besitz und Christentum walten läßt.“ Als Beweis für die große Leidenschaft Heines hat man neuerdings die von Hüffer entdeckten und herausgegebenen beiden Briefe Heines an seinen rheinischen Freund Christian Sethe vom 6. Juli und 27. Oktober 1816 hingestellt. Sie machen allerdings gewaltig in Leidenschaft zu einer Molly (wohl frei nach Bürger), sind aber augenscheinlich größtenteils Komödie, die Heine dem deutsch-harmlosen Freunde vorspielt:

„Ich habe sie wiedergesehen —

Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sei der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schönste Weib.

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudere nur, ich schaudere auch. — Verbrenne den Brief, Gott sei meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott, Wahnsinn sündigt nicht!"

Man sieht, daß Heine unsere Räuber- und Gespenster-Schauerliteratur, E. T. A. Hoffmann eingeschlossen, nicht ganz unbekannt geblieben war — ich vermute, daß er in Hamburg stark aus Leihbibliotheken geschmökert hat — und zugleich läßt der Brief einige Schlüsse über die Natur der späteren romantischen Liebeslyrik zu, die er embryonisch vorführt. Irgendwelchen autobiographischen Tatsachenwert hat er aber nicht. Doch nehme ich immerhin an, daß Heine eine Art erotischer Vetternliebe, wie sie nicht eben selten ist, zu seiner damals sechszehnjährigen Cousine gehabt hat, allzutief ist sie aber schwerlich gegangen; denn sie ließ sich, wenn Elsters Feststellungen richtig sind, später auf die zweite Cousine, Therese, übertragen, und nach Karpeles hat Heine sogar in derselben Zeit die Tochter eines französischen Emigranten de Charaux geliebt, der ihm dann, wohl nicht ohne zwingende Gründe, das Haus verbot, und ist außerdem von den Nymphen des Apollosaales stark in Anspruch genommen worden. Wenn man, wie ich, Heine grundsätzlich nichts glaubt, so soll man auch das, was er Schlechtes über sich aussagt, nicht ohne weiteres als Wahrheit annehmen, aber daß Heines Hamburger Leben, wie er selbst an Immanuel Wohlwill unterm 7. April 1823 schreibt, „toll, wüst, cynisch, abstoßend" war, unterliegt keinem Zweifel: Die aus einer ganzen Reihe Heinischer Werke hervorleuchtende genaue Kenntnis jener „Welt", die in den Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh verkehrte, erwirbt man nicht durch Bücher und von Hörensagen. Hier sind übrigens ja auch alle Biographen Heines einig, und er hat sein Leben fernerhin bis zum Hinsinken in die Matratzengruft nicht geändert: die Dirne war ein notwendiges Requisit seines Daseins, darf man sagen. — In Hamburg ist Heine dann auch schon als Dichter aufgetreten. Seine ersten Gedichte

erschienen 1817 in der Zeitschrift „Hamburgs Wächter“ unter dem Pseudonym „Sy Freudhold Riesenharf“. Die Zeitschrift war, wie Karpeles nachweist, antisemitisch — es ging ja bekanntlich nach den Freiheitskriegen eine starke antisemitische Bewegung durch Deutschland, die freilich noch nicht auf voller Erkenntnis des Rassengegensatzes beruhte — und so zeigt sich schon hier, daß Heine jedes Mittel recht war, das ihm zur Geltung verhalf. Doch hat er dann später den Komiker Albert Wurm, der in dieser Zeitschrift wegen seines Auftretens in der Judenposse „Unser Verkehr“ sehr gelobt wurde, in der ihm eigenen Manier „verrissen“, indem er von ihm schrieb, daß er zur Darstellung „gar besonders seichter, witzloser, pöbelhafter Gesellen“ in Berlin engagiert sei, er, der „seine Zeitgenossen jedesmal entzücke, wenn er sich in seiner wahren Größe erhebe, jeder Zoll ein Lump“. Er hat nie etwas vergessen und seinen Rassegenossen zugefügte vermeintliche Beleidigungen stets als ihm angetane empfunden, hierin ein echter Jude, trotzdem es ihm nicht immer angenehm war, es zu sein oder mit den anderen zusammengeworfen zu werden.

Daß Heine zum Kaufmann nicht geeignet war, wird man, obgleich er später kein schlechter Rechner und ein zäher Unterhändler wurde, zugestehen müssen, und so handelte sein Oheim Salomon jedenfalls richtig und auch edel, wenn er ihn, der in Hamburg schon als mauvais sujet galt, und dessen Witz ihn selbst nicht verschonte, noch die Mittel zum Studium gewährte. Was uns Deutschen dabei auffällt, ist, daß sich nirgends ein Anzeichen findet, daß Heine selber sein Studium unter höheren Gesichtspunkten, etwa dem der Erwerbung einer gründlichen Bildung oder einer Vorbereitung auf den Dichterberuf, aufgefaßt habe, daß er sich vielmehr dem Wunsche der Mutter, ihren Sohn als Juristen zu sehen, ohne weiteres gefügt hat. Überhaupt wird aber, wie wir noch sehen werden, Heines ganze Laufbahn immer nur von äußeren Wünschen, von dem Wunsche, eine angesehene, eine Machtstellung zu erlangen, von dem, viel Geld zu verdienen,

ein angenehmes Leben zu führen usw. bestimmt. Geschmack abgewinnen konnte Heine der Juristerei selbstverständlich nicht, und so wandte er sich in Bonn, wo er zuerst studierte, nach Goedekes Ausdruck der allgemeinen Bildung zu, da allerdings der Natur folgend, die den künftigen Dichter und Schriftsteller stets das erwerben läßt, was er gebrauchen kann. Besonders August Wilhelm Schlegel ward auf ihn von Einfluß, und Heine quittierte für die Förderung, die er durch ihn erfahren hatte oder weiter erfahren wollte, erstens durch einen Sonettenkranz, in dem es u. a. heißt:

„Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen",

dann zweitens durch einen Aufsatz „Die Romantik", in welchem Schlegel mit Goethe zusammengestellt wird: „So kommt es, daß unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsere größten Plastiker sind. In Goethes ‚Faust' und Liedern sind dieselben reinen Umrisse, wie in der ‚Iphigenie', in ‚Hermann und Dorothea', in den Elegien usw., und in den romantischen Dichtungen Schlegels sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Konturen, wie in dessen wahrhaft plastischem ‚Rom'. O möchten dies doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen." — Dreizehn Jahre später gab Heine in seiner „Romantischen Schule" jene berüchtigten Ausführungen über A. W. Schlegel, die das Niederträchtigste sind, was irgend ein Mensch unter dem Vorgeben, Literaturgeschichte zu schreiben, geleistet hat. „Da ich einst zu den akademischen Schülern des älteren Schlegel gehört habe, so dürfte man mich vielleicht in Betreff desselben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr August Wilhelm Schlegel den alten Bürger geschont, seinen literarischen Vater? Nein, er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden werden die Väter von den Söhnen totgeschlagen, sobald sie alt und schwach geworden" — damit beginnt die Gemeinheit (ich

brauche kaum zu bemerken, daß A. W. Schlegel ganz im Gegenteil Bürger gegen die Schillersche Kritik verteidigt hat, daß überhaupt alle Deutschen, die etwas waren, von Goethe bis Hebbel und weiter herab, die Verdienste ihrer Vorgänger stets anerkannt haben), und sie endet, nachdem die literarischen Verdienste Schlegels zerpflückt worden, mit einer unerhörten persönlichen Verächtlichmachung, die in der Erzählung der Geschichte der zweiten Heirat Schlegels gipfelt:

„Trotzdem [daß sein Leib so dünn, so abgezehrt, so durchsichtig war, daß er ganz Geist zu sein schien, daß er fast aussah wie ein Sinnbild des Spiritualismus] hatte er damals geheiratet, und er, der Chef der Romantiker, heiratete die Tochter des Kirchenrats Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutschen Rationalisten. Es war eine symbolische Ehe, die Romantik vermählte sich gleichsam mit dem Rationalismus; sie blieb aber ohne Früchte. Im Gegenteil, die Trennung zwischen der Romantik und dem Rationalismus wurde dadurch noch größer, und schon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitsnacht lief der Rationalismus wieder nach Hause und wollte nichts mehr mit der Romantik zu schaffen haben. Denn der Rationalismus, wie er denn immer vernünftig ist, wollte nicht bloß symbolisch vermählt sein, und sobald er die hölzerne Nichtigkeit der romantischen Kunst erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel, und will mich daher so klar als möglich ausdrücken: Typhon, der böse Typhon, haßte den Osiris (welcher, wie ihr wißt, ein ägyptischer Gott ist), und als er ihn in seine Gewalt bekam, riß er ihn in Stücke. Isis, die arme Isis, die Gattin des Osiris, suchte diese Stücke mühsam zusammen, flickte sie aneinander, und es gelang ihr, den zerrissenen Gatten wieder ganz herzustellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptstück, welches die arme Gattin nicht wiederfinden konnte, arme Isis! Sie mußte sich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz ist nur Holz, arme Isis! Hierdurch entstand nun in Ägypten ein skandalöser Mythos und in Heidelberg ein mystischer Skandal."

Man beachte, wie er den Skandal gar nicht deutlich genug machen zu können glaubt. Ich lasse das übrige auf sich beruhen, da ich, wenn ich alle Heinischen Gemeinheiten vollständig aufführen wollte, mehrere Bände gebrauchen würde. Wie geradezu kindisch Heine in seinem Hasse verfuhr, geht daraus hervor, daß er Schlegel später noch den „deutschen Osiris" nennt — als ob irgend eine Beziehung außer der künstlich von ihm hergestellten zwischen dem ägyptischen Gotte und

dem deutschen Dichter vorhanden wäre! Fragt man, was denn A. W. Schlegel verbrochen, daß er eine solche Rache Heines auf sein Haupt herabzog, so ist weiter nichts zu entgegnen, als daß er ein schwaches Epigramm gegen ihn gerichtet (An einen Dichter, im Wendtschen Musenalmanach für 1832:

Deinen Ernst kann ich nicht loben,
Schimpf gelingt dem Spötter nur;
Deine Begeisterung ist verschroben,
Deine Tücken sind Natur —

nur etwa durch die Nachbarschaft Immermanns als gegen Heine gerichtet erkenntlich), ihn in Paris ganz ignoriert und sich mündlich abfällig über ihn geäußert hatte. Das konnte der eitle Jude unmöglich ungerochen lassen, er ließ seiner Wut zunächst in seinen Briefen an die Augsburger „Allgemeine Zeitung" freien Lauf und schrieb dann die zum Teil citierte Verhöhnung, wobei er natürlich tat, als kämpfe er für moderne Geistesfreiheit gegen die romantische Reaktion. Diesen Trick hat er bei seinen stets rein persönlichen Kämpfen unzählige Male wiederholt.

Nachdem er in Bonn zwei Semester studiert, ging er im Herbst 1820 nach Göttingen, wo er hauptsächlich Geschichte und Altdeutsch trieb. Doch schon am 23. Januar 1821 wurde er mit dem consilium abeundi auf ein halbes Jahr belegt, und zwar wegen Herausforderung zum Duell. Das Duell selbst war nicht zu stande gekommen, weil es dem Universitätsgerichte vorher verraten worden war, von wem, läßt sich natürlich nicht mehr ausmachen; Heine aber wurde um diese Zeit aus der Burschenschaft ausgestoßen, zu der er sich in Bonn gehalten hatte, und zwar war der Grund dieser Ausstoßung nach Goedeke eine Krankheit. Ich will den Goedekeschen Satz hierhersetzen: „Die Krankheit, die er vorgeschützt haben soll, um noch einen Aufenthalt von einigen Wochen in Göttingen zu erwirken, war keineswegs fingiert, vielmehr der Grund jener Ausstoßung." Da die Burschenschafter zu keuschem Leben verpflichtet waren,

braucht man die Art der Heinischen Krankheit nicht näher zu bestimmen; ihr Vorhandensein gibt natürlich nicht ohne weiteres Grund zur moralischen Entrüstung ab, wohl aber der Bruch des Gelübdes. Die Heine-Freunde haben die Goedekesche Nachricht selbstverständlich angezweifelt, im besonderen Karpeles, der sich nach seiner Angabe wiederholt an den berühmten Literaturhistoriker mit der dringenden Bitte gewandt hat, ihm die Quelle seiner Mitteilungen zu nennen, aber nie eine Zeile Antwort empfangen hat. Nun, die Quelle jener Mitteilung sind wahrscheinlich die Göttinger Universitätsakten, da die Angelegenheit doch wohl bei den Verhandlungen über die Duellaffäre zur Sprache kam; Goedeke, der sogar genau feststellt, welche Bücher Heine (bei seinem zweiten Göttinger Aufenthalt) der Universitätsbibliothek entliehen, wird natürlich auch das Protokoll der Verhandlungen vor dem Untersuchungsrichter eingesehen haben. Oder es haben sich noch Papiere der Burschenschaft gefunden. Im übrigen ist ja Heine die nächsten Jahre hindurch in der Tat krank. — Wenn Karpeles dann die Vermutung aufstellt, daß bei der Ausstoßung Maßmann irgendwie beteiligt gewesen, und daß sich daher der Haß Heines gegen Maßmann erkläre, so ist das eine mehr als kühne Kombination, da Maßmann um jene Zeit als Turnlehrer in Berlin angestellt war, das Drechslerhandwerk lernte, in Holz schnitt und in Kupfer ätzte, kurz, Dinge trieb, die ihm schwerlich Zeit ließen, sich mit Göttinger Studentenstreitigkeiten zu befassen, auch schon 1821 als Lehrer nach Nürnberg ging, ganz abgesehen noch davon, daß deutsche Studenten nicht gewohnt sind, sich von irgend jemand in ihren Angelegenheiten dirigieren zu lassen. Nein, Heines Haß gegen Maßmann stammte, wie wir noch sehen werden, aus ganz anderer und viel trüberer Quelle. Wohl aber erklärt sich Heines Haß gegen die Burschenschaft und das altdeutsche Wesen aus seiner Ausstoßung aus der Burschenschaft, und seine Rache war u. a. das „Klagelied eines altdeutschen Jünglings“, das seinen Ursprung für den Kenner sehr deutlich verrät, waren weiter

die zahlreichen Angriffe auf den Geist der Freiheitskriege und das Teutonentum der Zeit, das er nur gar zu gern mit dem deutschen Wesen überhaupt identifizierte. Wir werden noch Beispiele genug dafür erhalten. — Charakteristisch für Heine ist noch, daß er (siehe den Brief an seine Schwester vom 31. Januar 1824), nachdem er „konsiliert“ worden, „den Mitgliedern des akademischen Senats auf mokante Weise Abschiedskarten zuschickte“. Er war damals schon 23 Jahre alt.

In Berlin kam Heine in die richtige Atmosphäre, das richtige Milieu: das damalige Berlin, als dessen geistiger Mittelpunkt der Salon der Rahel Varnhagen galt, hat ja die unheilvolle Verjudung des geistigen Lebens in Deutschland eingeleitet. Es sind drei Kreise, in denen Heine vornehmlich verkehrte: Erstens die Salons der Rahel und der Elise von Hohenhausen, in denen gewissermaßen sein Dichterruhm geboren wurde — 1822 erschienen seine ersten „Gedichte“, 1823 die „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“ —, und wo er sich das weltgewandte, vornehmtuende Wesen aneignete, zu dem es vortrefflich stimmt, daß er damals von einem Einschlagen der diplomatischen Laufbahn herumredete. Da Varnhagen Diplomat gewesen, Ludwig Robert, dessen Schwager, auch einmal in (russischen) diplomatischen Diensten gestanden und Koreff sogar noch damals Geheimer Oberregierungsrat in der Kanzlei des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg war, so erklärt sich unschwer, wie Heines Phantasie diese Richtung nehmen konnte. Der zweite Kreis, in dem Heine verkehrte, war der des jungen Palaestinas, des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, dem Eduard Gans, Leopold Zunz, Moses Moser u. a. angehörten. Heine hat im Dienste des Vereins Vorträge an einer Unterrichtsanstalt gehalten, in denen er u. a. nach dem Zeugnis eines späteren israelitischen Lehrers, das Karpeles mitteilt, „mit großer Begeisterung, ja mit einem unnachahmlichen poetischen Schwunge“ den Sieg Hermanns und die Niederlage des römischen Heeres im Teutoburger Wald geschildert, aber auch schon gegen die Priester und über die Toleranz der

„sogenannten“ christlichen Welt geredet haben soll. Ich glaub's, Himmel, ich glaub's. Das Verhältnis zu Moses Moser, das aus diesen Vereinsbestrebungen erwuchs, ist das „anständigste“, das Heine je gehabt hat, endete freilich aber auch wie alle anderen. Endlich verkehrte Heine noch in dem Grabbeschen Kreise, zu dem außerdem Karl Köchy, Friedrich von Uechtritz u. a. m. gehörten, und der gelegentlich zu dem in der Weinstube von Lutter und Wegner pokulierenden E. T. A. Hoffmanns und Ludwig Devrients hinübergreift. Für den engeren Kreis hat Uechtritz, der unbedingt glaubwürdig ist, in einem Briefe an Hebbel das ihm zugeschriebene dissolute Leben abgelehnt und im besonderen festgestellt, daß Heine, der an seiner Krankheit litt und meist Kopfschmerzen hatte, sich sehr zurückgehalten habe. Wir wissen jetzt auch noch aus den Briefen an Sethe und aus Familienbriefen, daß Heines Stimmung nicht immer die beste war („krank, isoliert, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen, so leb' ich hier“), und überhaupt paßte ja ein sogenanntes „geniales“ Kneipenleben nicht zu seiner Natur und der Natur seiner Rasse. Wenn aber Grabbe, der Heine augenscheinlich mächtig, dem Heine jedoch gar nicht imponierte, meint, daß dieser, „ein magerer, kleiner, häßlicher Jude“, nie Weiber genossen habe „und sich deshalb alles einbildet“, so war er doch wohl auf dem Holzwege: Mit den Weibern, die einen blamieren, wenn sie einen Unter den Linden grüßen, hat Heine sicher auch zu Berlin verkehrt; das beweist nicht die Renommage in den um diese Zeit verfaßten Berliner Briefen („Die blonde Borussin“ usw.), wohl aber deren ganze Atmosphäre, ganz abgesehen von dem cynischen Geständnis über die „anrüchigsten Magdalenen“ aus einer späteren Zeit.

Äußerst bezeichnend ist es wieder, wie sich die in Berlin von Heine angeknüpften persönlichen Verhältnisse später entwickelten. Wir stellen das zu der Rahel voran, das zu der bedeutendsten Persönlichkeit seines eigenen Volkes in jenen Tagen. „Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt“, schrieb Rahel an Friedrich von Gentz, „wie so viele und immer

zu viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft und er mich, wo ihn andere nicht vernahmen; das gewann ihn mir, und er nahm mich als Patronin." Heine schreibt am 17. Juni 1823 von Lüneburg, wo er damals bei seinen Eltern war, an Varnhagen:

„Ich lebe in diesem Augenblick ganz isoliert, wegen meines Krankseins ganz unbeschäftigt, und es ist daher ganz natürlich, daß ich den größten Teil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorschwebt, wie Sie beide mir so viel Güte und Liebe erzeigt und mich mürrischen und kranken Mann aufgeheitert und gestärkt und gehobelt und durch Rat und Tat unterstützt und mit Makkaroni und Geistesspeise erquickt. Ich habe so wenig wahre Güte im Leben gefunden und bin so viel schon mystifiziert worden und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menschliche Behandlung erfahren."

Eine vorübergehende Irrung, die durch Heines Eitelkeit (er hatte ein an ihn gerichtetes Gedicht von Fouqué,*) allerdings mit dessen Erlaubnis, abdrucken lassen, obschon er Varnhagen gebeten, es beileibe keinem Dritten zu zeigen) und nach Prölß auch noch durch Heines ausschweifendes Leben in Hamburg verursacht war, wurde glücklich wieder gehoben, Heine widmete Frau von Varnhagen im Jahre 1826 seinen Liederzyklus „Die Heimkehr", und sie muß darüber sehr glücklich gewesen sein; denn der Dichter schreibt an ihren Mann:

„Entzückt, wahrhaft entzückt, fast berauscht hat mich Frau von Varnhagens Brief. In der Tat, ich habe sie nie verkannt. Ich kenne sie ein bißchen. Dabei gestehe ich, daß mich niemand so tief versteht und kennt, wie Frau von Varnhagen. Als ich ihren Brief las, war's mir, als wär' ich traumhaft im Schlaf aufgestanden und hätte mich vor den Spiegel gestellt und mit mir selbst gesprochen und mitunter etwas geprahlt. — Die Gründe meiner Dèdikation hat sie, glaub' ich, besser erraten, als ich selbst. Mir schien es, als wollte ich dadurch aussprechen, daß ich jemandem zugehöre. Ich laufe so in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigentum machen möchten, aber das sind immer solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen, und so lange dergleichen der Fall ist, soll immer auf meinem Halsband stehen: j'appartiens à Madame Varnhagen."

*) Es ist abgedruckt in Maximilian Heines Erinnerungen.

Aber im Jahre 1829 stellte sich eine gewisse Gereiztheit zwischen Heine und Rahel ein: „Die geistreiche Frau", berichtet Prölß, „hatte es ihm übelgenommen, daß er über einen ihrer Einfälle gelacht, und ihm dies als Neid ausgelegt." So schrieb sie denn um diese Zeit an ihren Mann, Heines Umgang mit einem Menschen von verächtlichem Charakter tadelnd: „Heine wird sich immer von neuem besudeln; denn auch dem ist's genug, ein Ärgernis zu geben; sollte er auch selbst als kotiger Arlequin oder Henker umherlaufen müssen. Glaube ja nicht, daß ich minütlich gegen ihn aufgebracht bin. Auf meine Ehre nicht! Ich sehe ihn nur." Und weiter: „Das Resumé, was ich heraushebe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wird's inhaltleer und höhlt zur Manier aus. Aber begründete Kritik hat er nicht, weil ihm in der Tiefe der Ernst und das höchste Interesse fehlt, welches allein Zusammenhang und zusammenwirkenden Überblick gewährt. Er kann sich und Goethen, seinen und dessen Ruhm verwechseln: denkt überhaupt an Ruhm! . . . denkt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug." Das war gewiß scharfe Erkenntnis. Kurze Zeit darauf kam es beinah zu einem vollständigen Bruche. „Als Heine es ihr", erzählt Prölß, „bei einer späteren Gelegenheit fühlen ließ, daß er ihr mit seinen Besuchen eine Auszeichnung zu teil werden lasse, erwiderte sie pikiert: Wenn er so großen Wert darauf lege, wolle sie ihn dieses Opfers entbinden. Bei Heine scheint ein verhaltener Groll hierdurch zum Durchbruch gekommen zu sein. Am nächsten Tag erhielt sie folgenden schnöden Abschiedsbrief:

„Wenn ich so gar großen Wert darauf legte, daß ich zu Ihnen komme, so wollten Sie mich gar nicht haben — dies sagten Sie mir gestern, wenigstens dem Sinn nach, wenn auch nicht mit denselben Worten. Indem ich noch heute morgen darüber nachdachte, mußte ich mir leider gestehen, daß ich seit zwei Jahren von andern Freundinnen sehr verwöhnt worden bin, indem diese immer froh waren, wenn sie mich nur haben konnten, gleichviel unter welcher Bedingung, gleichviel wie hoch ich mich

selbst schätzte. Es wird gewiß eine geraume Zeit dauern, bis ich besser gewöhnt werde und so tief in meiner Selbstschätzung herabsinke, wie Sie mich brauchen können. Bis dahin werden Sie sich wohl mit dem ebenso hochgeschätzten Federvolk, das so schnattern kann, wie man es eben braucht und in jeden beliebigen Käfig paßt, behelfen können. Sie werden mich für einen eitlen Mann erklären. Immerhin! Die Folge mag ausweisen, daß ich für ein edleres Interesse meine Privateitelkeit und allen Schein zum Opfer bringen kann."

„J'appartiens à Madame Varnhagen" — man sieht, das Schoßhündchen, um in dem von Heine gebrauchten Bilde zu bleiben, hat sich zu einem garstig kläffenden Köter ausgewachsen. Freilich, es hatte für einen Dichter große Gefahr, es mit dem Dichter kreierenden Salon zu verderben — und durch eine Sendung Rosen während einer Krankheit Rahels wurde die Spannung glücklich wieder ausgeglichen.

„Rosen wurden Brücken, sie führten mich ins Leben,
Rosen waren Wunder, Heine hat sie mir gegeben"

schrieb Rahel in ihr Tagebuch. In den späteren Briefen Heines an Varnhagen hat es an guten Worten für Rahel nicht gefehlt, und als sie starb, konnte Heine in seinem Trostbrief „vor Weinen nicht schreiben" — er weinte, wie schon Gustav Pfizer bemerkt hat, ganz außerordentlich viel, mit Worten auf dem Papier nämlich; eine Statistik aus Werken und Briefen wäre äußerst wünschenswert. Uns deutschen Menschen bereitet ein Zusammenstoß zweier jüdischer Eitelkeiten wie Rahel und Heinrich Heine selbstverständlich ein ganz besonderes Vergnügen. — Mit Varnhagen ist Heine immer in Verkehr geblieben und hat ihm später seinen „Atta Troll" gewidmet. Der quieszierte Diplomat, den Hebbel einen Kammerlakeien, der die Carriere verfehlt, nannte, und der den Mittelpunkt des Berliner Klatsches bildete, war der rechte Mann für den jüdischen Dichter und Journalisten, ließ er es sich doch sogar gefallen, wenn Heine gerade heraussagte „Ich habe es den guten Deutschen gegeben" oder sonst seinen antideutschen Standpunkt verriet. Hebbel hat in einer Besprechung des Buches von Schmidt-Weißenfels über die Rahel festgestellt, daß zwar Heines Dichterruhm nicht

gerade ein Topfgewächs des Rahel-Kreises war, aber doch die grenzenlose Überschätzung dieses Talents, „die so wenig ihm selbst wie seinen Zeitgenossen zum Segen gereichte", von dort ausging. Es ist dies, nebenbei bemerkt, auch das letzte Wort Hebbels über Heine.

Mit Moses Moser geriet Heine auseinander, weil dieser die Angriffe auf Platen mißbilligte und ihm Poeteneitelkeit vorwarf. „Ich bin überhaupt weder verletzt noch beleidigt", heißt es in des Dichters Absagebrief, „ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit im Irrtum ließen über die Art, wie Du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nie verstanden, und das ist, was mir Kummer macht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert." Dabei war Moses Moser, ein durchaus respektabler Charakter, jahrelang Heines intimster Freund und treuester Berater gewesen, dieser hatte ihm seine geheimsten Gedanken und Empfindungen mitgeteilt und nie einen Richter in Moser gefunden. Trotz des Absagebriefes brachte es Heine fertig, Moser sechs Jahre später, von Paris aus, noch einmal um eine größere Summe anzupumpen. — Sehr übel hat Heine auch dem Professor Gubitz mitgespielt, der ihn in seinem „Gesellschafter" zuerst als Dichter bekannt gemacht, ihm den Verleger für seine Gedichte vermittelt und schwere Differenzen mit dem Hamburger Goldonkel für ihn ausgeglichen hatte, indem er ihn diesem als ganz ungewöhnliches Talent hinstellte. Neue Spenden des Onkels waren die Folge, Gubitz aber wurde, als er die „Harzreise" wegen Zensurschwierigkeiten nicht gleich zum Abdruck bringen konnte, in einem Briefe an Moser als „Lump" bezeichnet („Der Lump von Gubitz hat trotz seines schriftlichen Zusagens die Harzreise noch nicht abgedruckt, der Lump soll nie eine Zeile mehr von mir erhalten") und hat in der Tat nie wieder etwas von Heine unmittelbar gehört, dagegen im „Buch Le Grand" die übliche Verewigung erhalten — Stank für Dank, sagt der Volksmund. — Als Heines „Almansor"

in Braunschweig durchfiel, komischerweise, weil man einen Braunschweiger Juden namens Heine für den Verfasser hielt, schrieb Heine dies sofort den Machinationen seines Berliner Genossen Köchy zu, der im Gegenteil die Aufführung veranlaßt hatte und auch den „Ratcliff" durchsetzen wollte. Uechtritz wurde im „Buch Le Grand" folgendermaßen bedacht: „Ein trauriger Trauerspieldichter, der auf den Brettern, die ein traurig persisches Reich bedeuten, uns einen traurigen Alexander gezeigt hat, an dessen Bildung kein Aristoteles Anteil hatte, dieser liefert meiner Tafel [Heine renommiert damit, wie er seine Feinde ausnützen wolle] einen ganz vorzüglichen Schweinskopf, wie gewöhnlich sauersüß lächelnd, mit einer Zitronenscheibe im Maul, und von der kunstverständigen Köchin mit Lorbeerblättern bedeckt." Nur über Grabbe hat sich Heine stets anerkennend, ja, indem er ihn mit Kleist und Hebbel in eine Reihe stellte, ihn selbst einen betrunkenen Shakespeare nannte (der Vergleich ist übrigens schlecht), überschwänglich geäußert. Wie gesagt, Grabbes Renommistereien hatten ihm furchtbar imponiert, und er versuchte sie später in Göttingen nachzumachen. „Ich legte ihm", schreibt ein Studiengenosse Heines an einen andern, „einst meine Ansicht über das Strebeziel des wahren Künstlers dar, er aber geriet in eine Art Wahnbegeisterung. Wir standen zufällig mitten im Zimmer. Da trat er vor mich hin und rief in einem fürchterlichen Tone: ‚Ruhm!' — als ob er ihn von mir fordere. Ich stand wie erschrocken, hintenübergebogen, er mit aufgehobener Hand vor mir." Das ist echter Grabbe-Stil — mag Heine nachher über den dummen Deutschen gelacht haben! Grabbe hat, wie schon berichtet, von Heine nichts gehalten, weder von dem Lyriker („Poesien sind seine Gedichte aber nicht — Ich kann das Zeug nicht weiterlesen, Betrug, Lug und Dummheit") noch von dem Reisebilderer, noch von dem Charakter („Heine und Börne leben von Buchhändlern und Zeitungsschreiben. Darum sind sie liberal, würden übrigens, wenn ich Kaiser würde und es der Mühe wert hielte, sie

köpfen zu lassen, Fußleckerei lernen und sehr kaiserlich sein), aber da er nicht offen gegen ihn auftrat und früh starb, Heine auch keinen Konkurrenten in ihm sah, nachdem er die (von Grabbe doch wohl beeinflußte) Dramendichterei notgedrungen aufgegeben, ist es zu keinem Zusammenstoß gekommen. Eine genaue Darstellung des inneren Verhältnisses von Heine und Grabbe wäre wünschenswert: Beide haben am Ende so viel gemein, wie ein Deutscher und ein Jude gemein haben können, den völliger Mangel an sittlichem Streben, die absolute Respektlosigkeit, kurz, den Nihilismus, der sich zum Teil wohl aus der Zeit, als Rückschlag auf die Begeisterung der Freiheitskriege erklärt, eine gewisse innere Weichheit vielleicht dazu. Aber Grabbe, bei dem diese Weichheit viel größer war, konnte das Leben nicht ertragen und trank sich tot; Heine, der seinen Katzenjammer, je länger, desto besser, zu überwinden lernte, lebte ganz vergnügt in Paris seinen Lüsten und war selbst durch seine Krankheit nicht umzubringen, ein Beweis, um wie viel zäher und materialistischer die jüdische Rasse ist. Nach Karpeles freilich hatte Heine den „Instinkt des Ethos“, und der führte ihn immer wieder auf den rechten Weg. Soviel ist jedenfalls sicher, daß er sich aufs Essen verlegte und nicht aufs Trinken. — Als letztes Charakteristikum des Berliner Aufenthalts Heines möge hier noch die Geschichte seiner beiden Ehrenhändel stehen. In einem seiner Berliner Briefe hatte er von einem Baron Schilling geschrieben: „Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt und sich jetzt wendet gegen den hohen ernsthaften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im ‚Mindener Sonntagsblatte‘ ‚die lieben Teutsenkel‘ so sehr touchiert hat. Der Ernsthafte ist der Dichter Baron von Maltitz.“ Schilling, der denken mochte, daß seine Eleganz und sein Lispeln die Zeitungsleser gar nichts angingen, ließ Heine fordern, dieser aber gab im „Gesellschafter“ eine Ehrenerklärung: „Da es nie meine Absicht war, ihn zu kränken, so erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid ist, wenn ich zufälligerweise dazu

Anlaß gegeben hätte; daß ich alles Dahingehörige zurücknehme, und daß es bloß Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikatesse unterdrückt werden mußte." Dunkel ist der Rede Sinn. Das Bezeichnendste bei der Geschichte ist, daß Heine Gubitz veranlaßte, in derselben Nummer des Blattes ein an ihn gerichtetes Gedicht von H. Anselmi (Joseph Lehmann, dem Herausgeber des „Magazins für Literatur", einem Juden) aufzunehmen, wozu der naive Prölß bemerkt: „Es ist, so viel ich weiß, das einzige Mal, daß man ihn so unverfroren an seiner eigenen Verherrlichung arbeiten sieht". Der übrigens unbedeutende zweite Ehrenhandel führte wirklich zu einem Duell, von dem Strodtmann die folgende Schilderung gibt: „Als angetreten ward, zeigte sich sofort, daß beide Kombattanten ihre Schläger nicht zu handhaben wußten. Sie legten sich in Stichparade aus und wandten sich fast den Rücken zu, als sie aufeinander losgingen. Nicht sowohl die Duellanten, wohl aber deren Sekundanten schwebten in Gefahr, und der ungeschickte Zweikampf endete damit, daß Heine sich mit der rechten Lende an der Schlägerspitze seines Gegners aufrannte. ‚Stich!' rief er und sank zu Boden." Es muß ein köstliches Schauspiel gewesen sein. Achttägige kalte Umschläge heilten die Wunde.

Von Berlin ging Heine Anfang 1824 nach Göttingen zurück und wurde hier nach seiner Aussage „vom Ratskeller und der Bibliothek ruiniert". Da er sich nach Goedekes Feststellung von der letzteren aber nur Arnims „Einsiedlerzeitung" und „Des Knaben Wunderhorn" sowie einige Reisebeschreibungen hat geben lassen, so war die Bibliothek an seinem Ruin sicher ebenso unschuldig wie der Ratskeller, dessen Wirt er, nichts weniger als ein Zecher, schwerlich reich gemacht hat. Er hat in Göttingen, wo er sich zur Landsmannschaft Westfalia hielt und in einem Kreise junger Poeten, mit Philipp Spitta, Adolf Peters usw. verkehrte (in den

Heine-Biographien erscheinen diese in der Regel komisch, die Sache steht aber etwas anders, vergleiche Philipp Spittas „Lieder aus der Jugendzeit“, Leipzig 1898), im ganzen bis Mitte 1825 verweilt, doch schon Ostern 1824 einen Abstecher nach Berlin und im Herbst 1824 die berühmte Harzreise gemacht, auf der er auch nach Weimar kam und Goethe besuchte. Wir wollen über die literarischen Beziehungen Heines in einem späteren Kapitel reden, hier aber doch die persönliche Berührung mit Goethe vorwegnehmen. Im Jahre 1821 hatte er diesem seine „Gedichte“ geschickt, mit dem folgenden Briefe:

„Ich hätte hundert Gründe, Ew. Exzellenz meine Gedichte zu schicken, ich will nur einen erwähnen: ich liebe Sie. Ich war lange nicht mit mir einig über das Wesen der Poesie; die Leute sagten mir: Frage Schlegel! Der sagte mir: Lese Goethe! Das hab' ich ehrlich getan, und wenn jetzt was Rechtes aus mir wird, so weiß ich, wem ich es verdanke. Ich küsse die heilige Hand, die mir und dem ganzen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt.“

Man beachte die charakteristische jüdische Tuerei und Übertreibung — den Ton konnte Goethe gerade vertragen, meint mit Recht Franz Sandvoß. Als Heine nach Weimar kam, schrieb er an Goethe wie folgt:

„Ew. Exzellenz bitte ich, mir das Glück zu gewähren, einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will ja nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrer (dem seligen Wolf, Varnhagen usw.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frei, Ihnen vor drei Jahren meine „Gedichte“ und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“ zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb auch vor drei Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen, zur Verehrung Goethes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Worts bin ich nun hergepilgert, nämlich zu Fuß und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre mit Begeisterung und Ergebenheit: H. Heine.“

Auch in diesem Brief ist Komödianterei, Goethe empfing Heine aber doch. Über den Verlauf der „Audienz“ haben

wir allerlei Heinische Witzeleien und einen Bericht von Maximilian Heine, der aber von den Heine-Anbetern angezweifelt wird. Ich halte ihn für durchaus authentisch. Danach hätte Goethe gefragt: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?“ und Heine geantwortet: „Mit einem Faust“, worauf der moralische Hinauswurf mit den Worten: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?“ erfolgte, über den Heine mit der Wendung: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Exzellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet“ quittierte. Daß Heine sich mit einem Faust längere Zeit trug, ist richtig (über die alberne Idee mit den Teegesellschaften, die sich durch das ganze Stück hindurchziehen sollten, siehe Karpeles), und so mag er denn jene Äußerung halb humoristisch, halb frech vorgebracht haben. Jedenfalls ist er mit Goethe schlecht gefahren, das beweisen die Briefe an Moser, in denen er die erlittene Kränkung oder besser Züchtigung zunächst fortzuwitzeln versucht, indem er den Besuch bei Goethe als chose négligeable hinstellt („Ich war in Weimar; es gibt dort sehr gutes Bier“; „Ich war in Weimar; es gibt dort auch guten Gänsebraten“), bis dann doch die Wut herausbricht:

„Daß ich Dir von Goethe nichts geschrieben und wie ich ihn in Weimar gesprochen und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast Du nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und das war's, was mich an ihm interessierte. Er hat ein wehmütiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber finde ich mich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken; dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Törichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt und mich gewaltsam ergreift und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht

besser ist zu sagen: hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingibt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebenzigjährigen Genußlebens."

Noch im Jahre 1827 zittert die Wut nach: „Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle", schreibt er unterm 30. Oktober an Moser, „ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher, abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann." Uns erscheint die Furcht Goethes vor dem anwachsenden Titanen Heine natürlich höchst komisch. In einem Briefe an Varnhagen vom selben Jahr heißt es gar: „Man will wissen, Wolfgang Goethe schriebe mißfällig von mir. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen — H. Heine." Kommt nur darauf an, von wem. Die öffentlichen Äußerungen Heines über Goethe werden wir an anderer Stelle zu betrachten haben.

Am 20. Juli 1825 promovierte Heine in Göttingen zum Dr. jur., nachdem er am 28. Juni in Heiligenstadt zum Christentum evangelischer Konfession übergetreten war. Eine lange Auseinandersetzung über diesen Schritt ist unnötig, es ist von keinem der Biographen Heines bestritten, daß er ihn nur aus Rücksicht auf sein Fortkommen getan hat. Daß ihm nicht sehr behaglich dabei zu Mute war, wollen wir gern glauben, aber das hat ihn nicht gehindert, sich in der bei ihm beliebten Weise über den Taufakt zu äußern, obgleich er dem evangelischen Pfarrer, der ihn taufte, den Eindruck eines Gläubigen gemacht hat. „Grüße mir Moritz recht herzlich", heißt es in dem Briefe an seine Schwester vom 31. Juli 1825, „und wenn Du sicher bist, daß er keine Plaudertasche ist, so sage ihm, ich sei jetzt nicht nur Dr. juris, sondern auch — — [das betreffende, jedenfalls freche Wort hat der Herausgeber der Familienbriefe weggelassen und durch

die Anmerkung ,Eine Anspielung auf seine Taufe den 28. Juni 1825' ersetzt]. Es hat gestern geregnet, sowie auch vor 6 Wochen. — — — Du kennst jetzt schon seit 2 Jahren unsern Moritz ganz intim und mußt jetzt wissen, was an ihm ist, ob er den Mund halten kann usw. Ich habe vorgestern schöne Erdbeeren gegessen, sie haben auf dem Zucker recht weich gelegen, und ich habe sie auch recht gut zugedeckt." Also dieselbe Weise wie in dem ersten Brief an Moser über den Goethe-Besuch: Was für eine Nichtigkeit, so eine Taufe! will er sagen, aber man merkt, daß er sehr ärgerlich ist. Er hat ja freilich auch mit seiner Taufe ein sehr schlechtes Geschäft gemacht: Weder ist er Hamburger Syndikus noch Berliner Universitätsprofessor geworden, woran er dachte, nachdem er den diplomatischen Plan, den er zuletzt in Frankreich, in Paris, ins Werk setzen wollte, aufgegeben. Noch 1825 schreibt er: „Ich sehe noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser ergangen — im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Widerwärtigkeiten und Unglück." Er mußte eben erfahren, daß es Wasser freilich nicht tut, daß zum Christentum auch christliche Gesinnung gehört. Da er seine jüdische Gesinnung beibehielt, da er auch dem jüdischen Milieu nicht den Rücken kehrte, so rechnete man ihn eben auch zu dem Volke, dessen Angehörige er selbst als „unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen" bezeichnet, und weder die Taufe noch die saubere Wäsche noch das Deutschdichten halfen ihm etwas. Der durchaus jüdisch empfindende und handelnde Heine, der aber kein Jude mehr sein will, bei jeder Anspielung auf sein Judentum zusammenzuckt und sie dann grimmig rächt, ist eine höchst unerquickliche Erscheinung.

In den Jahren 1826 bis 1831 stellt sich dann Heines Dichterruhm fest, so, wie er im ganzen bei der großen Masse der Nichturteilsfähigen bis heute geblieben ist, und wie ihn die Heine-Verehrer in alle Ewigkeit konservieren möchten. Der erste Band der „Reisebilder", die „Harzreise", die „Heimkehr", fünf einzelne Gedichte und den ersten Teil der „Nordsee" enthaltend, tritt Ende Mai 1826 hervor und

erlebt einen großen Erfolg, der zweite Teil folgt 1827, in demselben Jahr erscheint das „Buch der Lieder", 1830 der dritte Teil der „Reisebilder". Gelebt hat Heine während dieser Zeit zuerst in Lüneburg und Hamburg, im Sommer meist in Nordseebädern, von denen er eines schon von Göttingen aus besucht hatte — er war noch immer nicht wieder ganz gesund. 1827 machte er eine Reise nach London, darauf ging er, von Cotta aufgefordert, nach München. Es ist hier der Ort, etwas über sein Verhältnis zu seiner Familie zu sagen: Das von seinem Neffen herausgegebene Buch „Heinrich Heines Familienleben" mit den Briefen an Mutter und Schwester gibt ziemlich viel Material. Man kann ruhig behaupten: Nirgends erscheint Heine mehr als Jude als in diesen Briefen, es sind Sachen und Wendungen in ihnen, die einen Deutschen ganz merkwürdig fremd berühren. Ich will nicht Bemerkungen wie „Bildung ist hier (in Lüneburg) gar keine; ich glaube, auf dem Rathaus steht ein Kulturableiter" hervorheben, obwohl, wer die Bildungsjuden in den kleineren deutschen Städten kennt, auch sie charakteristisch findet. Aber welcher Deutsche würde seiner eben verheirateten Schwester und ihrem Manne schreiben: „Wahrlich, meine Freunde, Eure kleinen Scharmützel rechne ich für nichts, das ist überall; der höchste Moment der Ehe ist ein Kampf, sogar ein blutiger", welcher Deutsche würde seiner Schwester das Kompliment machen: „Ich weiß ja, daß der liebe Gott haben will, daß Dir alle Menschen die Hände küssen"? Unzweifelhaft, Heine hat einen äußerst starken Familiensinn (und der ist auch uns bei den Juden sympathisch, obgleich wir nicht eben Vorteil davon haben), aber er nimmt für unsere Empfindung oft ganz seltsame Formen an: Die Mutter, die er sehr liebte, redet er „Du süße alte Katze" an, dann nennt er sie „liebes altes Mausel" oder gar „alte Schachtel", wiederum kommt aber auch der geradezu alttestamentarisch anmutende Ausdruck „Man soll den Boden küssen, den Dein Fuß betreten hat". Als Gegensatz zum Alttestamentarischen sei die

für die deutschen Juden charakteristische öftere Hervorhebung der französischen Sprache als besonders vornehm, und der große Wert, der auf Pariser Toiletten, die uni sind, gelegt wird, angemerkt. — Wie die Mutter, hat Heine auch den bisweilen etwas gehänselten Vater zweifellos sehr geliebt, der öfter geäußerte Schmerz über dessen verhältnismäßig frühen Tod ist gewiß nicht erheuchelt, wenn auch gelegentlich ein wenig damit „getan" wird. Dagegen geht Heines Familiensinn über den allerengsten Kreis kaum hinaus: Seinem Schwager Moritz Embden sagt er zwar allerlei Elogen, schreibt dann aber doch 1826 an Moser, daß er, der ihn hasse, niederträchtige Gerüchte über ihn verbreitet habe: er, Heine, solle ein Spieler und Müssiggänger und in schlechte Hände geraten sein. Ja, er sieht sich nach seiner Angabe sogar genötigt, „wegen Unappetitlichkeit seines Schwagers" vorübergehend mit seiner Schwester zu brechen — „Ich habe dieser Tage meine Schwester verloren", schreibt er. Doch darf man die weiteren Heinischen Familienverhältnisse auch nicht als ganz normal ansehen, weil natürlich ein allgemeines Wettlaufen um die Gunst des Oheim-Millionärs Salomon, des großen Geldgebers, stattfand. Heines Verhältnis zu ihm ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen, nur daß er natürlich jederzeit möglichst viel aus ihm herauszuschlagen versucht hat, der idealistische Schwärmer und Richter des Lebemenschen Goethe, der er war. Wir haben durch die neuerdings herausgekommenen Jugenderinnerungen der Therese Devrient, der Gattin Eduards (übrigens einer Jüdin), einen sehr hübschen Beitrag zur Charakteristik von Oheim und Neffe erhalten, der, trotzdem er durch alle Zeitungen gegangen, hier abgedruckt erscheinen mag:

„Salomon Heine führte mich, Eduard die junge, hübsche Frau (Salomons jüngste Tochter). Das Innere des Hauses machte einen überaus behaglichen Eindruck, es war von so gediegener Eleganz, daß man sie zuerst gar nicht bemerkte, alles sah nur bequem und wohnlich aus. Der Speisesaal, gleich im unteren Stock, bot außer dem reich mit Silbergeschirr besetzten Buffet und vielen Dienern in Livreen nichts

Bemerkenswertes. Die Unterhaltung bei Tische mißfiel mir, da sie sich meist um die Delikatessen drehte, die eben aufgetragen und verzehrt wurden. Uns, die wir nicht Gourmands waren, entstand daraus die doppelte Beschwerde, so viele Leckerbissen durch das Aufzählen und Preisen derselben fast dreifach genießen zu müssen. In einiger Entfernung mir gegenüber saß ein Herr, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog, weil er mich mit zugekniffenen, zwinkernden Augen maß, dann geringschätzig und gleichgültig fortsah. Der Ausdruck seines Gesichts dabei machte mir die Empfindung, als ob ich zu anständig aussehe, um von ihm berücksichtigt zu werden.

„Wer ist der Herr dort drüben?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Kennen Sie den nicht? — Das ist ja mein Neffe Heinrich, der Dichter“, und die Hand vor den Mund legend, flüsterte er, „die Kanaille“.

Jetzt begriff ich die natürliche Antipathie zwischen uns beiden. Ich ward aufmerksamer auf das, was er sprach, und hörte, wie er mit blasiertem, halb spöttischem, halb klagendem Tone von seiner Armut sprach, die ihm größere Reisen versage. Da rief der Onkel (von dem man wußte, daß er den Neffen großmütig unterstütze): „Ei, Heinrich, Du brauchst doch nicht zu klagen. Wenn Dir's an Geld fehlt, so gehst Du zu einigen guten Freunden ins Haus, drohst ihnen: Ich mache euch in meinem nächsten Buche so lächerlich, daß kein ordentlicher Mensch mehr mit euch umgehen kann, oder Du blamierst einen Edelmann. Du hast ja Mittel genug in den Händen.“ Der Dichter kniff die Augen zu und erwiderte scharf:

„Er hatte mich angegriffen mit Knoblauchessen und den alten Ammenmärchen; ich mußte ihn vernichten.“

Soweit die Momentskizze. Es ist höchst charakteristisch, daß sogar Blätter, die die Interessen des Judentums vertreten, für den getauften Heinrich gegen den gläubigen Salomon, den großen Krankenhausstifter, in dieser Sache Partei genommen haben — die moderne Judenschaft scheint nur noch heinegläubig zu sein. Hat Heine aber wirklich den Revolverjournalisten-Beruf geübt? Nahe kommt ihm seine schriftstellerische Praxis ja: Er benutzte nicht nur seine Prosaschriften, sondern selbst seine Poesie, um seine Freunde herauszustreichen und seine Gegner durch Persönlichkeiten zu vernichten, ja, er rühmt sich im „Buche Le Grand“, daß seine Feinde die Quelle seiner Einnahmen seien. Den „ungehenkt herumlaufenden Manufakturwarenmakler“ und den Baron Schilling haben wir bereits gehabt; der

Marchese Gumpelino in den „Bädern von Lucca“ ist auf den reichen Bankier Lazarus Gumpel gemünzt, der in Ottensen der Nachbar Salomon Heines war, und hat nur den Zweck gehabt, den Oheim zu amüsieren (man kennt den „Wetteifer“ der reichen Juden untereinander); ein Edelmann, den Heine später angriff (des Oheims Bemerkungen könnten auf Platen gehen), war beispielsweise der Graf Moltke, der die Schrift „Über den Adel“ geschrieben — auch hier wich Heine, als Moltke sich den Angriff nicht gefallen lassen wollte, tapfer zurück, schrieb einen Entschuldigungsbrief und erklärte auch öffentlich in der „Allgemeinen Zeitung“: „Wegen dieser Einsicht [daß ein Streit über den Adel die Tagesleidenschaften furchtbar aufregen müsse] verdient der Graf das beste Lob, das ich ihm hiermit zolle, und zwar um so bereitwilliger, da ich in ihm persönlich einen geistreichen und, was noch mehr sagen will, einen wohldenkenden Mann gefunden, der es wohl verdient hätte, in der Vorrede zu den Kahldorfschen Briefen nicht wie ein gewöhnlicher Adeliger behandelt zu werden.“ Geschrieben hat Heine zweifellos öfter wie ein Revolverjournalist, er hat — weitere Beispiele folgen noch — ganz persönlichen Skandal ans Tageslicht gezerrt; selbst Karpeles muß zugeben, daß die meisten seiner Angriffe auf persönlichen Eindrücken und Animositäten beruhen. Daß er aber mit solchem Skandal gedroht und ihn dann gegen Geld unterdrückt habe, dafür spricht zunächst nur das Zeugnis seines Oheims, den er allerdings einmal direkt um eine große Summe betrog, indem er einen Kreditbrief von 400 Pfund Sterling, der ihm gleichsam nur à condition gegeben war, bei Rothschild in London sofort in bar umsetzte und den Raub zum Teil sofort durchbrachte, zum Teil Varnhagen zur Aufbewahrung übergab; dafür sprechen etwa noch die Drohung mit der „Peitsche, die von der Höhe der Apenninen bis an die Mündung der Elbe hinabreiche“ und die späteren Drohungen mit den Memoiren, dafür sprechen gewisse Machinationen, aus dem Oheim Geld

herauszudrücken, an deren einer der hannoversche Advokat J. H. Detmold, den wir noch näher kennen lernen, beteiligt ist, dafür sprechen endlich vielleicht das unklare Verhältnis zu Meyerbeer und ein dunkler Handel mit Rothschild, eine Steinmannsche gegen diesen gerichtete Schrift betreffend. Doch wir brauchen hier auf alle diese Dinge nicht näher einzugehen, da der später von uns zu behandelnde große Krieg um die Pension vom Oheim, der nach dessen Tod ausbrach, zur Charakteristik Heines in dieser Hinsicht weitaus genügt. Hier sei nur noch erwähnt, daß Heine den geldspendenden Oheim bei seinen Lebzeiten im allgemeinen natürlich bei möglichst guter Laune zu erhalten suchte, daß er in den Familienbriefen stets die größte Sorge um sein Wohlbefinden zur Schau trägt, sich freilich auch, namentlich in den Briefen an Campe, gelegentlich über ihn beklagt („Mit meinem Oheim Salomon Heine stehe ich sehr schlecht, er hat mir voriges Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt als in der leichten Jugendzeit") und, wie schon erwähnt, öfter mehr Geld aus ihm herauszupressen versucht. Dies war namentlich in dem für Heine kritischen Jahre 1836/37 der Fall. Es kam übrigens dann eine volle Aussöhnung mit dem Oheim zu stande, Heine bezog seine Pension von 4800 Franks von da an unangefochten und erhielt 1844, als dem Oheim sein „Deutschland, ein Wintermärchen" so sehr gefiel, die beruhigendsten Versicherungen nicht bloß für seine eigene Zukunft, sondern auch für die seiner geliebten Mathilde.

Damit sind wir nun schon weit in Heines späteres Leben hineingelangt und müssen wieder zurück. Nachdem er weder in Hamburg noch in Berlin etwas erreicht — die Berliner Hoffnungen tauchten übrigens später immer noch einmal wieder auf, da ja Varnhagen der Getreue dort saß —, nahm Heine den Ruf Cottas nach München als Redakteur der „Politischen Annalen" an und begab sich Ende 1827 dorthin. Es ist, soviel ich weiß, bisher noch niemals hervorgehoben worden, welche bedenkliche Rolle der Baron Cotta,

der Verleger Goethes und Schillers, in der deutschen Literatur spielt, indem er, nachdem er zuerst unsere Heroen verlegt, dann auch Börne und Heine in seinen Dienst zog. Gott sei Dank, daß man doch endlich in unseren Tagen lernt, daß auch der Buchhändler nationale Pflichten hat und nicht des Profits halber einer rein destruktiven Literatur, sei sie politischen, sei sie schönwissenschaftlichen Charakters, zur Entstehung und Verbreitung verhelfen darf. Übermäßig viel geleistet hat Heine für Cotta freilich nicht: Er hat nur die „Englischen Fragmente", einen Aufsatz über Menzels „Deutsche Literatur" und einen Brief über die erste Aufführung des Beerschen „Struensee" in Cottaschen Blättern veröffentlicht, die eigentliche Arbeit an den Annalen aber seinem Redaktionskollegen Lindner überlassen. Hier in München lernte Heine den berüchtigten politischen Abenteurer Witt (Wit) von Döring kennen, und seine Äußerungen über ihn sind höchst charakteristisch. Am 12. Februar 1828 schrieb er an Varnhagen: „Witt von Döring, der Berüchtigtste, ist hier: Gott weiß, mit welchem persönlichen Skandal er endigen wird. Ich hab' ihn persönlich sehr gern, und er kompromittiert mich überall, indem er mich seinen Freund nennt, dadurch aber erlange ich 1., daß die Revolutionäre durch Mißtrauen sich von mir fernhalten, was mir sehr lieb, 2., daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Übrigens ist Witt mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen." Als Witt dann ausgewiesen wurde, schrieb Heine: „Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisieren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Witt von Döring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwung-

federn, die ihm ebensogut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten" — man sieht, er hatte in Witt die verwandte Seele entdeckt. In einem weiteren Briefe erhob er die Witt-Verehrung sogar zur Weltanschauung: „In Deutschland ist man noch nicht soweit zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und Tat befördern will, sich oft kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vorteil, zu Schulden kommen lassen darf; wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nichts schadet, ja, daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswert sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens [die in diesem Fall eine Berühmtheit wie die Goethes in Verbindung mit einer Million vom Oheim ist] desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Macchiavell und jetzt noch in Paris hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen. Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe, in diesem Leben zu begehen." O, die deutsche Sozialdemokratie sollte nur begreifen, wie sehr wir ihr „ihren" Dichter und Vorkämpfer gönnen! Dazu stimmt es denn ganz vorzüglich, wenn er gegen Moser renommiert, daß er in München „im Foyer der Noblesse lebe und die liebenswürdigsten Aristokratinnen liebe und von ihnen geliebt werde". Seine Münchner Redaktionsstellung betrachtete er in der Tat nur als Sprungbrett zu etwas Höherem, er wollte, da es ihm in Berlin nicht gelungen (immerhin schreibt er noch an Varnhagen: „Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch, oft habe ich eine Sehnsucht nach der Hauptstadt, nämlich Berlin. Ich bin in Bayern ein Preuße geworden. Mit welchen Menschen dort raten Sie mir in Verbindung zu treten, um meine Rückkehr einzuleiten?"), er wollte in München Professor der deutschen Literatur werden. Sein Rassegenosse, der Dichter Michael Beer, der Bruder Meyerbeers, führte ihn bei dem Minister Eduard von Schenk ein, der auch Dichter war, und wie er über Beer die Struensee-Rezension geschrieben, die den Dichter seiner „neidlosen, liebreichen" Gesinnung

3*

versicherte, so war er auch nicht blöde, Schenk und dem Könige Ludwig I. von Bayern seine Huldigungen darzubringen. Ersterer erhielt u. a. die Versicherung, daß er, Heine, des Dichters des „Belisar" jedesmal gedenke, so oft er Lorbeerbäume sehe — plumper kann man doch nicht gut vorgehen — und vom König Ludwig hieß es in dem Originalbrouillon der „Italienischen Reise" (siehe Karpeles) u. a.: „So geschieht es, daß in unseren Tagen Napoleon Bonaparte von einem Demokraten [nämlich H. Heine], Marcus Brutus hingegen von einem geborenen Könige gepriesen wird:

„Edler und Größter! Dich Letzten der Römer verehr' ich am meisten,
Weil du, treue der Pflicht, alles geopfert und dich."

So singt Ludwig von Bayern, und in der Naivität seiner Größe — denn alle Größe ist naiv — sagt er noch in einer Note: Als Heide verdient Marcus Brutus so gerühmt zu werden." Nun, die Stelle wurde nicht gedruckt: Heine, der im August 1828 nach Italien gegangen, wo er in Genua — man denke! — sogar von einem Bravo verfolgt wurde, aber nichtsdestoweniger jeden Abend am Meeresstrande spazieren ging, erhielt den so sehnsuchtsvoll erwarteten Brief mit seiner Ernennung zum Professor der Literatur nicht, vielmehr wurde Maßmann ernannt. Und nun kommt denn wieder Heines Rache: Der glücklichere Maßmann, der ihm nie etwas zuleide getan, wird sein Leben lang von Heine mit Spott und Hohn verfolgt — ich zitiere nur einen Teil der frühesten Gemeinheit in „Italien":

„Ob diese Figur mit Recht behauptet, daß ihr Kopf etwas Menschliches habe und sie daher juristisch befugt sei, sich für einen Menschen auszugeben, das lasse ich dahingestellt sein. Ich würde diesen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Courtoisie will ich ihn für menschlich passieren lassen. Seine Bedeckung bestand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm des Mambrin, und steifschwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant gescheitelt. Auf diese Vorderseite des Kopfes, die sich für ein Gesicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gedrückt, und zwar so stark, daß die dort befindliche Nase fast zerquetscht wurde; die niedergeschlagenen Augen

schienen diese Nase vergebens zu suchen und deshalb betrübt zu sein; ein übelriechendes Lächeln spielte um den Mund, der überaus liebreizend war, und durch eine gewisse frappante Ähnlichkeit unsern griechischen Afterdichter [Platen!] zu den zartesten Ghaselen begeistern konnte" usw. und „Er ist zu allem zu gebrauchen, wozu Springen, Kriechen, Gemüt, Fressen, Frömmigkeit, viel Altdeutsch, wenig Latein und gar kein Griechisch nötig ist. Er springt wirklich sehr gut über den Stock; macht auch Tabellen von allen möglichen Sprüngen und Verzeichnisse von allen möglichen Lesarten altdeutscher Gedichte. Dazu repräsentiert er die Vaterlandsliebe, ohne im mindesten gefährlich zu sein . . . Wir haben an ihm einen sehr guten Demagogen, der zugleich so zahm ist, daß er jeden Speichelnapf beleckt und aus der Hand frißt, Haselnüsse, Kastanien, Käse, Würstchen, kurz alles frißt, was man ihm gibt; und da er jetzt einzig in seiner Art ist, so haben wir noch den besonderen Vorteil, daß wir späterhin, wenn er krepiert ist, ihn ausstopfen lassen und als den letzten Demagogen mit Haut und Haar für die Nachwelt aufbewahren können."

Über solche Gemeinheiten konnte man einst in Deutschland aus dem Lachen gar nicht herauskommen!*) — Ignaz Döllinger, der den Heine der „Reisebilder" in der Zeitschrift „Eos" angegriffen, und zwar, wie recht und billig, als den das katholische Christentum und die „alten Elemente der Staaten" verspottenden religions- und vaterlandslosen Juden, empfängt seine Bezahlung in dem Gedicht „Der Exnachtwächter" des „Romanzero":

Apropos! der erzinfame
Pfaffe Dollingerius —
Das ist ungefähr sein Name —
Lebt er noch am Isarfluß?

Dieser bleibt mir unvergeßlich!
Bei dem reinen Sonnenlicht!
Niemals schaut' ich solch ein häßlich
Armesünderangesicht."

Endlich, König Ludwig der Große erhält die Quittung für die Nichternennung Heines u. a. in dem bekannten „Lobgedicht". Ich nehme mit den Heinefreunden an, daß die katholische Partei Heines Ernennung verhindert hat, aber sie

*) Vgl. hier: August Mühlhausen, Der Maßmann Heinrich Heines und der historische, Allgem. Kons. Monatsschrift 1894.

tat es unzweifelhaft mit gutem Grund. Wenn Heine seine Muttergotteswitze, die die Angriffe in der „Eos“ zunächst hervorriefen, „arglos“ nennt, so argumentiert er, wie so oft, für die Dummen. Nein, nichts bei Heine ist arglos. Aber selbst wenn er seine Angriffe gegen Staat und Kirche unterlassen haben würde, hätte man ihn nicht zum Professor der deutschen Literatur machen können, denn dazu hatte er erstens viel zu wenig gelernt und zweitens als Jude auch nicht den inneren Beruf. Unsere Zeit kennt ja jüdische Professoren der deutschen Literatur, aber es ist bisher noch keiner erstanden, der irgend etwas Ersprießliches geleistet hätte (die übliche Kärrner-Arbeit machte jeder nicht gerade auf den Kopf gefallene Deutsche ebenso gut), aber national haben alle ohne Ausnahme stark geschadet, und das Cliquentum innerhalb der Literaturwissenschaft war nie schlimmer als jetzt. Zu Heines Zeit war die Germanistik erst zu begründen, und da konnte Maßmann mit helfen, Heine aber nicht. Was Heine als Literaturhistoriker vermochte, lehren dann ja seine „Romantische Schule“ und sein „Schwabenspiegel“, die ihres Ortes näher betrachtet werden sollen — hier genügt es, sie einfach Pamphlete zu nennen.

Auch der niederträchtige Angriff auf Platen, der in den „Bädern von Lucca“ erschien, erklärt sich zu einem Teil aus dem Scheitern der Münchner Pläne Heines: Dieser glaubte, daß ihm Platen und seine Freunde in München und auch bei Cotta Schwierigkeiten bereiteten, ja, er spricht in einem Briefe an Varnhagen von Platen geradezu als dem „frechen Freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen“. Jedoch können die ihm von Platen bereiteten Münchner Schwierigkeiten recht wohl auch bloß im Kopfe Heines existiert haben, und wenn Karpeles kecklich von einer Dichterclique mit Graf Platen an der Tête redet, so hat er den Beweis für ihre Existenz erst noch zu erbringen. Allerdings hatte Platen Heine ja gereizt, aber angefangen hatte doch dieser, indem er Immermanns bekanntes Epigramm gegen Platen in den zweiten Band seiner Reisebilder aufnahm:

„Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zuviel, die Armen, und vomieren dann Ghaselen.“

Aber natürlich lag der Gegensatz zwischen Immermann und erst recht Heine einerseits und Platen andererseits tiefer, dieser empfand, mochte er auch wenig genug von den beiden gelesen haben, doch deren seinem Formvollendung erstrebenden Klassizismus widerstreitende Richtung sehr deutlich, und so schrieb er seinen „Romantischen Ödipus“, der keineswegs, wie Heine und seine Freunde behaupten, persönliche Rache, sondern entschieden nur literarische Satire ist, wenn er auch hier und da persönlich wird. Die gegen Heine gerichteten Stellen, die von diesem als dem „Samen Abrahams“, dem „herrlichen Petrark des Lauberhüttenfestes“, „der sterblicher Menschen Allerunverschämtesten“ (wegen des Perorierens „Und nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt“) und von seiner „Küsse Knoblauchsgeruch“ reden, trafen Heine dort, wo er am verwundbarsten war, aber seine Rache bewies doch nur, daß ihm Platen mit seiner Verachtung nicht eben zu viel getan. Ich will den ganzen ekelhaften Schmutz der „Bäder von Lucca“ hier nicht aufrühren, es ist ja auch bekannt genug, daß Heine Platen auf Münchner Klatsch hin der Knabenliebe bezichtigte, und zwar nicht etwa in sittlicher Entrüstung, sondern in durchaus frivolem Geiste, wie es ja schon die eine Stelle von dem Lorbeerblatt zwischen den Rockschößen hinreichend dartut, daß er ihm seinen Adel und seine Armut — Don Platen de Colibrados Hallermunde —, gemeine Streberei, katholisierende und reaktionäre Neigungen vorwarf und natürlich seine Dichtung in Grund und Boden verdammte, obschon er, wie seine Äußerungen Kertbeny gegenüber („Silhouetten und Reliquien“) beweisen, die klarste Erkenntnis der wirklichen Bedeutung Platens hatte. Daß das alles in einer ganz widerlichen „Laxier“-Atmosphäre vorgeht, macht die Rache Heines noch um so widerwärtiger. Nun ist ja inzwischen allgemein bekannt geworden, daß Platen unnatürliche Neigungen hatte, aber man weiß auch, wie er dagegen

ankämpfte, daß er trotzdem ein durchaus sittlicher Mensch war, man weiß ferner, daß Platen nichts weniger als ein eingefleischter Aristokrat oder gar ein Pfaffen- und Aristokratenknecht, sondern ein weit besserer Liberaler als Heine und bei seiner Armut ein vornehmer Charakter war, der sich nie wegwarf, was sich diejenigen, die in dem Kampfe Heines gegen Platen immer noch den Kampf gegen die höhere Gesellschaftsklasse zu sehen vermeinen oder zu sehen sich anstellen, endlich merken sollten. Nein, Heine hat Platen aus rein persönlichen und gemeinen Motiven angegriffen, er hat ihn zu beschmutzen gestrebt, und alles, was er in einem Briefe an Varnhagen zu seiner Entschuldigung vorbringt („Der Schiller-Goethesche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die Literatur, und der Krieg wird ernster . . . Freilich glaubt jeder seine eigene Sache zu führen, während doch nur das Allgemeine repräsentiert. Ich sage dies, weil ich in der Platenschen Geschichte auf keine Bürgerkrone Anspruch machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorgen entstanden aus dem allgemeinen Zeitkampfe"), ist Faselei. Er hat Platen auch durchaus nicht, wie Herr Karpeles meint, „geistreich vernichtet", Platen hat vielmehr kräftig weiter gelebt, die ganze Münchner Schule steht auf ihm, und selbst in unseren Tagen hat er als Erzieher zur äußeren Formkorrektheit, die sich von der Heinischen Lotterei erfreulich abhebt, noch einigen Wert, mögen im übrigen auch Ferdinand Avenarius' Bemerkungen über den Mangel an natürlicher Formschönheit und musikalischem Wohlklang bei Platen berechtigt sein. Und die Persönlichkeit Platens lebt auch noch, das Männlich-Herbe und -Stolze, das Wahrhaft-Aristokratische in seiner Dichtung zieht immer noch neue Verehrer groß.

Die Aufnahme des dritten Bandes der Reisebilder, „Italien", belehrte Heine, daß man in Deutschland doch nicht

alles ungestraft wagen dürfe; zwar Immermann hielt ihm einstweilen „aus Pietät“ noch die Stange, und Varnhagen trat sogar für ihn ein, aber sonst wandten sich die anständigen Leute doch jetzt von ihm ab. Er merkte es auch selbst: „Keiner fühlt tiefer als ich selbst, daß ich mir durch das Platensche Kapitel unsäglich geschadet, daß ich das Publikum, und zwar das bessere, verletzt“, heißt es in dem schon zitierten Briefe an Varnhagen. Auch die Judenschaft war mit Heine wenig zufrieden; sie nahm es ihm übel, daß er ihren großen Gumpelino lächerlich gemacht. Er ging von Potsdam, wo er „Italien“ geschrieben, zunächst nach Helgoland und hier traf ihn die Nachricht von der französischen Julirevolution — und berauschte ihn nach seiner Aussage: „Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen ... Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe ... Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten ... Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste ... Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!“ Trotzdem glaubte er noch immer, daß die preußische Regierung sich für ihn interessieren werde, wenn er „transagieren möchte“, ja, er hoffte selbst auf Wien, hoffte wohl unter Metternichs Schutz ein zweiter Gentz zu werden, und noch einmal tat sich ihm der Ratssyndikusposten in Hamburg als glänzende Aussicht auf. Aber es wurde alles nichts, und so entschloß er sich endlich, den Staub des „undankbaren Vaterlandes“ von seinen Füßen zu schütteln und nach Paris zu gehen, „ins Exil“, wie seine Getreuen sagen. Am 3. Mai 1831 traf er in der französischen Hauptstadt ein.

„Heine im Exil“ lautet es in der Tat noch immer in den Lebensbeschreibungen des Dichters. So nennt

noch Karpeles Treitschkes Behauptung, daß Heines „Flucht“ ein Märchen sei, unrichtig: „Heine sowohl, wie die angeführten Männer [verschiedene Polen usw.] waren insofern keine freiwilligen Flüchtlinge, als sie unmittelbar vor der Gefahr geflüchtet sind. Hätten sie nur noch kurze Zeit ausgehalten, so wären jene Männer nach Sibirien und Heine jedenfalls nach Spandau gewandert. Varnhagen hat es einem Freunde selbst erzählt und ausdrücklich wiederholt, daß die große Hand, die Heine gar vorsorglich winkte, die mächtigste war, die damals in Europa existierte, nämlich die des Fürsten Metternich.“ Die große Hand stammt aus einem Briefe Heines an Varnhagen vom 27. Juni 1831: „Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt, ich fühlte mich nicht sicher, und da mir eine Reise längst im Gemüte dämmerte, so war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar besorglich winkte.“ Da Karpeles den Freund, dem Varnhagen anvertraute, daß die große Hand Metternich gewesen sei, nicht nennt, so halte ich die ganze Sache einstweilen für Konstruktion nach der Briefstelle, die ja freilich nicht gerade Karpeles zur Last gelegt zu werden braucht — es gibt Heine-Mythen verschiedensten Ursprungs. Furcht, daß Preußen etwas gegen ihn unternehmen könnte, hat Heine ja zweifellos öfter gehabt, so zur Zeit der Reise nach England: „Es war nicht die Angst, die mich forttrieb, sondern das Klugheitsgesetz, das jedem ratet, nichts zu riskieren, wo nichts zu gewinnen ist.“ Jedoch hatte er 1831 keine besonderen Gründe zur Flucht, und noch 1833 will er (Brief an die Mutter vom 25. Oktober d. J.) auf acht Tage nach Hamburg kommen: „Daß ich mich wegen meiner politischen Stellung irgend einer Gefahr aussetze, glaube ich eigentlich nicht.“ Übrigens lebte Heine vor seiner Abreise nach Paris in Wandsbeck, und das war holsteinischer Boden, Holstein wegen seiner Verbindung mit Dänemark jedenfalls noch sicherer als Hamburg, das ja auch ein selbständiger Staat war. Auch, daß Heine noch vor kurzem eine Anstellung in Preußen gesucht, spricht dafür, daß er sich nicht für allzu gefährdet

hielt — also, das Märchen von dem Flüchtling Heine ist in der Tat nicht zu halten, und so schreibt denn auch Ernst Elster, doch gewiß ein Heine-Verehrer, „Deutsche Rundschau“ 1901/02: „Die Frage ist, ob Heine 1831 aus seinem Vaterlande deshalb scheiden mußte, weil er objektiven Grund hatte, Behelligung von der preußischen Polizei zu befürchten — und diese Frage erheischt ein unbedingtes Nein zur Antwort.“ Was Heine selbst über seine Reise nach Frankreich vorbringt („Geständnisse“), ist Feuilleton, nur das kann man Heine glauben, daß ihn Paris, „das schöne, große, elegante, vornrteilsfreie Eldorado“, wie sein Neffe Herr von Embden so schön sagt, ungewöhnlich stark angezogen hat. Für die Juden ist ja bekanntlich Paris überhaupt die Hauptstadt der Welt, ihre Blicke sind fortwährend dorthin gerichtet, und Heinrich Heine hat keine Ausnahme gemacht. Karpeles sollte also lieber nicht von den „harten Treppen des Exils“ sprechen, es macht sich wirklich etwas komisch, wenn man dagegen hält, wie vortrefflich sich Heine in der Tat zu Paris amüsierte, wie er bei Rothschild, Hiller, Schlesinger verkehrte und nach dem eigenen Ausdruck so „im süßesten Gesellschaftsleben“ schwamm, daß er sich im Sommer am Meer „ennuyierte“, wie er dann auch — der Zyklus „Verschiedene“ beweist es — seiner alten „Liebe“ treu blieb und gründliche Studien des französischen Dirnentums unternahm. Börnes Wort „Er hat eine Art von Liederlichkeit, die mir nie, weder in Büchern noch im Leben vorgekommen ist“ spricht Bände, auch wenn es vielleicht ein wenig übertrieben ist. Zu leben hatte Heine einstweilen ja auch: Sein Oheim zahlte ihm 4000, später 4800 Franks jährlich, die Werke bei Campe, die Berichte für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, die französischen Aufsätze für das Journal „L'Europe littéraire“ — man darf Gutzkow ruhig glauben, daß es Heine vorgeschwebt hat, ein berühmter französischer Schriftsteller zu werden — dürften mindestens die gleiche Summe gebracht haben. Später freilich, im Jahre 1836, traten Geldnöte ein, aber nicht deshalb, weil Heines Schriften

vom Bundestag mit verboten wurden (das hat ihrem Absatz eher genützt), sondern weil Heine in diesen Jahren wenig schrieb und wahrscheinlich zu viel gebrauchte, vielleicht auch, weil er, nach eigener Angabe, durch leichtsinniges Gutsagen sich eine große Schuld aufgebürdet — wenn er nicht etwa gar Börsenverluste gehabt hatte. So mußten neue Hilfsquellen eröffnet werden, und Heine nahm, nachdem er vorher sich und eine zu gründende große Zeitung in einem Briefe an den Minister Werther nochmals der preußischen Regierung zur Verfügung gestellt und seine ganze Vergangenheit in einem Briefe an Varnhagen vollkommen verleugnet hatte

(„Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus Zeitungen, welche die preußische Zensur passiert, entlehnen; sollte man mir aber erlauben, Privatkorrespondenzen aus Preußen zu drucken, so werde ich in der Wahl der Korrespondenten nie das Mißfallen der Regierung riskieren. Die Interessen der altdeutschen Provinzen sind mir ebenso unbekannt wie gleichgültig, und es kostet mir keine Überwindung, hierüber entweder ganz zu schweigen oder nur die Meinungen anderer zu referieren. Anders ist es mit den Rheinprovinzen. Hier ist es mir ebenso Bedürfnis wie Pflicht, mich über die heimatlichen Vorgänge frei auszusprechen. Hier muß mir das uneingeschränkte Wort verstattet sein. Aber die Preußische Regierung kann sicher sein, daß bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf der Seite Preußens sind, daß ich nie die Verdienste Preußens um dieses Bastardland [!] verkenne, das erst durch Preußen für Deutschland wiedergewonnen und zu deutscher Art und Weise erhoben wird")

— Heine nahm also, da seine Spekulation auf Preußen mißlang, jene Pension von der französischen Regierung in der Höhe von 4800 Franks an, wegen deren ihn jetzt selbst seine Freunde nicht mehr zu verteidigen wagen, er nahm sie, trotzdem daß er noch kurz vorher geschworen hatte, daß er „nicht den geringsten Makel seinem schönen, reinen Namen anhaften werde", daß er „nie einen Sou nehmen wollte", selbst wenn er in der größten Bedrängnis wäre, er nahm sie und schrieb an Campe am 19. Dezember 1837, als er sie schon hatte: „Gott weiß, daß ich weder durch das eine (Geld), noch durch das andere (Schmeichelei) dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend,

ehrlich zu sein, man muß sich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten.“ Wir werden noch ausführlich auf diese Angelegenheit zurückkommen. Später betrieb Heine auch seine Naturalisation in Frankreich, wenigstens wollte er die dieser vorangehende admission à domicile en France erwerben, die Sache scheiterte aber, weil er die notwendigen Papiere nicht beibringen konnte. Die Äußerungen Heines über diese Angelegenheit („Lutetia“, zum 52. Bericht) sind, wenn auch nicht ganz unwahr, doch wieder Feuilleton. So kann jedenfalls, um jetzt das Resultat zu ziehen, von einem Exil Heines nicht die Rede sein. Er hat, wie wir hier gleich vorweg nehmen wollen, Deutschland noch zweimal besucht, 1843 und 1844, das erste Mal auch preußisches Gebiet berührend, das zweite Mal mit seiner Frau, auf dem Seewege. „Im April und August des Jahres 1844 ward Heinrich Heine in einem deutschen Bundesstaate steckbrieflich verfolgt“, berichtet Hoffmann von Fallersleben im Weimarischen Jahrbuch II, „ohne jedoch signalisiert zu sein. Erst im Januar des folgenden Jahres war es gelungen, ein Signalement aus Paris nachträglich mitzuteilen. Es lautet: „Heine, homme de lettres, 50 ans, taille moyenne, nez et menton pointus, type israelite marqué, c'est un debauché dont le corps affaisé dénote l'épuisement.“*) Woher Hoffmann diese Nachricht erhalten, gibt er nicht an — vielleicht durch Liszt, mit dem er in Weimar verkehrte. Die Verfolgung Heines war durch die frechen politischen Gedichte gegen Friedrich Wilhelm IV. („Der Kaiser von China“ 1842) und Ludwig von Bayern (1844) veranlaßt. Dennoch konnte der Dichter den ganzen Sommer 1844 ruhig in Hamburg verweilen und dort sein „Wintermärchen“

*) „Heine, Schriftsteller, 50 Jahre alt, mittlerer Größe, Nase und Kinn zugespitzt, ausgeprägt isrealitischer Typus. Er ist ein Wüstling, dessen geschwächter Körper die Erschöpfung anzeigt.“ Das jüdische Aussehen Heines wird sonst meist bestritten, nur der schleppende Gang und, nach Henri Julia, allerdings auch die Nase habe den Juden verraten. Das Haar war in der Jugend rötlich, später braun.

vollenden. Sein Neffe Ludwig von Embden berichtet als Augenzeuge: „Heines Lieblingsaufenthalt war der Pavillon am Alsterbassin, wo er fast täglich verkehrte und mit seinen Freunden Dr. Witte, Julius Campe, Dr. Fuchs, Michelis, Dr. Carl Töpfer, Prof. Zimmermann und dem Maler Kizero plaudernd verweilte.“ Das „Wintermärchen“ erschien noch, mit den „Neuen Gedichten“, während des Hamburger Aufenthalts, im September. „In Preußen wurde der Verkauf des Buches sofort strenge verboten“, berichtet von Embden weiter, „eine unverhoffte Reklame, die den geheimen Absatz fabelhaft steigerte.“ Was da die vor den Reisen erschienenen Sehnsuchtsgedichte bedeuten, braucht kaum ausgeführt zu werden; im übrigen ist ja auch mehr Sehnsucht nach der Familie, als nach Heimat und Vaterland in ihnen. In späterer Zeit beschränkten sich Heines Beziehungen zu Deutschland wesentlich darauf, daß er deutsche Zeitungen verfolgte oder verfolgen ließ und einigermaßen auf dem laufenden der deutschen Literatur zu bleiben trachtete, dies um so mehr, als er in der Matratzengruft viel Zeit hatte.

Die literarischen und politischen Kämpfe Heines behalten auch in der Pariser Zeit ihren alten Charakter. Wir erwähnen zunächst den gegen Menzel. Wolfgang Menzel, der 1815 noch als Freiwilliger eingetreten und dann wegen angeblicher demagogischer Umtriebe verfolgt worden war, ein zweifellos liberal, aber vor allem national gesinnter Schriftsteller, war durch seine „Deutsche Literatur“ und die in ihr enthaltenen Angriffe auf Goethe bekannt geworden. Heine hatte sein Werk besprochen und ihm „Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrtums“ nachgerühmt, ihn auch als einen der witzigsten Schriftsteller Deutschlands bezeichnet. Nun war Menzel durch die Julirevolution erschreckt worden und sah in dem jungen Deutschland, das seitdem hervorgetreten war, eine Gefährdung unserer nationalen Entwicklung, und zwar sowohl in politischer wie in sittlicher Hinsicht. So griff er denn die Börne, Heine, Gutzkow usw. in seinem bei Cotta erscheinenden

Literaturblatt öffentlich an (September 1835) und zog damit das Verbot der Schriften des jungen Deutschlands durch den Deutschen Bundestag herbei. Es ist selbstverständlich, daß er damit die Rache der Börne und Heine heraufbeschwor, Börne schrieb „Menzel der Franzosenfresser“ mit viel orientalischem Pathos und talmudischem Scharfsinn, auch nicht wenig Eitelkeit, und Heine schrieb „Über den Denunzianten“ mit der bei ihm üblichen Gemeinheit. Vorher hatte er sich noch direkt an den Bundestag gewandt:

„Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beschluß, den Sie in Ihrer 31. Sitzung von 1835 gefaßt haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren, zu dieser Betrübnis gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurteilt, ohne daß Sie mich weder mündlich noch schriftlich vernommen, ohne daß jemand mit meiner Verteidigung beauftragt worden, ohne daß irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römische Reich, an dessen Stelle der deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther glorreichen Angedenkens durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen verteidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochteuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu verteidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich, bündigst zu beweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue literarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so seien Sie doch überzeugt, daß ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorsamen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die

persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgnis vor Mißdeutung, Ihnen, meine Herren, in geziemender Untertänigkeit die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen."

Goedeke nennt das eine lachende Verhöhnung des Bundestages, Heine selber aber fühlte recht wohl, daß es ein halbes Zukreuzkriechen war — die berechtigte Entrüstung spricht anders — und sucht sich im Eingang der Schrift gegen Menzel in der üblichen Weise zu entschuldigen. Uns ist in dem Schreiben vor allem widerwärtig, daß er an Martin Luther überhaupt nur zu erinnern wagt. Um nun die Sache zwischen Heine und Menzel gründlich zu verfolgen: Menzel hatte sich früher über Heines Talent günstig ausgesprochen, doch aber seine Bedenken nicht verhehlt. So schrieb Heine schon Ende November 1832 in der Vorrede zur Vorrede der „Französischen Zustände":

„Ein Häuptling der abderitischen Partei, der seit vielen Jahren unaufhörlich in Schimpf und Ernst gegen mich loszieht, ist nur ein Champion seiner Gattin, die sich von mir beleidigt glaubt und mir den Untergang geschworen hat. Solcher Todeshaß schmerzt mich sehr, denn die Dame ist sehr liebenswürdig. Sie hat sehr viele Ähnlichkeit mit der mediceischen Venus, sie ist nämlich ebenfalls sehr alt, hat ebenfalls keine Zähne; ihr Kinn, wenn sie sich rasiert hat, ist ebenso glatt wie das Kinn jener marmornen Göttin; auch geht sie fast ebenso nackt wie diese, und zwar um zu zeigen, daß ihre Haut nicht ganz gelb sei, sondern hie und da auch einige weiße Flecke habe. Vergebens habe ich dieser liebenswürdigen Dame die versöhnlichsten Artigkeiten gesagt, z. B. daß ich sie beneide, weil sie sich nur zweimal die Woche zu rasieren braucht, während ich diese Operation alle Tage erdulden muß, daß ich sie für die tugendhafteste von allen Frauen halte, die keine Zähne haben, daß ich ihr Herz zu besitzen wünsche, und zwar in einer goldenen Kapsel — vergebens, hier half keine Begütigung! Die Unversöhnliche haßt mich zu sehr, und wie einst Isabella von Kastilien das Gelübde tat, nicht eher ihr Hemd zu wechseln, als bis Granada gefallen sei, so hat jene Dame ebenfalls geschworen, nicht eher ein reines Hemd anzuziehen, als bis ich, ihr Feind, zu Boden liege. Nun setzt sie alle Skribler gegen mich in Bewegung, namentlich ihren armen Gatten, den wahrlich das isabellenfarbige Hemd seiner Ehehälfte nicht wenig inkommodiert, besonders im Sommer, wo die Holde dadurch noch anmutiger als gewöhnlich duftet — so daß er manchmal wie wahnsinnig aus dem Bette springt, und nach dem Schreibtisch stürzt, und mich schnell zu Grunde schreiben will."

Man wird mir zugeben, daß es gemeineres nicht geben kann. Gutzkow ist es gewesen, der zuerst festgestellt hat, daß die zitierte Stelle gegen Menzel ging; man kann es aber auch mit inneren Gründen nachweisen, beispielsweise taucht Menzels Frau auch in der Schrift „Über den Denunzianten" auf („Nur seine Frau hatte eine große Meinung von seiner Gelehrsamkeit. Auch imponierte es ihr nicht wenig" usw.) Menzel soll die Vorrede nicht gekannt haben, jedenfalls spricht er noch Anfang 1836 ganz sachlich über Heine: „Heine, zuerst von jüdischen Antipathien verlockt, machte die Verspottung des Christentums und der Moral, der deutschen Nationalität und Sitte, die Vorschläge, das Fleisch zu emanzipieren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettieren mit der Republik, die Affektation, an die große Revolution der Zukunft zu appellieren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben." Das alles ist im einzelnen zu belegen (ich werde es später tun), zog aber natürlich gerade deshalb Heines Wut auf Menzel. Schon gleich nach Erscheinen des Menzelschen Angriffs auf das junge Deutschland hatte er an Laube über Menzel geschrieben: „Er ist ein schäbiger Bursche, an dem man sich nur besudeln kann. Er ist durch und durch ein heuchlerischer Schurke. Wenn man Stricke schreiben könnte, so hinge er längst. — Ziehen Sie Handschuhe an, mein Teuerster, und nehmen Sie einen guten Stock und züchtigen Sie diesen schmutzigen Wicht, wie er es verdient, persönlich, d. h. in seiner persönlichen Geschichte, die so viel Blößen gibt", und bald darauf an Campe: „Daß Herr Menzel ein Lump, daß er die kleine Macht, die ihm der Zufall in die Hände gegeben, nämlich das Literaturblatt, immer mißbrauchen wird, habe ich längst gewußt. Er hat auch schon mich manchmal angebellt, aber ich habe ihm nie den Ruhm gegönnt, von meiner Hand zur Unsterblichkeit gezüchtigt zu werden." Nun aber gönnte er ihm den Ruhm und lieferte seine Schrift „Über den Denunzianten", in der

er, wie gesagt, zunächst sein Schreiben an den Bundestag in seiner Weise entschuldigt („Ich weinte wie ein Kind") und mit der Teilnahme „vieler der höchsten Staatsmänner" renommiert und dann Menzel zum Denunzianten stempelt, was dieser selbstverständlich nicht war, denn er hatte in voller Öffentlichkeit, mit Namensnennung seine Angriffe erhoben und nicht einmal die Staatsgewalt zum Eingreifen aufgefordert — unter Denunziation verstehen wir Deutschen stets heimliches Anklagen bei den Behörden, wie man zur Wiederherstellung des logischen Denkens bei den durch Judendunst benebelten Köpfen wohl einmal deutlich erklären muß. Darauf bringt Heine die Verdächtigung vor, daß Religion, Moral, Patriotismus bei Menzel nur den Deckmantel persönlicher Interessen abgäben, und verallgemeinert diesen Satz noch auf „alle schlechten Subjekte" — ein Verfahren, das man auf radikaler Seite seitdem bekanntlich in der Weise beibehalten hat, daß man jeden, der für Religion, Moral, Patriotismus eintritt, sofort als „schlechtes Subjekt" maßregelt oder doch für einen Heuchler erklärt. Es geht natürlich nicht an, hier die ganze Menzelschrift zu exzerpieren, nur eine charakteristische Stelle folge zunächst noch: „Und ist Herr Menzel wirklich ein guter Christ, ein besserer Christ als Gutzkow und das sonstige junge Deutschland? Glaubt er alles, was in der Bibel steht? Hat er immer die Lehren des Bergpredigers strenge befolgt? Hat er immer seinen Feinden verziehen, nämlich allen denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle spielten als er? Hat Herr Menzel seine linke Wange sanftmütig hingehalten, als ihm der Buchhändler Franckh auf die rechte Wange eine Ohrfeige, oder schwäbisch zu sprechen, eine Maulschelle gegeben? Hat Herr Menzel Witwen und Waisen immer gut rezensiert? War er jemals ehrlich, war sein Wort immer Ja oder Nein? Wahrlich nein, nächst einer geladenen Pistole hat Herr Menzel nie etwas mehr gescheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuser, halb Hase, halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener." Das

ist denn doch eine spaßige Art Polemik, die, wenn man sie etwa auf Heinrich Heine anwendete, noch sehr viel drolligere Fragen ermöglichen würde. Dann kommt Heine natürlich, wie in allen seinen Streitschriften, auf das äußere Aussehen Menzels: „Eine gewisse physische Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs absprechen. Es ist schwer, in Stuttgart nicht moralisch zu sein. In Paris ist es schon leichter, das weiß Gott! Es ist eine eigene Sache mit dem Laster. Die Tugend kann jeder allein üben, er hat niemand dazu nötig als sich selber; zu dem Laster aber gehören immer zwei. Auch wird Herr Menzel von seinem Äußeren aufs glänzendste unterstützt, wenn er das Laster fliehen will. Ich habe eine zu vorteilhafte Meinung von dem guten Geschmacke des Lasters, als daß ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht so glücklich begabt, und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben.“ Nun, dem „armen Goethe“ lief, soviel ich weiß, das Laster auch nicht gerade nach; denn das Laster hat nicht, wie Heinrich Heine nach seinen Dirnen-Erfahrungen annehmen zu müssen glaubt, einen besonders guten Geschmack, sondern in der Regel nur Geldhunger. Selbst die alten Maßmann-Witze tauchen in Heines Schrift auf: „Hätte er griechisch verstanden, so würde es ihm nie in den Sinn gekommen sein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateinische nicht seine Sache, und er mußte sich mehr ans Germanische halten, und täglich stieg seine Neigung für die Dichter des deutschen Mittelalters, für die edle Turnkunst und für Jakob Böhm, dessen deutscher Stil sehr schwer zu verstehen ist, und den er auch in wissenschaftlicher Form herausgeben wollte.“ Seine Haupttrümpfe spielt er aus, indem er (nachdem er freilich vorher erklärt, daß er kein altdeutscher Rassenmäkler sei und die ganze Menschheit als eine große Familie betrachte) Menzel die Tugenden der Germanen, die Treue, die Scham, die Tapferkeit, abspricht. Dabei sagt er ganz unverfroren: „Über sein Privatschelmenleben kann ich, schon

wegen Mangel an Raum, nicht reden. Auch seine literarischen Gaunerstreiche will ich hier nicht erwähnen.“ Also frechste Behauptungen und nicht der Schatten eines Beweises! Die Feigheit Menzels, der doch 1815 ins Heer eingetreten war, was der etwas ältere Heine trotz einer dahingehenden Behauptung nicht getan hat, wird daraus gefolgert, daß er eine Herausforderung Gutzkows abgelehnt und ihn auf die Feder verwiesen hatte — natürlich mit vollem Recht; denn literarische Streitigkeiten, selbst wenn sie persönlichen Charakter gewinnen, eignen sich wenig zur Austragung durch die Waffen, die im Grunde den (körperlich-) persönlichen Zusammenstoß voraussetzt. Ich muß dem Mann ins Auge geblickt haben, mit dem ich mich schießen soll; Zeitungsfrechheiten erfolgen sozusagen aus dem Hinterhalte und können daher sogar einfach ignoriert werden, nur etwa eine ganz persönliche Erklärung, die den unmittelbaren Zweck verfolgt, ein Duell herbeizuführen, ist nicht gut außer acht zu lassen. Es ist sehr ergötzlich zu sehen, wie nun auch Heine Menzel zum Duell herausfordert — tapfer war er ja, gerade in dieser Zeit hatte er, wie französische und deutsche Zeitungen berichteten, ein Duell „für die Ehre der deutschen Nation“ ausgefochten, d. h. er hatte (siehe den Detmold-Briefwechsel, „Deutsche Rundschau“ 1885) einem französischen Studenten, der mit seiner Frau in einem öffentlichen Lokale kokettiert, eine Ohrfeige gegeben und sich dann vor dem Duell zu einer persönlichen Entschuldigung bereit erklärt, die ihm freilich erlassen wurde. Am Schluß der Schrift heißt es:

„Wer je seine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und schwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und ab gestiegen, der wird begreifen, weshalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweise, als alle anderen Verleumdungen, die seit vielen Jahren in so reichlicher Fülle gegen mich zum Vorschein gekommen, und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich sage: mit Stolz; denn ich konnte dadurch auf den hochmütigen Gedanken geraten, daß ich zu der Schar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menschengeschlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtspuren ihrer Fußstapfen auch die langen, kotigen Schatten der Verleumdung auf Erden

zurücklassen. — Auch gegen die Beschuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich nicht mich, sondern meine Schriften verteidigen. Aber dieses ist nicht ausführbar, ohne daß es mir gestattet wäre, von der Höhe einer Synthese meine Ansichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir dieses, wie ich bereits erwähnt habe, bald gestattet sein."

Was in aller Welt hätte Heine hindern können, ein gründliches philosophisches oder ethisches Werk zu schreiben und herauszugeben! Aber er hatte leider nichts Positives zu sagen, wie wir seines Ortes sehen werden. Wie hoch aber Menzel, den ich übrigens im Kampfe, nicht gegen Börne und Heine, aber gegen Gutzkow keineswegs von persönlichen Motiven freisprechen will, in der Erkenntnis deutschen Wesens und deutscher Entwicklung über Heine und Börne stand, das lehrt die folgende Ausführung von ihm, die Börne heftig bekämpfte:

„In dem ruhigen Entwicklungsgange der materiellen und geistigen Interessen in Deutschland bereitet sich eine weltgeschichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinst nur mit Lächeln auf die Leute herabsehen wird, die sich mit rückwärts gedrehten Hälsen von der Illusion des Franzosentums nicht loszureißen gewußt haben. Daß diese Entwicklung vor sich geht in der monarchischen Form und nicht in der republikanischen, in einer langsamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker sie gar nicht begreifen. Aber die Franzosen selbst sind nicht so fanatisch als die deutschen Franzosenfreunde. Sie sehen besser, beurteilen uns richtiger und hüten sich nur, das gefährliche Wort auszusprechen. Es ist gewiß, daß die einsichtsvollen Köpfe und besten Patrioten in Frankreich ihrer eigenen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk blicken, von dem sie wohl wissen, daß die nächsten Jahrhunderte ihm gehören werden. — In Deutschland wachsen im Schatten mehr Früchte als in Frankreich beim hellsten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unserem Volk ist, und wenn nur der Boden gut ist, an der Sonne wird es, obgleich sie wechselt, niemals fehlen. Ich sehe den schwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht zu denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes schon für das Beste, aber eben deshalb kann ich auch nicht blind sein für das wirklich Gute und Große in der deutschen Natur. — Erscheinungen, die bei anderen Völkern auf die tiefste Versunkenheit der Nation schließen lassen würden, lassen bei uns keineswegs darauf schließen. Die Oberfläche unseres Daseins verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unser großes Volk ist gar

sehr auf die Dauer gemacht. Es spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Tiere zur Wut reizen. Es meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit dem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baum auf seine Nase gefallen."

Börne fügt hinzu: „Wahrhaftig, es gibt Einfältigkeiten, die einen ganz aus der Fassung bringen können", und zeigt dadurch deutlich, was er ist. Heine war klüger und brachte Menzels Anschauung in Verse („Deutschland ist noch ein kleines Kind"), was ihn freilich nicht gehindert hat, alles das, was Deutschland später groß gemacht hat, nach wie vor zu bekämpfen. Obschon Menzel dann durch Abdruck des Pfizerschen Aufsatzes in seiner „Deutschen Vierteljahrsschrift" Heine wirklich vernichtete, hat Heine merkwürdigerweise in seiner Börneschrift die Anklage wegen des Denunziantentums gegen Menzel zurückgenommen: „Und dann muß man bei Menzeln anerkennen, daß er mit bestimmter Mannesunterschrift seine Schmähungen vertrat; er war kein anonymer Skribler und brachte immer die eigene Haut zu Markte" — der Grund war wohl, daß es jetzt gegen Börne ging. Aber bei den heinegetreuen deutschen Liberalen ward Menzel, der selbst ein Liberaler war, den Denunziantenruf nicht los, und noch heute wiederholt eine bestimmte Sorte von Literaturhistorikern den alten Kohl. Glücklicherweise hat sich Menzel selbst durch die Angriffe nicht anfechten lassen, im deutschen Sinne weitergearbeitet und sich zumal nach 1866 um die Einigung Deutschlands große Verdienste erworben.

Da die gründliche Revision des Prozesses Menzel-Börne-Heine-junges Deutschland bisher noch nicht erfolgt ist, bin ich hier etwas ausführlicher gewesen. Das Material liegt zum Teil schon in Johannes Prölß', vom liberalen Standpunkt geschriebenem „Jungen Deutschland" vor, es fehlt nur noch der Mann, der den Mut hat, durch dessen richtige Verwendung dem Menzel-Märchen des Liberalismus und des Judentums gründlich den Garaus zu machen. Im Grunde hat ja übrigens schon der Streit zwischen Börne

und Heine gezeigt, daß die Kämpen der Menschheitsbefreiung selbst keineswegs besser waren, als sie ihre Gegner hinzustellen beliebten. Über Börnes Verhalten zu Heine sind wir durch Briefe, die Börnes Freunde herausgegeben, hinreichend unterrichtet, und jeder ruhig Urteilende wird zugeben müssen, daß es ihm wenig Ehre macht. Nicht nur Strodtmann, auch Robert Prölß, ein durchaus ehrlicher Mann, hat es ziemlich ausführlich dargestellt und kommt zu dem Ergebnis, daß Börne seinen ehemaligen Freund auf Schritt und Tritt überwachte und ausspionierte und alles, was er auf diesem Wege gefunden, in der unfreundlichsten, ja, gehässigsten Weise auslegte und seiner Herzensfreundin hinterbrachte. „Der arme Heine“, ruft Börne aus, „wird chemisch von mir zersetzt und hat keine Ahnung davon, daß ich im geheimen Experimente mit ihm mache.“ Was er über Heines Liederlichkeit sagt, haben wir schon berichtet. An einer andern Stelle referiert er, daß eine Dame Heines Sprache so ordinär gefunden, und weiter, daß eine gesagt habe: „Wenn man Heine 1000 Franken gibt, lobt er das Schlechteste.“ Ferner heißt es: „Wenn Heine nur halb ein solcher Schuft ist, als er es freiwillig bekennt, dann hat er fünf Galgen und zehn Orden verdient. Schon zwanzigmal gestand er mir, und das ganz ohne Not, dem Argwohn zuvorkommend, er ließe sich gewinnen, bestechen.“ Später warf Börne Heine auch Feigheit vor („Er hat Furcht, von den deutschen Patrioten Prügel zu bekommen“) und griff ihn dann öffentlich wegen seiner „Französischen Zustände“ an. Heine hielt sich noch zurück, schrieb aber schon vor dem Angriff von jakobinischen Ränken Börnes gegen ihn, und daß er ihn für einen Verrückten halte. Auch hier haben wir es natürlich mit dem Zusammenstoß zweier jüdischer Eitelkeiten zu tun. Es paßt ganz gut dazu, daß Börne Heine in „Menzel der Franzosenfresser“ dann wieder seinen alten Freund nennt, mit dem er oft in Paris bei Wein und Punsch das hohe Lied Salomonis durchgejubelt, und dazu noch erklärt, daß er in jeder Zeile seiner „Reisebilder“ mehr Grazie habe, als der Fürst Pückler in seinen sämtlichen Werken.

Trotzdem blieb natürlich die Rache Heines nicht aus. Da er später, nach Börnes Tod, glaubte, daß manche Angriffe auf ihn und seine Mathilde von der Freundin Börnes, Madame Wohl, die schon bei Börnes Lebzeiten einen Herrn Strauß geheiratet hatte, ausgingen, schrieb er jene Schrift über Börne, der Campe den Titel „Heinrich Heine über Ludwig Börne" gab, und die unglaubliche Entrüstung weckte. Wir wollen auf den Kampf der beiden jüdischen Großen nicht näher eingehen, nur die später unterdrückten Hauptstellen Heines über Börnes Verhältnis zu Madame Wohl zitieren. Sie bilden ein Seitenstück zu der Verhöhnung von Menzels Frau und lauten:

„Einen großen und vielleicht den größten Einfluß übte damals auf Börne die sogenannte Madame Wohl, eine bereits in diesen Blättern erwähnte zweideutige Dame, wovon man nicht genau wußte, zu welchem Titel ihr Verhältnis sie berechtigte, ob sie seine Geliebte oder bloß seine Gattin. Die nächsten Freunde behaupteten lange Zeit steif und fest, daß Madame Wohl ihm heimlich angetraut sei und eines frühen Morgens als Frau Doktorin Börne ihnen Aufwartung machen werde. Andere meinten, es herrsche zwischen beiden nur eine platonische Liebe, wie einst zwischen Messer Franzesko und Madonna Laura und sie fanden gewiß auch eine große Ähnlichkeit zwischen Petrarcas Sonetten und Börnes Pariser Briefen. Letztere waren nämlich nicht an eine erdichtete Luftgestalt, sondern an Madame Wohl gerichtet, was gewiß zu ihrem Werte beitrug, indem es ihnen jene bestimmte Physiognomie und jenes Individuelle erteilte, was keine Kunst nachahmen kann. Wenn sich in Briefen nicht bloß der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers abspiegelt, so ist Madame Wohl eine höchst respektable Person, die für Freiheit und Menschenrechte glüht, ein Wesen voll Gemüt, voll Begeisterung — und in der Tat, wir müssen dieser Ansicht Glauben schenken, wenn wir vernehmen, mit welcher Hingebung die Dame in bitterer Zeit an Börne festhielt, wie sie ihm ihr ganzes Leben weihte, und wie sie jetzt, nach seinem Tode, in trostlosem Kummer verharrt, sich in der Einsamkeit nur noch mit dem Verstorbenen beschäftigend. Unstreitbar herrschte zwischen beiden die innigste Zuneigung, aber während das Publikum zweifelhaft war, welche sinnliche Tatsachen daraus entsprungen sein möchten, überraschte uns einst die plötzliche Nachricht, daß Madame Wohl sich nicht mit Börne, sondern mit einem jungen Kaufmann aus Frankfurt vermählt habe .... Die Verwunderung ward noch dadurch gesteigert, daß die Neuvermählte nebst ihrem Gatten hierher kam, mit Börne ein und dieselbe Wohnung bezog, und alle drei einen einzigen Haushalt bildeten. Ja, es hieß, der junge

Gatte habe die Frau nur deshalb geheiratet, um mit Börne in nähere Berührung zu kommen, er habe sich ausbedungen, daß zwischen beiden das frühere Verhältnis unverändert fortwalte. Wie man mir sagt, spielte er im Hause nur die dienende Person, verrichtete die roheren Geschäfte und ward ein sehr nützlicher Laufbursche für Börne, mit dessen Ruhm er hausieren ging und gegen dessen Gegner er unerbittlich Gift und Galle geiferte. In der Tat, jener Gatte der Madame Wohl gehört nicht zu der guten Sorte, die mit der Toleranz in der Ehe eine gewisse Harmlosigkeit verbindet, und dadurch allen Spott entwaffnet. Nein, er erinnerte vielmehr an jene böse Gattung, wovon in den indischen Geschichten des Ktesias Erwähnung geschieht. Dieser Autor berichtet nämlich: in Indien gebe es gehörnte Esel, und während alle anderen Esel gar keine Galle haben, hätten jene gehörnten Esel einen solchen Überfluß an Galle, daß ihr Fleisch dadurch ganz bitter schmecke. — Ich hoffe, es wird niemand mißdeuten, weshalb ich obige Partikularitäten aus Börnes Privatleben hervorhebe. Sie sollen nur zeigen, daß es noch ganz besondere Mißstände gab, die mir geboten, mich von ihm entfernt zu halten. Das ganze Reinlichkeitsgefühl meiner Seele sträubte sich in mir bei dem Gedanken, mit seiner nächsten Umgebung in die mindeste Berührung zu kommen. Soll ich die Wahrheit gestehen, so sah ich in Börnes Haushalt eine Immoralität, die mich anwiderte. Dieses Geständnis mag befremdlich klingen im Munde eines Mannes, der nie ins Zelotengeschrei sogenannter Sittenprediger einstimmte und selber hinlänglich von ihnen verketzert wurde. Verdiente ich wirklich diese Verketzerungen? Nach tiefster Selbstprüfung kann ich mir das Zeugnis geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch geraten mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele selbst ist, die beseelende Seele meines Lebens. Ich gehorche fast passiv meiner sittlichen Notwendigkeit, und mache deshalb keine Ansprüche auf Lorbeerkränze und sonstige Tugendpreise. Ich habe jüngst ein Buch gelesen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die Pariser Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem würdigen Korrespondenzler solche saubere Anekdoten nachgesprochen wurden, ich kann aber dem Verfasser jenes Buches die Versicherung geben, daß ich, selbst in meiner tollsten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeistert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Passion, jene große Passion, die ebenfalls göttlicher Art, weil sie uns von allen selbstsüchtigen Kleingefühlen befreit und die eitlen Güter des Lebens, ja das Leben selbst hinopfern läßt! Was aber unsern Ludwig Börne betrifft, so dürfen wir kühn behaupten, daß es keineswegs die Begeisterung für Schönheit war, die ihn zu Madame Wohl hinzog. Ebensowenig findet das Verhältnis dieser beiden Personen seine moralische Rechtfertigung in der großen Passion. Beherrscht von der großen Passion

würden beide keinen Anstand genommen haben, selbst ohne den Segen der Kirche und der Mairie, beieinander zu wohnen; das kleine Kopfschütteln der Welt hätte sie nicht davon abgehalten .... Und die Welt ist am Ende gerecht und sie verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand stark und echt ist, und schön lodert und lange .... Gegen eitel verpuffendes Strohfeuer ist sie hart und sie verspottet jede ängstliche Halbglut .... Die Welt achtet und ehrt jede Leidenschaft, sobald sie sich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeugt auch in diesem Falle eine gewisse Legitimität. Aber Madame Wohl tat sich mit Börne zusammen unter dem Deckmantel der Ehe mit einem lächerlichen Dritten, dessen bitteres Fleisch ihr vielleicht manchmal mundete, während ihr Geist sich weidete am süßen Geiste Börnes .... Selbst in diesem anständigsten Falle, selbst im Fall dem idealischen Freunde nur das reine, schöne Gemüt und dem rohen Gatten die nicht sehr schöne und nicht sehr reinliche Hülle gewidmet ward, beruhte der ganze Haushalt auf der schmutzigsten Lüge, auf entweihter Ehe und Heuchelei, auf Immoralität."

Für die höchsten Feierstunden des Weibeslebens, wie der Damenaufruf für das Heine-Denkmal so schön sagt, ist diese ärgste Verunglimpfung einer Frau auf bloßes Geträtsch hin nun wohl freilich nichts. Man sollte sich den Meister Frauenlob Heine überhaupt ganz genau ansehen, dann würde am Ende trotz einiger schöner Liebesgedichte so etwas wie ein Meister Dirnenlob übrig bleiben. — Ich will nicht alle persönlichen Verhältnisse Heines ausführlich darstellen; es genügt anzufügen, daß auch das zu Meyerbeer, dessen Ruhm er lange Zeit mit vollen Backen geblasen — ob ganz umsonst, bleibe dahingestellt, er selber hat ja später die Bewunderer Meyerbeers als größtenteils bezahlt bezeichnet —, ferner das zu Liszt, der ihm einmal wegen allerlei Indiskretionen sehr hübsch die Leviten las, aber selbstverständlich dann auch der üblichen Bezahlung dafür nicht entging, selbst das zum Hause Rothschild, in dem er verkehrte und das er pries, dem er dann aber, wie es scheint, durch eine etwas sonderbare Geschichte (es handelte sich um ein Pamphlet seines früheren Freundes Steinmann, das er dem Bankhause verkaufen wollte) bedenklich wurde, es genügt anzufügen, daß diese Verhältnisse und noch andere kein schönes Ende nahmen und man so immer deutlicher erkennt,

was Heine wirklich war. Als Alexander Weill im Jahre 1848 für den bedrängten kranken Dichter bei den Heine sogar verwandten Foulds (Karl Heine, Salomons Sohn, heiratete die Tochter einer Fould) um Hilfe nachsuchte, erklärten sie ihm, daß, „was die Kanaille Heine betreffe, sie dessen Namen in ihrem Hause nicht wieder ausgesprochen hören möchten. Sollte er sich aber einfallen lassen, hierher zu kommen, so werde er wie ein Hund vor die Tür geworfen werden". Die Mitteilung ist sehr glaubwürdig, sagt Prölß, „da Heine Achilles Fould wiederholt in der gehässigsten Weise in seinen Berichten für die ‚Augsburger Zeitung' angegriffen und geschmäht hatte", wohl kaum aus französischem Patriotismus. Heines Vettern Armand und Michel waren, wie erwähnt, Inhaber der Firma Oppenheim & Fould und wollten auch von ihrem teuren Vetter nichts wissen, vielleicht, weil sie fürchteten, er möge ihnen zu teuer werden. Man sieht, es ist einige Kenntnis der jüdischen Verhältnisse in Paris nötig, um dieses Kapitel des Heinischen Lebens gründlich zu schreiben, aber in der Bezeichnung „Kanaille" stimmen der Hamburger Oheim und die französischen Verwandten doch überein. Eine gewaltige Verehrung soll Heine angeblich in den französischen Literaturkreisen genossen haben, und wenn er alle seine französischen Kollegen so kajoliert hat, wie beispielsweise Mignet (vgl. die verschiedenen Stellen in der „Lutetia"), so wäre das kein Wunder. Doch widersprechen sich seine Urteile über französische Dichter, weil sie eben auch von der persönlichen und momentanen Stimmung diktiert sind. Der bedeutendste Lyriker unter ihnen, Alfred de Musset, mit dem man Heine so oft verglichen hat, hat diesen vollständig abgelehnt: Er gestand A. Mels, gar keine Sympathie für Heine zu haben; „denn, wie ich Ihnen schon vorher sagte, ich kann den Reiz seiner Dichtung nicht fassen, da ich seine Sprache nicht verstehe. Seine Gedanken regen mich nicht einmal an — einige gute Witze, einige treffende beißende Bemerkungen, das ist alles". Er verwahrt sich dann dagegen, daß Heines persönliche Angriffe auf ihn sein

Urteil bestimmten, seine Abneigung habe eine tiefere Ursache: „Ich kann die Gottlosen nicht leiden; ein Mensch, welcher alles, was Glauben heißt, lachend von sich stößt, ist mein geborener Widersacher .... Auch ich habe mein Leben lang gezweifelt ... aber ich habe mit Zähneknirschen gezweifelt, nicht mit spöttischem Gelächter wie Ihr Landsmann. Ich habe mein Zweifeln an dem Glauben der Menge nicht als ein Privilegium, das die Natur meinem Geiste gegeben hat, sondern als eine furchtbare Gottesstrafe betrachtet. Ich habe dieser gräßlichen Seelentortur auf alle mögliche Art und Weise zu entfliehen gesucht, und wenn es mir nicht gelang, so habe ich doch das Verdienst, mein besseres Ich dem Kote des Materialismus entzogen zu haben, während sich diese Herren darin gefallen und eine jede Hand, die sich ihnen entgegenstreckt, hämisch zurückweisen." Selbstverständlich rückt Karpeles darauf mit Heines „Bekehrung" an.

Das einzige französische Verhältnis Heines, das wirklich sympathisch ist und bleibt, ist das zu seiner Geliebten und späteren Frau Mathilde — die nächsten Familienverhältnisse der Juden sind es ja in der Regel. Man hat auch über Heines Ehe sehr ungünstig geurteilt, vor allem deswegen, weil Mathilde unzweifelhaft eine geistig sehr tiefstehende Persönlichkeit und außerdem eine Verschwenderin und nicht sehr aufopferungsfähig war, und in der Tat muß man den u. a. von Hüffer versuchten Vergleich mit Christiane Vulpius, die bei ihren Schwächen doch tausendmal soviel Gehalt hat als die oberflächliche Französin (man braucht beide nur am Krankenlager und in persönlicher Gefahr wie Anno 1806 nebeneinander zu stellen), ganz entschieden zurückweisen. Dennoch: Das Verhalten Heines zu Mathilde ist eine der wenigen Lichtseiten seines Lebens, und das Verhältnis im ganzen und als solches verdient weder die moralische noch selbst die „ästhetische" Verurteilung. Heine hatte die neunzehnjährige Mathilde 1834 kennen gelernt; sie war sehr hübsch, ein Naturkind, und so erglühte er in heftiger Leidenschaft zu ihr. Nach Alexander Weill hätte

er ihrer Tante, bei der sie lebte, 3000 Franks dafür gezahlt, daß sie die Nichte überredete, mit ihm zu leben; Karpeles berichtet, daß Heine die 3000 Franks als Entschädigung an die Besitzerin des Modegeschäfts zahlte, bei der Mathilde, oder wie sie eigentlich hieß, Crescence Eugenie Mirat in Stellung war — das letztere scheint mir unwahrscheinlich, da die kleine Putzmacherin wohl kaum Kontrakt auf Lebenszeit hatte. Weill berichtet danach weiter, daß Mathilde am Morgen nach der „Hochzeit" zu Heine gesagt habe: „Henri, ich habe Dir alles gegeben, was ein ehrbares Mädchen dem Manne geben kann, den sie liebt, und was ihr dieser nie zu ersetzen vermag. Wenn Du glaubst, ich wisse nicht, daß Du mich erkauft hast, so bist Du im Irrtum. Ich aber, ich habe mich nicht verkauft. Wisse darum, daß ich Dich nie mehr verlassen werde, ob Du mich liebst oder nicht, ob Du mich heiratest oder nicht, ob Du mich mißhandelst oder nicht. Ich verlasse Dich nie! Hörst Du — nie! nie! nie! nie!" Die Erzählung ist freilich ein bißchen stark jüdisch-pathetisch, vor allem das viermalige Jamais! Jedenfalls aber kann man Mathilde nichts vorwerfen, sie ist Heine, dem so viel älteren Manne, in der Tat treu geblieben, selbst nach seinem Tode. Im Jahre 1841, als das große Duell mit Salomon Strauß, dem Gatten der Madame Wohl, in Aussicht stand, heiratete Heine Mathilde kirchlich. Dieses famose Duell, das natürlich mit dem Buche über Börne zusammenhing, habe ich oben leider zu erwähnen vergessen. Ich trage also noch nach, daß Salomon Strauß Heine auf der Straße herausforderte, wie Heine behauptet, mit unverständlichem Stottern, daß darauf noch recht viel Zeit verfloß, ehe es zur Schlacht kam, und natürlich ein Zeitungskrieg voranging, daß aber beide dann sehr tapfer waren und Heine von einer unglücklich verirrten Kugel seines Gegners an der Hüfte gestreift wurde, womit beider Ehre wieder hergestellt war. Um auf das Verhältnis zu Mathilde zurückzukommen, Heine hat ihr seinerseits nicht Treue gehalten, wie die Briefwechsel mit Lassalle und Detmold lehren. Ich lasse zunächst Karpeles

reden: „Die Freundschaft zwischen Heine und Lassalle entwickelte sich, wenn wir nach Heines Briefen urteilen dürfen, auf der Basis gemeinsamer Neigungen und Leidenschaften. Beide waren dem Ewig-Weiblichen stark zugetan; Heine war ein unglücklicher alter Sünder, Lassalle ein glücklicher junger Frevler. So berichtet der Dichter seinem Genossen auch regelmäßig über die gemeinsamen Freundinnen [d. h. wohl Pariser Dirnen]. „Madonna habe ich noch nicht besucht, Eugenie ein einziges Mal — Schwäche, dein Name ist Heine." Man muß hier das Wort „Schwäche" richtig verstehen. An Detmold schreibt Heine am 16. Januar 1838, daß Mathilde in einer maison de santé sehr krank liege, und setzt hinzu: „Ich habe cocu diesen Winter meine volle Freiheit, je jouis de ma pleine liberté et j'en abuse même." Trotzdem hat er Mathilde als seine Frau respektiert und sie auch — sie war etwas wie seine schwächste Stelle — respektiert sehen wollen, der Briefwechsel mit der Familie beweist es: Er schreibt zwar, daß seine Frau einen „sehr schwachen Kopf" habe, hebt aber im Gegensatz dazu ihr „ganz vortreffliches Herz" hervor; er nennt sie zwar fast stereotyp die „Verbringerin" und schilt sie zänkisch und launenhaft, lobt dann aber auch wieder ihre guten Seiten, heißt sie ein gutes Kind, brav, heiter usw., kurz, die Freude seines Lebens. Man hat gemeint, daß sie ihm nicht viel mehr als ein Spielzeug gewesen sei, und die Gedichte über sie sind in der Tat nicht ohne einige Tuerei; eins, das Lazarusgedicht Nr. 32 der „Letzten Gedichte" („Glaube nicht, daß ich aus Dummheit") stellt dann, wenn es überhaupt an Mathilde und nicht etwa an die Laura des Bankbilletgedichts gerichtet ist, das ganze „Glück" der Ehe wieder in Zweifel. Jedoch war bei diesem alten Sünder, wie Karpeles sagt, eine ideale Ehe doch sicherlich nicht mehr möglich, und ich bin überzeugt, daß Heine mit Mathilde immer noch besser gefahren ist, als wenn er eine kluge junge Jüdin geheiratet haben würde, selbst wenn diese ihm Vermögen zugebracht hätte. Alfred Meißner, der von den Heine nahestehenden

Persönlichkeiten der letzten Zeit doch wohl die zuverlässigste ist, wenn auch sein Buch schönfärbende Manier verrät, hat sein günstiges Urteil über Mathilde später geändert und in ihr „eine flache, lieblose, materielle Person" gesehen, die der Liebe Heines nicht wert war und ihn auch niemals beglückt habe. „Es gibt eben Dinge im Leben, die ein Mensch in jungen Jahren nicht durchschaut", begründet er seine Urteilsänderung. Gewiß, eine ideale Gestalt ist Mathilde in keiner Weise, sie ist die typische Französin aus niederem Stande, aber so wie sie war, war sie für Heine jedenfalls nicht nur gut genug, sondern sogar die Rechte — man darf ja auch eine Ehe niemals nach dem, was man von ihr sieht, beurteilen.

Im Jahre 1844 hatte Heine seine Frau mit nach Hamburg genommen, mußte sie freilich von da nach Paris zurückschicken, da sie in seine Familie nicht paßte. Aber sein Oheim Salomon versprach ihm damals, von „Deutschland, ein Wintermärchen" sehr amüsiert, nicht nur den Fortbezug seiner Rente, sondern auch, daß sie nach Heines Ableben auf seine Frau übergehen solle. Am 23. Dezember 1844 starb Salomon Heine, und der Dichter schrieb beim Empfang der Trauerbotschaft an seine Schwester: „Du weinst, ich habe aber bis jetzt keine Träne vergießen können. Den Vorteil habt ihr Weiber, daß ihr leichter weinen könnt. Auch meine Frau weint, sie ist dreimal diese Nacht zu mir gekommen. Du hast recht, daß die Zeit allein hier trösten kann. Wie muß Therese [Salomons Tochter], die gute Frau, leiden! Und Karl, der arme Junge, wie viel muß der ausgestanden haben! Ehe ich nicht gefaßt und ruhig bin, will ich den armen Kindern nicht schreiben. O Gott, welch ein Kummer!" Und dann später noch: „Könnt' ich nur weinen!" Ich fürchte, er ist gar nicht erst zum Weinen gekommen; denn sehr rasch darauf muß er die Nachricht empfangen haben, daß er in Salomons Testament nur mit einem Legat von 8000 Mark Banko bedacht und die Rente dort gar nicht erwähnt sei, Karl Heine, Salomons Sohn und Haupterbe, sich aber weigere,

die Rente voll fortzuzahlen. Das war allerdings ein fürchterlicher Schlag, und es ist wohl zu glauben, daß er auf Heines schon damals schlechte Gesundheit erschütternd gewirkt habe. Leider sind die Briefe, die Heine in dieser Zeit an seine Familie schrieb, nicht mitgeteilt; Herr von Embden gibt nur eine Charakteristik Karl Heines durch seinen Vetter: „Er hat nur drei Leidenschaften: die Weiber, Zigarren und Ruhe. Die beiden ersteren kann ich ihm nicht nehmen, aber seine Ruhe, und dazu dient mir eben der Prozeß." Er versuchte es auch noch auf andere Weise, wieder zu seiner Rente zu gelangen, als durch Drohungen mit einem Prozeß — man vergleiche den folgenden Brief an seinen literarischen Schildknappen Heinrich Laube.

„Paris, den 1. Februar 1845.

Mein theurer Freund!

Ich hätte Ihnen längst geschrieben, längst ist die Lumperei vergessen, die mich verdrießlich berührte, Sie haben mir unterdessen Ihre Liebe bewährt, aber ich leide so sehr an meinen Augen, daß mir jeder Brief eine saure Anstrengung. Bin halb blind, traurig und ein Unglück nach dem andern bricht auf mich herein. Das betrübsamste ist der Tod meines Oheims; wir hatten uns beide sehr geliebt, ich konnte die brillanteste Zukunft von ihm erwarten und siehe! vor seinem Tode läßt er sich irreleiten bei letztwilligen Bestimmungen. Jetzt muß ich meiner Familie etwas durch die Presse Angst einflößen, um wenigstens meine Pension zu sichern, die man aus Tücke in Frage stellen will. Sie sehen, ich vertraue Ihnen meine geheimsten Gedanken, wo meine Existenz von abhängt. Strenge Verschwiegenheit und Hülfe in der Noth. Wo Sie nur können, suchen Sie gegen meine Familie zu trommeln, besonders gegen den Handelsgerichtspräsidenten Adolf Halle, der Senator in Hamburg werden will und die Angriffe am wenigsten vertragen kann. Es wird eine unerhörte Niederträchtigkeit gegen mich ausgeübt.

Ich schicke Ihnen anbei zwei Artikel, die Sie von fremder Hand abschreiben lassen und in der brockhausischen Leipziger Zeitung sobald als möglich zu inseriren suchen müssen. Zerreißen Sie nur gleich meine Handschrift. Nr. I ist ein Angriffartikel, suchen Sie etwas den Styl zu verändern im Anfang, damit man nicht auf mich rathe; der Schluß aber muß ganz so bleiben. Bitte, machen Sie nur, daß er unverzüglich abgedruckt wird.

Nr. II ist ein Vertheidigungsartikel, woran nichts zu verändern, ich habe ihn so perfid dumm als möglich geschrieben und so stylistisch schlecht, wie reiche Leute.vertheidigt zu werden pflegen. Zögert etwa die Redakzion, diesen Artikel im Journal aufzunehmen, so lassen Sie ihn unverzüglich (ebenfalls in der Leipziger Zeitung von Brockhaus) als Inserat drucken (das ist noch perfider), und das ausgelegte Geld (sagen Sie mir nur gleich wie viel) soll Ihnen getreu erstattet werden.

Sie sehen, ich habe von Gutzkow etwas gelernt, aber Gott weiß! ich übe die Kunst nur, wenn man mir meuchelmörderisch die Kehle zuschnüren will. Ob literarischer Unbill werde ich mir wahrlich nie solche Mühe geben.

Und nun leben Sie wohl, grüßen Sie mir herzlichst Ihre Frau, von der wir hier noch oft sprechen. Sie hat bei meinen Französinnen das graziöseste Andenken hinterlassen.

Diskrezion und schnelle Hülfe. Lassen die reichen Leute wirklich gegen mich schreiben, so werben Sie mir Hülfsvölker. Mr. Weill sagt mir, er habe an Kuranda einen Artikel geschickt. Ist er zu grell, so mag Kuranda die Ausdrücke mildern, nur bei Leibe kein verletzendes Wort gegen meinen Vetter Carl Heine, der immer mein innigster Freund war, obgleich jetzt mein Gegner. Aber drucken soll Kuranda den Artikel so schnell als möglich, und ich bitte Sie, ihn, wenn er gedruckt, unter Kreuzkouvert an Carl Heine nach Hamburg durch die Redakzion zuzuschicken. Können Sie ähnliche Volksstimmen in der Weser Zeitung oder in der alten Bremer Zeitung oder in berliner Vossische oder Spenersche Zeitung hervorrufen, so geschieht mir dadurch großer Vorschub, denn diese Blätter werden in Hamburg gelesen.

Schreiben Sie mir bald, und bleiben Sie treu gewogen

Ihrem Freund

H. Heine.
46. Faubourg Poissonnière.

Campe steht mir hülfreich bei.

Monsieur
le Docteur Heinrich Laube
aux soins de Mr. Voss, Libraire.
Leipzig.

Nr. I. Hamburg, den 7. Februar.

Der Präses unseres Handelsgerichts, Herr Dr. Adolph Halle, der durch das Vermächtniß seines hingeschiedenen Schwiegervaters Salomon Heine zu großem Reichthum gelangt, hat jetzt auch das prachtvolle neue Haus auf dem Jungfernsteg bezogen, das ihm der Verstorbene mit beispiellosem Luxus meublirt hinterlassen hat, und auf den seidenen Polstern erwartet der Glückliche dort die reitenden Diener, die ihm seine endliche Bestallung

als Senator überbringen werden. Wenn Verstandeseigenschaften allein zu dieser Würde berechtigen, wenn der Calkül eines merkantilischen Naturells hinreichend, so kann der hoch- und wohlweise Rath gewiß keine bessere Wahl treffen. Die berechnende Feinheit des Herrn Handelsgerichtspräsidenten bewährte sich jüngst ganz meisterhaft in Bezug auf seinen Vetter Heinrich Heine, dessen Mißgeschick bey den letztwilligen Verfügungen seines Oheims hier allgemein bedauert wird. Ja, sogar die Gegner bedauern den leichtsinnigen Dichter, der in der Liebe und dem Worte eines todtkranken Greises eine hinlängliche Garantie zu haben vermeinte gegen abgefeimte Advokatenkniffe, unterstützt von materiellem Hasse.

Nr. II. Hamburg, den 6. Februar.

Ueber das Verhältniß, in welches sich der Dichter Heinrich Heine, durch seine eigene Schuld, zu seiner Familie gestellt hat, erlauben wir uns einige Worte. — Der verstorbene Banquier Salomon Heine war nicht bloß einer der reichsten, sondern auch gemütvollsten und großartigsten Männer, der den Glanz seines Namens und deßhalb ganz besonders den Neffen liebte, dessen Berühmtheit ihm mehr Freude machte als sie wohl verdiente. Der Munifizenz des generösen Oheims verdankte der Poet manche schöne Summe, und seit sechs Jahren bezog er eine bedeutende Jahresrente, die ihm von ersterem — es soll nicht in Abrede gestellt werden — lebenslänglich zugesichert worden. Sterbend legte der Greis den Wohlstand des geliebten Neffen in die Hände seines einzigen Sohnes, den er zum Universalerben erkoren, und dem er nicht bloß kolossale irdische Schätze, sondern auch geistige, seine Tugend, hinterläßt. Diesen letzteren, der dazu immer der liebreichste und anhänglichste Freund seines Vetters gewesen, kann ebenso wenig wie den Vater der Verdacht treffen, den Dichter kränken gewollt zu haben, wenn auch ein offizielles Testament letzterem nur eine mäßige Summe zur unbedingten und erzwingbaren Verfügung anweist. Es giebt excentrische Naturen, die lebenslang unter Vormundschaft, womöglich sogar unter noch engere Beaufsichtigung gesetzt werden sollten, und gegen deren Willkür eben so gut wie die Regierungen auch Privatpersonen sich sicher zu stellen suchen müssen. In dieser Hinsicht hat der verstorbene Salomon Heine das wahre Beste seines Neffen ebenso sehr wie das der übrigen Familie berücksichtigt, und in den getroffenen Einrichtungen hat auch letztere keineswegs gesucht, eine bloße Waffe gegen einen ihrer nächsten Verwandten in die Hände zu bekommen. Wie durfte man — in einigen Zeitungen geschieht es — einen solchen Verdacht aussprechen, zumal hinweisend auf einen Mann, der, ein Muster von Sittenreinheit, seit 15 Jahren der Präses unseres Handelsgerichtes ist, durch seine Verdienste einer noch höheren Ehrenstellung entgegenstrebt, und wegen seines Scharfblickes, seiner Sinnigkeit, seines Edelmuthes und

seiner Toleranz an den weisen Nathan von Lessing erinnert! Nein, die beschuldigte Familie hat sich bloß in den Stand setzen wollen, das schon an und für sich Unerlaubte, die öffentliche Besprechung von Familien-Angelegenheiten, zu verhindern, den bösen Dämon der Spottsucht zu zügeln, wo er sich an Privatverhältnissen wagt, die nimmermehr als Material zu literarischen Arbeiten mißbraucht werden dürfen, und ihr wahrhafter Zweck war: die Heiligkeit der unantastbaren Familienbande zu schützen. Niemand kann edler und zugleich für das häusliche Wohl vorsichtiger handeln. Wie viele Schriftsteller haben nicht schon bereut, daß sie es nicht (so!) für ein Lebensbedürfniß hielten, über ihre Privatverhältnisse öffentlich zu sprechen. Liebevolle Arme haben sie von sich gewiesen, um alsdann im Alter einsam auf das glückliche Familienleben Anderer zu sehen. Nicht immer schüttet Fortuna ihr Füllhorn auf sandigen Boden; sie weiß oft, was sie thut, wenn auch Unzufriedenheit sie sich mit einer Binde vor den Augen vorstellt.“

Ich füge nur noch bei, daß Adolf Halle der Mann der Therese Heine war, der „guten Frau“, die so sehr litt, und lasse im übrigen den Brief und die Beilagen für sich selbst sprechen. — Außer Laube machte Heine auch seine anderen Freunde mobil, vor allem Johann Hermann Detmold, einen hannoverschen Advokaten jüdischer Abstammung, der es nach einer politischen Umsattelung 1849 zum Reichsjustizminister brachte. Aus den an ihn gerichteten Briefen seien folgende Stellen hervorgehoben: „Das Beste muß hier die Presse tun zur Intimidazion, und die ersten Kotwürfe auf Carl Heine und namentlich auf Adolf Halle werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen. Ich überlasse also Ihrer Klugheit, schleunigst eine Menge kleiner Artikel in Blätter, die nach Hamburg kommen, zu fördern, worin mein Oheim verteidigt wird, warum er anderweitig als durch testamentarische Verfügung für mich sorgen wollte, und wie man jetzt glaubt, mich in Händen zu haben, und mir droht, sogar meine Pension nicht mehr auszuzahlen — wenn ich meine Gedanken über das Testament und über die Ränke, die gegen mich geschmiedet worden, öffentlich ausspräche. Die öffentliche Meinung ist leicht zu

gewinnen für den Dichter — gegen Millionäre. — Campe wird Ihnen schreiben. Die Artikel müssen alle aus Hamburg datiert sein. Wenn Sie Freunde in Hamburg hätten, die direkt auf Adolf Halle wirken könnten? Der will Senator werden und hat Furcht vor der Presse.“ In einem zweiten Brief heißt es: „Ich bin erbötig zu jeder Ehrenerklärung, ja zur Abbitte, um den beleidigten Stolz zu kirren; ich mache mir nichts aus Papier, aus einem gedruckten Pranger; wer viel Ruhm hat, kann ein bißchen Point d'honneur einbüßen. — Aber meine Pension muß ich haben, unverkürzt und irrevokabel, nicht an eine Bedingung geknüpft. Handeln Sie nun, diesem Bekenntnis gemäß.

Contemnere mundum,
Contemnere se ipsum
Contemnere se contemni —

lehrten die alten Mönche, und ich gelange zu diesem Spruch durch Degout, Lebensdegout, Verachtung der Menschen und der Presse, durch Krankheit, durch Mathilde. — Es ist ein wüster Marasmus, eine Müdigkeit des Fühlens und Denkens, ein Gähnen — die Feder fällt mir aus der Hand.“ Das ist der freie Geist, der Gott Heine, wenn es sich um 4800 Franks jährlich handelt! Dabei noch die Heuchelei: an Varnhagen schrieb er in dieser Zeit, seine Seele wurzle noch fest in der Wahrheit und Liebe. — Detmold erfüllte übrigens seine Bitte und erntete Heines Lob: „Welch ein gefährlicher Mensch sind Sie!“ Auch dieser Lobbrief enthält wieder eine Anspornung zur Tätigkeit für Heine. Weiter wurde dann noch Lassalle in Anspruch genommen, und er versuchte manches von Berlin aus. Über den Verlauf der Angelegenheit melde ich weiter nichts, als daß 1846, nachdem eine falsche Nachricht vom Tode Heines durch die Zeitungen gegangen, die Aussöhnung zwischen den beiden Vettern erfolgte: Karl zahlte weiter, und Heinrich verpflichtete sich, über seine sämtlichen Verwandten nichts ohne deren Genehmigung zu veröffentlichen. So mußte er denn leider einen

Teil seiner Memoiren, die ihm nie etwas anderes waren, als ein Werkzeug posthumer Rache, wieder vernichten, wie er selbst berichtet. 1848, nach der Revolution, fragt er dann in einem Briefe an die Mutter: „Hat die Familie viel Geld verloren?“ Man sieht, er hatte doch noch ein Herz. Karl Heine zog später nach Paris und starb 1865. Seine Witwe, eine geborene Furtado-Fould, ließ (nach Karpeles), als die Preußen im September 1870 siegreich vor Paris standen, die Villa Salomons in Ottensen zu einer wüsten Einöde zerstören, damit sie kein deutscher Fuß mehr betrete. Wir wollen's der Jüdin nicht vergessen!

Im Mai des Revolutionsjahres 1848 ist Heine in Paris zum letzten Male ausgegangen, dann warf ihn sein schon seit Beginn der vierziger Jahre hervorgetretenes Leiden endgültig in die Matratzengruft. Gerade um die Zeit seines letzten Ausgangs aber kam sein Verhältnis zur französischen Regierung ans Tageslicht, das wir hier nun ausführlicher darstellen müssen. Die „Revue rétrospective“ in Paris veröffentlichte aus den Archiven der gestürzten Regierung ein Verzeichnis der von dieser verteilten Pensionen, Heine war mit 400 Franks monatlich dabei. In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ erschien darauf Ende April 1848 ein Bericht, in dem geradezu behauptet wurde, daß Heine seine Feder der französischen Regierung verkauft gehabt habe. Die Redaktion hatte diesem Bericht die Anmerkung hinzugefügt, daß Heine wohl nicht für das, was er schrieb, sondern nur für das, was er nicht schrieb, bezahlt worden sei. Darauf veröffentlichte Heine, 15. Mai 1848, die folgende Erklärung:

„Die ‚Revue Retrospektive‘ erfreut seit einiger Zeit die republikanische Welt mit der Publikation von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter anderem veröffentlichte sie auch die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizots. Der Umstand, daß der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war, liefert einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehässigsten Art, und perfide Zusammenstellung, wozu keinerlei Berechtigung durch die ‚Revue Retrospektive‘ vorlag, diente einem Korrespondenten der ‚Allgemeinen Zeitung‘

zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet, als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen meine Feder erkauft, um seine Regierungsakte zu verteidigen. Die Redaktion der ‚Allgemeinen Zeitung‘ begleitet jene Korrespondenz mit einer Note, worin sie vielmehr die Meinung ausspricht, daß ich nicht für das, was ich schrieb, jene Unterstützung empfangen haben möge, ‚sondern für das, was ich nicht schrieb‘. Die Redaktion der ‚Allgemeinen Zeitung‘, die seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch das, was sie von mir druckte, als vielmehr durch das, was sie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daß ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt — besagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verschonen können. Nicht dem Korrespondenzartikel, sondern der Redaktionsnote widme ich diese Zeilen, worin ich mich so bestimmt als möglich über mein Verhältnis zum Guizotschen Ministerium erklären will. Höhere Interessen bestimmen mich dazu, nicht die kleinen Interessen der persönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre ist nicht in der Hand des ersten besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste, beste Tagesblatt ist ihr Tribunal; nur von den Assisen der Literaturgeschichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daß Großmut als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein, die Unterstützung, welche ich von dem Ministerium Guizot empfing, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten. Ich nahm solche Hilfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erschienen, die mich, als den Chorführer eines sogenannten jungen Deutschlands, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch alles, was später aus meiner Feder fließen würde, im voraus mit Interdikt belegten und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urteil und Recht. Daß mir die Auszahlung der verlangten Hilfsgelder auf die Kasse des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten, und zwar auf den Pensionsfonds, angewiesen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzt, hatte zunächst seinen Grund in dem Umstand, daß die anderen Kassen dermalen zu sehr belastet gewesen. Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich preußischen Freunde mit solchen Reklamationen die französische Regierung behelligten, ist männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch meine Ausweisung und zahlte mir jeden

Monat meine Pension, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringsten Dienst. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daß er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortsetzung meiner Pension notifizieren ließ, antwortete er mit melancholischer Güte: ‚Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exil lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.‘ Diese Worte sagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erste und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daß ich die Ehre hatte, ihn zu sprechen. Ich habe der Redaktion der ‚Revue Retrospektive‘ die Beweise geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurkunden, und aus den authentischen Quellen, die ihr zugänglich sind, mag sie jetzt, wie es französischer Loyauté ziemt, sich über die Bedeutung und den Ursprung der in Rede stehenden Pension aussprechen.“

Ich will dieses geschickte, aber durch und durch verlogene Machwerk nicht bis ins einzelne sezieren, und es genügt auch vollkommen darauf hinzuweisen, daß die preußische Regierung in der hier in Betracht kommenden Zeit, um 1837 herum, nie die Auslieferung Heines verlangt (auch später wohl kaum), sondern im Gegenteil, als er sich in Frankreich naturalisieren lassen wollte, angegeben hatte, daß gegen ihn nichts vorläge, weiter, daß Heine, der seine Unterstützung vom Ministerium des Äußern bezog, während sie die politischen Flüchtlinge sonst vom Ministerium des Innern empfingen (vgl. Claire von Glümer, Aus einem Flüchtlingsleben, Dresden und Leipzig 1904, S. 248), gerade diesen Punkt ungenügend erklärt, endlich, daß er die „Beweise“ nicht der Augsburgischen „Allgemeinen Zeitung“ übergibt, was doch das Einfachste und Natürlichste gewesen wäre, sondern angeblich der „Revue rétrospective“, die de facto nie auf die Sache zurückgekommen ist. Da Heine immerhin mutmaßen durfte, daß seine Erklärung auf Kenner der Verhältnisse nicht sehr überzeugend gewirkt, kam er bei der Herausgabe des Buches „Lutetia“, das seine späteren Berichte an die „Allgemeine Zeitung“ brachte, auf die Sache zurück, indem er nach dem Bericht LII eine „Retrospektive Aufklärung“ einschob. Dieser Bericht LII bringt die Verteidigung von Guizots Bestechungssystem, und es ist daher kein Zufall, daß die

Erklärung gerade hier ihren Platz gefunden hat. Karpeles schreibt zu diesem Punkte: „Gleichwohl dürfte die Behauptung, daß Guizot keine Dienste von Heine gefordert, etwas einzuschränken sein. Stillschweigend hat er sie in jedem Falle gleichsam als selbstverständlich verlangt. Und es existiert im Nachlaß einer bekannten Familie der Brief eines deutschen Flüchtlings, der als offiziöser Journalist bei Guizot aus- und einging, an einen Freund Heines, in dem die folgende Mitteilung gemacht wird: Als Heine einen Korrespondenzartikel nach Augsburg geschickt hatte, in dem er die Regierung und das Ministerium mit scharfer Ironie behandelte, ließ ihn Guizot fragen, warum er gerade in dieser Zeit, wo das parlamentarische System so in Gefahr stehe, dessen Vertreter so heftig angreife. Darauf schrieb Heine einen zweiten Artikel, in dem er Guizot gegen die Vorwürfe, die man ihm wegen seines Bestechungssystems allgemein machte, dermaßen verteidigte, daß Guizot ihn bald darauf durch dieselbe Mittelsperson — wahrscheinlich durch den beiden befreundeten Historiker Mignet — sagen ließ: Es wäre ihm doch lieber, wenn er seine Angriffe fortsetzte, statt ihn zu verteidigen." Herr Karpeles spricht dann sogar die Vermutung aus, daß Guizot Heine in Augsburg selbst die Quelle verstopft habe. An anderer Stelle meint derselbe Karpeles: „Es ist eine nichtswürdige Verleumdung, wenn seine [Heines] Gegner behaupten, daß das ‚große Almosen', welches er einige [!] Jahre hindurch, wie alle auswärtigen Flüchtlinge, von der französischen Regierung empfangen, irgend welchen Einfluß auf seine Ansichten und Urteile ausgeübt. Wer solches behauptet, der hat die ‚Französischen Zustände' und die ‚Lutetia' niemals gelesen." Zunächst ist Herrn Karpeles doch entgegenzuhalten, daß Heine seine „Almosen" eben nicht „wie alle auswärtigen Flüchtlinge" empfangen, und er darf es mir auch nicht übelnehmen, wenn ich die schöne Anekdote, die er nach dem „im Nachlaß einer bekannten Familie befindlichen Briefe eines deutschen Flüchtlings an einen Freund Heines" berichtet, so lange für erfunden halte, bis er diesen Brief öffentlich produziert. Weiter: Wie

hat denn Heine Guizots Bestechungssystem verteidigt? Ich zitiere die Hauptstelle:

„Wir müssen sagen, die Maschine selbst taugt nichts; aber fehlt uns dieser Mut, so können wir den dirigierenden Maschinenmeister keiner allzu herben Kritik unterwerfen. Und wozu nützte am Ende diese Kritik? Was hülfe es, in Augsburg zu rügen, wenn an der Seine gesündigt wird? Die Opposition eines Ausländers in ausländischen Blättern, wo es sich um Gebreste der inneren Verwaltung Frankreichs handelt, wäre eine Rodomontade, die ebenso ungeziemend wie närrisch. Nicht die innere Administration, sondern nur Akte der Politik, die auch auf unser eigenes Vaterland einen Einfluß üben könnten, soll ein Korrespondent besprechen. Ich werde daher die jetzige Korruption, das Bestechungssystem, womit meine Kollegen in deutschen Zeitungen so viele Kolumnen anfüllen, weder in Frage stellen noch rechtfertigen. Was geht das uns an, wer in Frankreich die besten Ämter, die fettesten Sinekuren, die prachtvollsten Orden erschleicht oder an sich reißt? Was kümmert es uns, ob es ein Schnapphahn der Rechten oder ein Schnapphahn der Linken ist, der die goldenen Gedärme des Budgets einsteckt? Wir haben nur dafür zu sorgen, daß wir uns selbst in der respektiven Heimat von unseren heimischen Tories oder Whigs durch kein Ämtchen, durch keinen Titel, durch kein Bändchen erkaufen lassen, wenn es gilt, für die Interessen des deutschen Volkes zu reden oder zu stimmen! Warum sollen wir jetzt über den Splitter, den wir in französischen Augen bemerkt, so viel Zeter schreien, wenn wir uns über den Balken in den blauen Augen unserer deutschen Behörden entweder gar nicht oder sehr kleinlaut äußern dürfen? Wer könnte übrigens in Deutschland beurteilen, ob der Franzose, dem das französische Ministerium eine Stelle oder Gunst gewährt, dieselbe verdienter- oder unverdientermaßen empfing? Die Ämterjägerei wird nicht aufhören unter einem Ministerium Thiers oder Barrot, wenn Guizot fällt. Kämen gar die Republikaner ans Ruder, so würde die Korruption sich mehr im Gewande der Hypokrisie zeigen, statt daß sie jetzt ohne Schminke, schier naiv cynisch auftritt. Die Partei wird immer den Männern der Partei die große Schüssel vorsetzen. Einen entsetzlich grauenhaften Anblick böte uns gewiß die Stunde, ‚wo sich das Laster erbricht und die Tugend zu Tische setzt‘. Mit welcher Wolfsgier würden die armen Hungerleider der Tugend nach der langen Fastenzeit sich über die guten Speisen herstürzen! Wie mancher Cato würde sich bei dieser Gelegenheit den Magen verderben! Wehe den Verrätern, die sich satt gegessen und sogar Rebhühner und Trüffeln gegessen und Champagner getrunken während unserer jetzigen Zeit der Verderbnis, der Bestechung, der Guizotschen Korruption.“

Schwerlich läßt sich eine geschicktere Verteidigung denken — da ja die Fakta nicht zu leugnen waren —, um so weniger,

als noch diese weitere Ausführung folgt: „In der Tat, die Fortdauer jener Friedensperiode, wo die gereiften Früchte eingescheuert werden können, ist unser erstes Bedürfnis. Die Saat der liberalen Prinzipien ist erst gründlich abstrakt emporgeschossen, und das muß erst ruhig einwachsen in die konkret knorrigste Wirklichkeit. Die Freiheit, die bisher nur hier und da Mensch geworden, muß auch in die Massen selbst, in die untersten Schichten der Gesellschaft übergehen und Volk werden. Diese Volkwerdung der Freiheit, dieser geheimnisvolle Prozeß, der, wie jede Geburt, wie jede Frucht, als notwendige Bedingnis Zeit und Ruhe begehrt, ist gewiß nicht minder wichtig, als es jene Verkündigung der Prinzipien war, womit sich unsere Vorgänger beschäftigt haben.“ Zieht man noch in Betracht, daß diese Ausführungen selbstverständlich nur im Vergleich mit den natürlich äußerst scharfen Angriffen der französischen Opposition und der anderen deutschen Korrespondenten beurteilt werden dürfen, daß Guizot sie im Vergleich zu diesen verhältnismäßig noch milder als wir jetzt empfinden mußte, so kann man doch nur sagen, daß Heine seine Pension jedenfalls verdient hat. Er tat es auch noch bei anderer Gelegenheit, so bei der Debatte über die Befestigung von Paris, über die er sich 1833 und 1840 ganz entgegengesetzt ausgesprochen hat. Was nun seine „retrospektive Aufklärung“ anlangt, so ist sie wieder äußerst geschickt, aber doch nur für die Dummen berechnet. Da wird zunächst das Jahr 1848 als allgemeine Denunziationsperiode hingestellt: „Keine honette Person verteidigte sich mehr. Wer einen schönen Mantel besaß, verhüllte darin sein Angesicht.“ Dann wird als Verfasser der Korrespondenz in der „Allgemeinen Zeitung“ ein Italiener, der in Jesuitenschulen erzogen worden, genannt, darauf die Annahme der Pension mit dem Schriftenverbot des Bundestags erklärt. Über diesen Punkt haben wir früher schon gesprochen, bei einem sichern Einkommen von etwa 7000 Franks brauchte man damals auch in Paris noch nicht zu verhungern — Heine bringt es denn hier auch nur zu der folgenden Farce:

„Das Leben in Paris ist so kostspielig, besonders wenn man hier verheiratet ist und keine Kinder hat. Letztere, diese lieben kleinen Puppen, vertreiben dem Gatten und zumal der Gattin die Zeit, und da brauchen sie keine Zerstreuung außer dem Hause zu suchen, wo dergleichen so teuer. Und dann habe ich nie die Kunst gelernt, wo (!) man die Hungrigen mit bloßen Worten abspeist, um so mehr (?), da mir die Natur ein so wohlhabendes Äußere verliehen, daß niemand an meine Dürftigkeit geglaubt hätte. [Ist das ein Deutsch!] Die Notleidenden, die bisher meine Hilfe reichlich genossen, lachten, wenn ich sagte, daß ich künftig selbst darben müsse. War ich nicht der Verwandte aller möglichen Millionäre?" Die Renommage mit seiner Wohltätigkeit kehrt öfter bei Heine wieder. Daß er dann noch den Vater der deutschen Sozialdemokratie, Dr. Karl Marx, als Eideshelfer einführt, ist auch nicht ohne Komik: „Ich erinnere mich, als damals mehrere meiner Landsleute, darunter der Entschiedenste und Geistreichste, Dr. Marx, zu mir kamen, um ihren Unwillen über den verleumderischen Artikel der ‚Allgemeinen Zeitung' auszusprechen, rieten sie mir, kein Wort darauf zu antworten, indem sie selbst bereits in deutschen Blättern sich dahin geäußert hätten, daß ich die empfangene Pension gewiß nur in der Absicht angenommen, um meine ärmeren Parteigenossen (?) tätiger unterstützen zu können. Solches sagten mir sowohl der ehemalige Herausgeber der ‚Neuen rheinischen Zeitung', als auch die Freunde, welche seinen Generalstab bildeten." Ja natürlich, wann hätten sich Juden in solcher Lage je gegenseitig im Stich gelassen? Weiter redet Heine über die Personen, mit denen zusammen er auf der Liste des Auswärtigen Amtes gestanden, es seien lauter hochklingende Namen gewesen, „während auf den Listen der Kassen anderer Departemente minder brillante arme Teufel paradierten". Aber eben dort fanden sich die anständigen Leute, wie beispielsweise der Vater Claires von Glümer, während in Gesellschaft Heines

nur zwei „Deutsche“ zu finden waren, der sehr bedenkliche ehemalige Diplomat Baron Klindworth und Dr. Weil, Redakteur der „Stuttgarter Zeitung“, der von Guizot ein Jahresgehalt von 18000, sage achtzehntausend Franks bezog. Heine hat die Perfidie, diesen letzteren einen „Schwaben“ zu nennen und eine Anekdote zu erzählen, nach der dieser gute Schwabe, als er von einem Redakteur der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ gefordert wurde, kein „Bruder“blut vergießen wollte — „weil er keine bleiernen Kugeln vertragen könne und sein Bauch nur gebackene Schaletkugeln und schwäbische Knödeln gewohnt sei“. Wir Deutschen erlauben uns aber diesen Herrn abzulehnen, er war ein jüdischer Lump wie Heinrich Heine selber auch, nach der Bestechungssumme zu rechnen, noch ein viermal so großer. Wenn Heine dann noch der „Allgemeinen Zeitung“ das Motiv unterschiebt, sie habe nur ihre Unparteilichkeit dadurch beweisen wollen, daß sie neben dem „Schwaben“ auch einen befreundeten Korrespondenten, eben Heine bloßstellte, so ist das ja ein Zeugnis seines talmudischen Verstandes, aber doch nicht sehr glaubwürdig, ebensowenig die von ihm gegebene Erklärung, daß er 1843 mit seiner Korrespondenz aufgehört, weil er an Guizot (dem er auch später noch, wie Thiers, schweifwedelte) irre geworden sei. Darauf dann wieder nach beliebter Manier etwas Cynismus: Nicht ohne Lachen kann er an die ärgerlichen Gesichter denken, die jene machten, die seine Ausweisung verlangten, als sie dann erfuhren, daß ihm Guizot obendrein noch ein Jahrgehalt bezahlt habe. Aber wir lassen uns in unserer klaren Erkenntnis durch dergleichen Komödie längst nicht mehr irremachen, auch nicht durch die ihrer selbst spottende Sentimentalität, die sich dann bei der Aufklärung über das Naturalisationsprojekt hervorwagt:

„Es war der närrische Hochmut des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren,

wenn ich etwas tun sollte, was nur halbwegs als ein Lossagen vom Vaterlande erscheinen mochte. Auch im Gemüt des Aufgeklärtesten nistet immer ein kleines Alräunchen des alten Aberglaubens, das sich nicht ausbannen läßt; man spricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimsten Schlupfwinkeln unserer Seele sein unkluges Wesen. Die Ehe, welche ich mit unserer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin, geführt, war nie eine glückliche gewesen. Ich erinnere mich wohl noch einiger schönen Mondscheinnächte, wo sie mich zärtlich preßte an ihren großen Busen mit den tugendhaften Zitzen — doch diese sentimentalen Nächte lassen sich zählen, und gegen Morgen trat immer eine verdrießlich gähnende Kühle ein, und begann das Keifen ohne Ende. Auch lebten wir zuletzt getrennt von Tisch und Bett. Aber bis zu einer eigentlichen Scheidung sollte es nicht kommen. Ich habe es nie übers Herz bringen können, mich ganz loszusagen von meinem Hauskreuz. Jede Abtrünnigkeit ist mir verhaßt, und ich hätte mich von keiner deutschen Katze lossagen mögen, nicht von einem deutschen Hund, wie unausstehlich mir auch seine Flöhe und Treue. Das kleinste Ferkelchen meiner Heimat kann sich in dieser Beziehung nicht über mich beklagen. Unter den vornehmen und geistreichen Säuen von Perigord, welche die Trüffeln erfunden und sich damit mästen, verleugnete ich nicht die bescheidenen Grünzlinge, die daheim im Teutoburger Wald nur mit der Frucht der vaterländischen Eiche sich atzen aus schlichtem Holztrog, wie einst ihre frommen Vorfahren, zur Zeit, als Arminius den Varus schlug. Ich habe auch nicht eine Borste meines Deutschtums, keine einzelne Schelle an meiner deutschen Kappe eingebüßt, und ich habe noch immer das Recht, daran die schwarz-rot-goldne Kokarde zu heften. Ich darf noch immer zu Maßmann sagen: ‚Wir deutsche Esel!‘ Hätte ich mich in Frankreich naturalisieren lassen, würde mir Maßmann antworten können: ‚Nur ich bin ein deutscher Esel, Du aber bist es nicht mehr‘ — und er schlüge dabei einen verhöhnenden Purzelbaum, der mir das Herz bräche. Nein, solcher Schmach habe ich mich nicht ausgesetzt. Die Naturalisation mag für andere Leute passen; ein versoffener Advokat aus Zweibrücken, ein Strohkopf mit einer eisernen Stirn und einer kupfernen Nase, mag immerhin, um ein Schulmeisteramt zu erschnappen, ein Vaterland aufgeben, das nichts von ihm weiß und nie etwas von ihm erfahren wird — aber dasselbe geziemt sich nicht für einen deutschen Dichter, welcher die schönsten deutschen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose.“

Daß auch hier Maßmann und noch ein versoffener Advokat aus Zweibrücken herhalten müssen, ist höchst charakteristisch, gleichfalls das Selbstlob von dem deutschen

Dichter, der die schönsten deutschen Lieder gemacht. Zum Schluß kommt er richtig noch mit seinem Grabstein: „Hier ruht ein deutscher Dichter“ soll auf dem stehen. Glücklicherweise steht (oder stand doch) Henri Heine darauf — Chajjim Bückeburg wäre freilich noch schöner gewesen.

Und somit bleibt uns nur noch übrig, Heine in der Matratzengruft — das geschickt gewählte Wort hat nicht wenig zu Heines Ruhm beigetragen — zu betrachten. Nach dem er in den vierziger Jahren mit Hilfe eines gewissen Friedland, der ein höchst bedenklicher politischer Agent und außerdem ein Schwager Lassalles war, unglücklich verlaufene Börsenspekulationen gemacht hatte — ein börsenspielender „deutscher“ Dichter! —, hatte er seit der Aussöhnung mit seinem Vetter, dem Abschluß eines günstigen Vertrages mit Campe (er bedang sich eine jährlich steigende Rente von 3400 Franks aus) und dem Erfolg der französischen Ausgaben seiner Werke ein großes Einkommen, und die „Tragödie“ seiner Krankheit, seines jahrelangen Sterbens spielt sich also auf dem Hintergrunde gesicherter Verhältnisse ab, was immerhin bemerkt werden muß. Über die Ursache von Heines Krankheit schreibt sein Biograph Prölß: „Seine Krankheit hatte ihre Wurzeln teils in seiner individuellen Organisation, teils in dem unmäßigen Genuß der geschlechtlichen Liebe. Dies hat er selbst wiederholt anerkannt.“ Es existiert eine besondere Schrift „Heines Krankheit und Leidensgeschichte“ von S. Rahmer; da der Verfasser Jude ist, glaubte ich sie ungelesen lassen zu können, zumal auf Ursache und Art der Krankheit hier wenig ankommt. Das ist aber sicher, daß sie auf Heines Wesen keinen bessernden, eher einen verschlechternden Einfluß geübt hat — wir werden das bei der Prüfung seiner Schriften des Genaueren nachweisen. Hier mögen die folgenden Züge verzeichnet sein: Im Jahre 1846, als die Krankheit bereits eine sehr ernste Wendung genommen, schreibt er: „Das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit.“ Über das Jahr 1848 bemerkt er blasphemisch: „Das ist Universal-

anarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muß eingesperrt werden, wenn das so fortgeht. Das haben die Atheisten verschuldet." Dann freilich erfolgt die sogenannte „Bekehrung", aber sie ist, wie man richtig gesagt hat, nicht viel mehr als ein auf die andere Seite Legen, ganz abgesehen davon, daß er 1850 in einem Briefe an seine Mutter von der „Absurdität" seiner Bekehrung redet. Er hatte ohne Zweifel bei der Stärke seiner Lebenslust manchmal Furcht vor dem Tode und noch mehr Furcht davor, dieser Furcht bezichtigt zu werden, und so führte er denn in der Matratzengruft seiner innersten Natur gemäß eine neue Komödie auf, die Komödie des armen Lazarus, der gelegentlich auch zum Gekreuzigten avanciert, führte sie natürlich coram publico auf, man vergleiche das Vorwort zum „Romancero", das zur „Lutetia" und die „Geständnisse". Dabei aß er, wenn es ihm einigermaßen gut ging, höchst vortrefflich, schimpfte auf alle Leute, die, die zu ihm kamen, und die, die nicht zu ihm kamen (Brief an Laube vom 12. Oktober 1850:

„Ich lebe ganz isoliert und sehe wenig Deutsche, außer durchreisende Fremde. Meißner war hier und ich sah ihn viel. Auch seinen großen Landsmann Moritz Hartmann sah ich dieser Tage; ist ein sehr hübscher Mensch, und alle Frauenzimmer sind in ihn verliebt, mit Ausnahme der Musen. Er ist hier im Gefolge von Adolf Stahr und Fanny Lewald, bei welchen er lohnlakayert und sich ein literarisches Trinkgeld verdienen wird ... Deinen politischen Glaubensgenossen A. Weill sehe ich gar nicht mehr. Monsieur Bamberg, der große Hebbelist, hat sich einige kleine Stinkereychen zu Schulden kommen lassen und bleibt jetzt weg. Wie Meyerbeer an mir gehandelt hat, als er glaubte, ich sei schon tot und nicht mehr explodierbar, ist Dir bekannt; er ist wieder hier in Ruhmgeschäften. Seuffert hat sich einigermaßen vom Soff zurückgezogen und sich der Religion in die Arme geworfen, jetzt aber scheint er beides vereinigen zu wollen, und noch obendrein die Liebe hinzuzufügen: er ist verliebt und Bachus [!], Christus und Amor bilden jetzt seine Dreieinigkeit. Er ist aber von allen Hiesigen der beste und jedenfalls der geistreichste. Karbeles hat geheiratet, und zwar eine junge Dame, die ihn an Schönheit übertrifft. Meinen Freund Balzac habe ich verloren und beweint. George Sand, das Luder, hat sich seit meiner Krankheit nicht um mich bekümmert; diese Emancipatrice der Weiber oder vielmehr die Emancimatrice hat meinen armen Freund Chopin in einem abscheulichen, aber göttlich geschriebenen Roman aufs Empörendste maltraitiert"),

warf den braven Alexander Weill, der ihm sonst die alten jüdischen Melodien vorsingen mußte, hinaus, angeblich, weil er einen Angriff auf Mathildens Tugend gemacht, was ja zu diesem ganzen Milieu vortrefflich stimmen würde, und hatte noch ganz zuletzt den kleinen Roman mit der Mouche, einer etwas bedenklichen Dame, die nacheinander die Namen van Belgern, Elise de Krinitz, Sarah Dennyson und Camilla Selden führte, mit Meißner und wer weiß, wie vielen anderen Verhältnisse gehabt hatte und, als Heine sie liebte, nicht einmal mehr die beauté de diable besaß, so daß die in Heines Briefen und Gedichten noch einmal wieder auftauchende Lotusblume einem einigermaßen deplaziert erscheint. Nein, Heinrich Heine hat sich sicher nicht verändert oder gar gebessert in der Matratzengruft, Meißner führt dafür höchst bezeichnende Anekdoten an: In Montmorency, wo er freilich noch auf den Beinen war, sagte er zu einer Dame: „Was will Frau K. im Pantheon? Frau K. ist ja selbst ein Pantheon, wo große Männer ruhten." Als ihm ein Zirkusdirektor von seinen Erfolgen berichtete, fuhr er auf: „Er verdient täglich zehntausend Franken! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Auflage meines ‚Buches der Lieder' zahlt!" Nach wie vor sieht er überall nur Persönliches und kultiviert auch noch neue Feindschaften, wie die gegen seinen alten Gönner Meyerbeer, dem er zur Aufführung seines „Propheten" in Hamburg das Gedicht „Beeren-Meyer" in den dortigen „Freischütz" rücken läßt, und über den er das wahre Diktum abgibt: „Dessenungeachtet ist Meyerbeer unsterblich — nämlich so lange er lebt — und auch noch auf ein paar Jahre darüber hinaus — für diese hat er voraus bezahlt." Seine Memoiren endlich, an denen er stetig arbeitet, erklärt er als Sammlung fratzenhafter Porträts, abschreckender Silhouetten und sagt weiter von ihnen:

„Manche wissen von dem Kästchen und zittern, daß ich es öffne und verhalten sich inzwischen in banger Erwartung still oder lassen wenigstens nur verstohlen durch nichtige Subjekte und literarische Handlanger den Krieg gegen mich führen. In diesem Kästchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Triumphe. Meine Nerven lassen mich von

Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopf zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entsetzliche Geschrei, das der Halunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respekt ein. Ach, wenn der Kerl nicht so erschrecklich schriee, es verlohnte sich wahrlich gar nicht der Mühe, ihn zu schinden ... aber bis jetzt haben sie alle furchtbar geschrieen ... Ja, ja, ich habe so manchen aufgeblasenen Frosch, manche perfide Schlange, manchen unausstehlichen Bandwurm, ja, auch manche Mißgeburt gefangen, gepackt und in Spiritus aufbewahrt. Wen das Los getroffen, der entkommt nicht so leicht meinem Glase. Mich dauert Deutschland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen umherkriechen, wenn ich tot sein werde, ich, der große Vertilger."

Der Elende hatte also nicht einmal eine Ahnung davon, daß er sich bei jedem Angriff, den er unternommen, nur selbst beschmutzt hatte. Dazu stelle man endlich noch die Szene, wo er beim Erblicken seines eigenen Bildes aus der Leidenszeit ausruft: „Ja, ja, das ist das wahre Bild unseres Herrn — er war ja auch ein Jude." Ich denke, man wird nun doch von Heinrich Heine, dem Menschen, allmählich genug haben. Trotzdem redet der harmlose Prölß immer ruhig weiter von dem großen Dulder und Märtyrer — als ob es nicht genug wäre, von einem zähen Juden zu reden! Ja gewiß, Heine hat furchtbar gelitten und in diesem Sinne gebüßt, aber in christlichem Sinne Buße getan oder in unserem deutschen Sinne sich durch seine Krankheit in reinere Regionen hinaufgeläutert hat er nicht, ganz im Gegenteil. Nun, wir Deutschen richten nicht gern, sind jedenfalls keine Henker, wie Heinrich Heine selber einer war. Mit der üblichen tragischen Apotheose Heines jedoch und dem „bekehrten" Heine soll man uns künftig in Ruhe lassen: Selbst ein Heinrich Laube, der doch als Mitjungdeutscher an manches gewöhnt war, empfing zuletzt einen peinlichen Eindruck von Heines frechen Geistessprüngen. Seinen jüdischen Familiensinn hat dieser bis zuletzt bewahrt, ist auch, da man ihm treulich alle Judengeschichten zutrug (vgl. den Brief an die Mutter vom 7. Juni 1851), bis zuletzt im jüdischen Milieu geblieben, aus dem er auch in Paris kaum je herausgekommen ist, obgleich er seiner Frau

angeblich nie gesagt hat, daß er Jude sei. Heinrich Heine starb bekanntlich am 17. Februar 1856, morgens 4 Uhr, nachdem er, wie man berichtet, noch einige Stunden vorher das Wort gesprochen: „Seien Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son métier.“ Als die Mouche hinzukam, konnte sie nur noch den Leichnam sehen, der, nach Karpeles, der Statue auf einem Grabe gleich, in der majestätischen Ruhe des Todes dalag. „Keine Spur menschlicher Leiden und Leidenschaften“, schreibt sie dann selbst, „war auf dieser kalten Hülle zurückgeblieben; der Tod zeigte sich gerecht gegen den, der ihn geliebt und besungen hatte, und schuf ein bleiches Marmorantlitz, dessen regelmäßige Züge an die reinsten Meisterwerke griechischer Kunst erinnerten.“ Das ist, wie man sieht, frei nach Eckermann.

Es war ursprünglich meine Absicht, hier nur einige wenige charakteristische Züge aus Heines Leben herauszuheben, und nun habe ich doch einen vollständigen Lebensabriß geliefert, in dem kaum etwas Wichtiges fehlt. Wenn der Eindruck für Heine wenig günstig ist, so ist das nicht meine Schuld — Heines Leben ist eben fast weiter nichts als Selbstbesudlung. So kommt man auch, wenn man Heine mit einem Worte charakterisieren soll, um das, was Berthold Auerbach, der bekanntlich kein Antisemit war, Alfred Meißner und Karpeles gegenüber gebrauchte, nicht herum. Es ist auch die Pointe von Theodor Mommsens, des großen Judengönners, Schlußurteil über Heine: „Leider ist er nicht bloß ein ungezogener Liebling der Grazien, sondern auch kein Mann echter Ehre. Was ich von seiner persönlichen Haltung und seinem politischen Tun weiß, ist schmählich, und wenn das Genie alle Verirrungen deckt, so gilt dies doch nicht von seinem ehrlosen Tun.“ Aber vielleicht gehörten Berthold Auerbach und Theodor Mommsen zu den Pfaffen und Philistern, von denen der weibliche Heine-Aufruf redet, ich sehe auch gern von ihrer Eideshelferschaft ab und bin Manns genug, meine eigene Meinung auszusprechen: Auch der freieste deutsche Mensch kann einen Heine nicht anders als als Lumpen bezeichnen,

nur die Narren der Juden und etwa noch die aufgeregten Damen unserer Zeit können ihn zu retten versuchen. Und dieser Lump Heine soll nun ein großer deutscher Dichter, soll der größte deutsche Lyriker nach Goethe sein, Heinrich Laube, Wilhelm Scherer, Paul Heyse, Erich Schmidt, Richard M. Meyer dekretieren es. Ich denke, wir sehen uns auch den Dichter Heine erst einmal ein bißchen genauer an.



II.

Heine der Dichter und Macher seines Ruhms.

Für jeden, der sich gründlich mit Literaturwissenschaft beschäftigt hat und den inneren Halt besitzt, der neben der Begabung die notwendige Vorbedingung wissenschaftlich ersprießlicher Tätigkeit ist, steht kein Satz so fest wie dieser: Was einer als Mensch ist, das ist er auch als Dichter, und umgekehrt, des Dichters Vorzüge und Schwächen finden sich im Menschen wieder, wenn darum auch noch nicht alles, was in den Werken des Dichters steckt, in seinem Leben gesucht zu werden braucht — künstlerisches und menschliches Erlebnis sind oft nur Analogien, decken sich nicht jederzeit ohne weiteres. Ich trage sogar kein Bedenken, den Satz „Der Mensch ist der Dichter“ auf den Künstler überhaupt zu übertragen, auch bei der bildenden Kunst und der Musik findet sich der notwendige Zusammenhang zwischen Sein und Schaffen, ein bloß adhärentes, losgelöst zu denkendes Talent ist nicht möglich, mögen auch rein formale Begabungen vorkommen, die dann aber das Wesentliche und Entscheidende nicht können, nicht wirklich gestalten können, wie wir wenigstens bei der Dichtkunst sagen dürfen. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauung zu liefern ist unnötig, der hier aufgestellte Satz ist ein Grundsatz, der, wie die der Mathematik, keines Beweises bedarf. Autoritäten für die Wahrheit könnte man aber natürlich genug beibringen, ich verweise nur auf Goethe, wo er über Béranger spricht, und auf Hebbels Aufsatz über Kraft und Erkenntnis beim Dichter. Heine hatte früh die Empfindung oder vielleicht sogar die volle Klarheit, daß bei ihm etwas nicht stimme. So warnte er Immermann,

zwischen seinen Gedichten und seinem äußeren Leben einen Zusammenhang zu suchen, den Geist seiner Dichtungen aus der Geschichte seines Verfassers zu erklären; denn wie leicht diese auch Aufschluß geben könne über ein Gedicht, wie leicht sich wirklich nachweisen ließe, daß oft politische Stellung, Religion, Privathaß, Vorurteil und Rücksichten auf sein Gedicht eingewirkt, so müsse man dieses dennoch nie erwähnen, besonders nicht bei Lebzeiten des Dichters; man entweihe das Gedicht und zerreiße seinen geheimnisvollen Schleier, wenn jener Einfluß der Geschichte, den man nachweise, wirklich vorhanden sei; man verunstalte das Gedicht, wenn man ihn fälschlich hineingegrübelt habe. Das war doch wohl mehr als die Furcht, als Jude erkannt und hingestellt zu werden. Später scheint dann Heine den Zusammenhang zwischen Leben und Gedicht gänzlich geleugnet zu haben; wenigstens berichtet Felix Bamberg, der mit ihm persönlich verkehrt hat, er, Heine, habe ihm wiederholt versichert, daß das innere Leben des Dichters mit seiner Poesie nichts zu schaffen habe, und Bamberg selber nahm auch die Möglichkeit, des Dichters Leben und Schaffen bis zu einer gewissen Freiheit der Form zu steigern, an. Nun weiß ich es recht wohl und habe es oben schon angedeutet, daß Leben und Persönlichkeit des Dichters sich nicht gleich unmittelbar im Gedicht widerspiegeln, aber die Freiheit vom Lebensgehalt können wir uns nicht denken. Da Bamberg, wie Heine, Jude ist, dürften wir hier vor einem Grundunterschied des Judentums und des Deutschtums stehen. Und von hier aus gelangt man dann sehr leicht zu den Anschauungen über jüdische Dichter, die ich in der Heine-Ausführung meiner „Geschichte der deutschen Literatur“ entwickelt habe, und die ich hier wiedergeben muß, da sie mir für die Erkenntnis Heines grundlegend zu sein scheinen.

„Hat man nur den guten Willen klar zu sehen“, heißt es dort, „so ist nichts einfacher als die Entwicklung Heines und der jüdischen Talente überhaupt. Es gibt eine uralte jüdische Kultur, aber diese steht fremd in dem Leben jedes Volkes und jeder Zeit; die jüdischen Talente können sie also, falls sie breitere Wirkungen erzielen wollen, nicht gebrauchen, sie

wirkt höchstens unbewußt und nebenbei mit. So bemächtigen sich die Juden der Kultur der Völker, unter denen sie leben, und sie tun das mit einem großen, ihnen durch ihr Wanderdasein anerzogenen Geschick; wirklich Wurzel schlagen in der fremden Kultur können sie bei ihrer stark ausgeprägten nationalen Eigenart aber natürlich nicht, vielmehr nur nachempfinden und nachmachen, kurz, sie werden mit Notwendigkeit Virtuosen, im guten oder im schlechten Sinne, je nach der Größe ihres Talents. Beherrschen sie aber die nationalen Elemente einer Kunst immer nur wesentlich nach der formalen Seite, so können sie dagegen die zeitlichen, die ja stets international sind, rascher und leichter aufnehmen als die Völker mit nationaler, bodenständiger Existenz, und das gibt den jüdischen Talenten oft eine große Zeitbedeutung, während sie dauernd für die Kultur der Nationen, unter denen sie sich angesiedelt haben, selten oder nie etwas bedeuten. Der ursprünglich jüdische Charakter blickt in den Produkten der jüdischen Talente selbstverständlich immer durch, auch wenn die Virtuosität in der Behandlung der entlehnten nationalen künstlerischen Form noch so groß und die Begeisterung für die Zeitideen noch so echt ist. — Was nun im besonderen Heinrich Heine anlangt, so ist es klar, daß er sich zunächst der gesamten künstlerischen Kultur der deutschen Romantik mit großer Gewandtheit bemächtigt hat, aber wurzelhaft germanisch konnte sie bei ihm natürlich nicht werden, dagegen fand ihr ungesunder, aus der haltlosen ästhetischen Kultur erwachsener Individualismus in der jüdischen Eitelkeit den geeignetsten Boden zu üppiger Wucherung. Heine ist, in der ersten Periode seines Schaffens wenigstens, Romantiker, ist vielleicht sogar, wie seine Bewunderer wollen, die Höhe der Romantik, aber leider der falschen Romantik, die nicht im deutschen Volkstum, sondern in dem eiteln Ich wurzelt, ist der große romantische Virtuose, der das ganze Register der romantischen Töne meisterhaft abspielt, aber dabei keineswegs aus deutsch-romantischem Geiste heraus wahrhaft schafft. Hier tauchen nun die alten Heine-Fragen auf: „Inwieweit ist der Dichter originell' und ‚hat er gelogen?' Es ist richtig, daß sich alle Töne, die Heinrich Heine angeschlagen hat, bei früheren romantischen Dichtern finden; Tieck, Clemens Brentano, Eichendorff, Uhland, Wilhelm Müller, auch E. T. A. Hoffmann und natürlich Goethe und das Volkslied unmittelbar haben ihm die lyrischen Motive, Weisen, Klänge, selbst oft die Pointen seiner Gedichte ganz unzweifelhaft geliefert, Brentano hat sogar schon den eigentümlichen Geist der Heinischen Poesie im ganzen vorweg genommen, das Raffiniert-Moderne in ihr, das aus der Verwendung der Volksliedform zum Ausdruck der Empfindungen des gebildeten Salonmenschen entspringt — dennoch, Heine ist künstlerisch wesentlich selbständig, der Dichter-Virtuose, mag er immerhin mit angeeigneten fremden Elementen wirtschaften, wird dies, sobald er die individuelle konzentrierte lyrische Form findet, und das hat Heine allerdings getan. Und hier erledigt sich auch gleich die Frage

der Wahrheit oder Lüge. ‚Es gibt‘, sagt Friedrich Hebbel in seiner Besprechung des ‚Buches der Lieder‘, ‚in ästhetischen Dingen eine doppelte Wahrheit, wonach man zu fragen hat: Die Wahrheit des Stoffes, und die Wahrheit der Form, und die letztere hängt mit dem Ethischen noch enger zusammen als die erstere. Es ist nicht genug, daß unser Gedachtes und Empfundenes wahr sei; da kann ja auch kaum geheuchelt und betrogen werden, denn woher eigentümliche Empfindungen und Gedanken nehmen, wenn man sie nicht hat? Auch der Darstellungsprozeß, worin die Form gewonnen wird, soll wahr sein; er soll aus dem Drange des Überflusses hervorgehen und Götter in die Welt setzen, nicht Lemuren. Dieses ist der wichtigste Punkt, denn von der Gestalt, worin eine Idee zur Erscheinung gelangt, hängt es ab, ob sie wie ein Jupiter verehrt, oder wie ein Vitzliputzli verspottet werden soll, doch eben um diesen Punkt wird sich der plumpe Ästhetiker nie bekümmern. Er rechnet dafür die Gedanken und Bilder zusammen und vergißt, daß man dies alles bei jedem der Berücksichtigung irgend würdigen Gegenstand voraussetzen muß, und daß Achill und Thersites sich in allem, nur nicht im Fleisch und Blut voneinander unterscheiden. Bei Heine ist die Darstellung ein Quellen, kein Pumpen, wie gewiß ein jeder empfindet, der das »Buch der Lieder« auch nur durchblättert: Bei der Wahrheit der Form ist aber die Unwahrheit des Stoffes undenkbar.‘ In der Hauptsache ist diese Anschauung über Heine sicherlich unwiderlegbar, nur ist noch einiges hinzuzufügen. Gesetzt den Fall, die Heinischen Empfindungen und Gedanken wären auch nur nachempfunden und nachgedacht, so dürfte man ihnen doch auch dann die innere Wahrheit nicht absprechen; denn selbst da kann ja nicht geheuchelt und betrogen werden, es gehört die Fähigkeit nachzuempfinden und nachzudenken dazu, und der Dichter muß auch in dem Nachempfundenen und Nachgedachten wenigstens insoweit energisch leben, daß der Darstellungsprozeß mit ganzer Macht einsetzen und bis zu Ende gelangen kann; nur auf diese Weise entstehen wirkliche Gedichte, sie verstandesgemäß äußerlich zusammensetzen kann man nicht. Aber andererseits wird doch der Dichter dem Stoffe, der von Haus aus nicht sein eigen ist, und ob er ihn auch beherrscht, kaum so naiv und warm gegenüberstehen, wie dem, der aus dem Tiefsten seiner Seele und weiter aus seinem Volkstum quillt, und damit stoßen wir wieder auf den Begriff des Virtuosentums. Ein großer Virtuos lügt nicht, aber er spielt, und Heines Dichtkunst ist denn auch wesentlich Spiel, keine Heuchelei, aber doch auch nicht tiefster Ernst. Je öfter das Spiel wiederholt wird, desto äußerlicher und matter wird es werden, wie denn ein Berufs-Virtuose, der immer dasselbe Stück, ein Schauspieler, der immer dieselbe Rolle wiederholt, zuletzt vor allem doch nur die Fertigkeit bewundern lassen wird, während die Auffassung schon stehend geworden ist. Ganz in den nämlichen Fall kam Heine, der Liederdichter, und so erklärt sich Hebbels anderes (früheres) Urteil über die

Heinische Poesie, wobei er nicht an das ‚Buch der Lieder‘, sondern an die neueren Gedichte dachte: „Heines Dichtmanier (besonders seine neue) ist das Erzeugnis der Ohnmacht und der Lüge. Weil seine verworrenen Gemütszustände sich nicht in die Klarheit eines entschiedenen Gefühls auflösen lassen, oder weil er nicht den Mut und die Kraft besitzt, den hierzu notwendigen inneren Prozeß abzuwarten, wirft er den Fackelbrand des Witzes in die werdende Welt hinein und läßt sie gestaltlos für nichts und wieder nichts verflammen. Diese Verklärung durch den Scheiterhaufen ist aber nur dann zu gestatten, wenn ein Phönix davonfliegt; an dem Phönix fehlt es jedoch bei Heine, es bleibt nichts übrig als Staub und Asche, womit ein müßiger Wind sein Spiel treibt.‘ Wir wissen heute, daß der Phönix nur einer Poesie entsteigt, die ihren sicheren Untergrund in einem starken Volkstum besitzt. Der deutsch und romantisch dichtende emanzipierte Jude mußte trotz all seiner künstlerischen Virtuosität durch seine Zwitterstellung eines Tages in jene verworrenen Gefühlszustände geraten, aus denen es keinen Ausweg gab als durch den unpoetischen oder gar antipoetischen Witz, der dazu das Erbteil seines Stammes war. Das war Ohnmacht, das wurde Lüge, wenn dabei auf das Recht der genialen Persönlichkeit gepocht und die Schwäche als Stärke drapiert wurde. Aber die Lüge war damit ein Bestandteil von des Dichters Wesen geworden, in dem einzelnen Gedicht, direkt log er darum nicht. Im Gegenteil, die spätere Poesie Heines, die immer lottriger und frecher wird, wird dadurch subjektiv nur um so wahrer.“

Soweit meine frühere Ausführung. Es wird nun meine Aufgabe sein, sie bis ins einzelne zu belegen und sie auf Grund meines erneuten gründlichen Studiums der Werke Heines, wo es nötig sein sollte, zu modifizieren. Widerspruch hat sie natürlich vielen gefunden, aber bisher keine Widerlegung — mit Frechheiten macht man, wie man auf gegnerischer Seite zu glauben scheint, wohlbegründete Anschauungen nicht tot, zeigt nur, daß man im Grunde nichts zu sagen hat. Zunächst will ich hier noch die Ausführungen Willibald Alexis’ über Heines Lyrik geben, die den „Wiener Jahrbüchern“ vom Jahre 1825 entstammen — sie unterstützen die meinigen in vielen wesentlichen Punkten. Alexis unterscheidet (ich schließe mich dem Referat Goedekes an) Dichter von Sängern, jenen weich, sanft oder feurig gestimmten Gemütern, denen die Natur Worte geliehen habe, ihre Gefühle in Liedern auszusprechen, ohne daß ihnen zugleich die Kraft verliehen sei, Teile des Lebens, wo nicht gar das ganze Universum

in ihren Liedern wieder zu reproduzieren. Heine gehöre als lyrischer Dichter unter die Sänger, aber in besonderer Weise. Es seien nicht die wilden Ergüsse einer wütenden Leidenschaft, nicht die sanften Klänge eines leidenden Gemütes, nicht der Ausdruck der Freude, nicht der des Schmerzes, was diese Lieder erzeugt habe und in ihnen vorherrsche: es sei der wunderbare Ausdruck der Laune, es seien Reflexionen, in einer kräftigen Bildersprache, es sei ein augenblickliches Gefühl, das hier und da zwar auch durch seine Tiefe anspreche, vorzüglich aber durch die sonderbare Gestaltung die Aufmerksamkeit fesſle. Er geht soweit, den Gedichten den eigentlichen lyrischen Charakter abzusprechen, da die Reflexion zwischen dem Epischen und Epigrammatischen schweife und in das Lied sich nicht selten das dramatische Element einmische. Der Inhalt sei es weniger als die Form, was originell in diesen Dichtungen anziehe. Ein zerstörtes Gemüt, das weder im höheren sittlichen Aufschwunge, noch beim Rückblick auf das Leben Ruhe und Aussicht gewinne, das sich deshalb in den energischen Genüssen der Sinnlichkeit berausche und hier Vergessenheit für alle Zweifel suche, sei nichts Neues seit Byrons Vorgange, hinter dem Heine freilich schwach zurückbleibe. Es sei bei ihm mehr ein Sinnentaumel, aber dieselbe Trostlosigkeit herrsche bei ihm wie bei dem Briten, wenn auch nur negativ ausgesprochen, indem er die Sehnsucht nach dem höheren Seelenfrieden nicht zu kennen scheine. Nicht selten scheine er, im kranken Gefühle an diesem kranken zerstörten Zustande Vergnügen findend, sich selbst erst in einen solchen Zustand hineinfingiert zu haben, um diesem seltsamen Gefühle nachzugehen. Manchmal verwandle sich das tiefste Gefühl im Augenblick des Ausdrucks in etwas Komisches, über das man lache und lachen solle, aber nur um das Weinen zu bewältigen. Wo der Dichter jedoch Empfindungen Worte gebe, die man in der Poesie bisher lieber verschwiegen oder nur angedeutet habe, wenn er Situationen hinmale, die in ihrer seltsamen Neuheit halb Schamröte, halb Lachkitzel erregen, so verstehe es sich wohl

von selbst, daß er in dem übermütigen und rücksichtslosen Erguß einer wilden Lust auch wilde Bilder gebrauche, und es sei besser, daß man lachend an ihnen vorübergehe, als daß man sich empörend dabei verweile. Aus dieser seiner Anschauungsweise sei denn auch erklärlich, wie das Hochpathetische mit dem Niedrigen und Gemeinen Hand in Hand gehe, ja, wie dieser Wechsel das Wesen der Heinischen Dichtungen dergestalt ausmache, daß das Komische mit pathetischen Bildern, das Tiefergreifende mit Worten ausgedrückt werde, die, aus dem gemeinen Leben genommen, für den, der sich an die Worte halte, einen lächerlichen Eindruck machen. Von dem Formellen auf den Gehalt der Lieder eingehend, bemerkt Alexis, daß die meisten erotischer Art seien. Die Geliebte werde darin nicht nebelhaft verhimmelt, vielmehr in solche Nähe geführt, daß man sich fast zurückziehen möchte, in der Besorgnis, der Dichter habe sich versehen und etwa im Rausche das, was aller Welt verborgen bleiben und nur ihm erschlossen sein solle, zum Vorschein gebracht. Da sehe man denn, daß es ein Wesen mit Fleisch und Bein sei, von dessen Seele und Herzen auch mitunter geredet werde, das aber, wenn beides in Konflikt gerate, nur durch den Leib interessiere. Der Dichter lüfte zuweilen den Vorhang so weit, daß auch der Nimbus verschwinde und man unter der Geliebten solche Wesen entdecke, deren Liebe zu erwerben nur mäßige Kosten verursachen dürfte. So sei denn die geschilderte Liebe weniger eine Schilderung der geistigen Verzückung als des irdischen Genusses. In diesen Liedern voll fleischlicher Lust werde die Lüsternheit des Obscönen mitunter durch plastisch-antike Haltung erhöht, was man nur der gebildeten Sprache wegen zu ertragen vermöge. Zuweilen werde die Schilderung widrig und empörend, wenn der Dichter bei der Geliebten im Grabe schwelgend den Ruf der Auferstehungsposaune überhören wolle. Beleidigender noch werde er, wenn er bei einer Liebe dieser Art und bei der unzweideutigen Natur seiner Herzallerliebsten sich bis zum Ruchlosen, zum Hohne gegen Gott steigere, wenn er bekenne,

nicht an den Gott zu glauben, von welchem das Pfäfflein spreche, und keinen Gott zu haben als das Herz seines Mädchens. Doch hebt Alexis neben dem Pikanten und Sarkastischen auch die Lieblichkeit der Schilderung des indischen Orients hervor, des fingierten Liebeslandes mit den einfachsten Bildern, die schlagende Kürze im Ausdrucke bei Tiefe des Gedankens. — Zieht man in Betracht, daß Heines Manier 1825 vollkommen neu war und der Mann zunächst doch ernst genommen werden mußte, und macht darnach einige Abzüge, so enthält Alexis' vornehme und gründliche Kritik im Grunde schon die Verdammung der Heinischen Lyrik, soweit eine solche berechtigt ist: Laune und Reflexion statt Gefühl, epigrammatischer Charakter statt des eigentlichen lyrischen, die Originalität nur in der Form, Sinnentaumel, Hineinfingieren in den krankhaften Zustand, Schamlosigkeit, der Wechsel zwischen dem Pathetischen und Komischen, besser die Auswechslung beider Dinge, die Prostitution, der Materialismus in der Liebe — was will man mehr? Das Hineinfingieren berührt sich sogar ganz direkt mit dem von mir gebrachten Begriff des Virtuosentums; denn eigentliches Hineinlügen kann Alexis, wie der Gesamtcharakter seiner Kritik zeigt, nicht meinen. Eine historische Entwicklung der Entstehung der Heinischen Poesie konnte Willibald Alexis natürlich noch nicht geben, dazu stand er ihr und der Romantik noch viel zu nahe, wir aber können es jetzt bis ins einzelne.

„Es ist richtig, daß sich alle Töne, die H. Heine angeschlagen hat, bei früheren romantischen Dichtern finden; Tieck, Clemens Brentano, Eichendorff, Uhland, Wilhelm Müller, auch E. T. A. Hoffmann und natürlich Goethe und das Volkslied unmittelbar haben ihm die lyrischen Motive, Weisen, Klänge, selbst die Pointen seiner Gedichte unzweifelhaft geliefert", sagte ich in meiner Literaturgeschichte. Wenn man dem entgegenwirft, daß sich bei jedem Dichter die „Elemente" auf zeitlich Früheres zurückführen lassen — „man denke an Bürger und die schottischen Balladen, an Goethe

und das Volkslied, an den jungen Schiller und Bürger, an Hebbel und Uhland" —, so hat man noch nicht einmal halb begriffen, worum es sich hier handelt, oder sucht eine Verdunkelung des Tatbestandes herbeizuführen. Kein Mensch wird bestreiten, daß jeder Dichter von seinen Vorgängern lernen muß und außer formalen auch gewisse dem Inhalt nach nationale, sprachliche usw. „Elemente" von ihnen übernimmt. Sobald er aber reif geworden, steht er auch selbständig da und bildet im wesentlichen eine Welt für sich. Bei Heine liegt der Fall ganz anders: er lernt nicht von seinen Vorgängern, er übernimmt von seinen Mitstrebenden und richtet das, was sie bereits geschaffen, auf seine Weise zu. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Doch ich sehe, ich muß eine gründliche psychologisch-ästhetische Erörterung geben. Wenn in einem Dichter bedeutendere schöpferische Kräfte vorhanden sind, so können diese natürlich nicht schon in jungen Jahren durch poetische Offenbarungen hervortreten, auch der Dichter unterliegt den allgemein-menschlichen Entwicklungsgesetzen, muß lernen, an sich arbeiten, sich seiner und seiner Kräfte bis zu einem gewissen Grade bewußt werden, seine Eigenart ausbilden. Da schließt er sich denn eben an seine Vorgänger an, in der Regel an die unmittelbaren. Fassen wir hier vor allem den Lyriker ins Auge: Er gebraucht zunächst eine formale Ausbildung, muß Rhythmus und Reim beherrschen lernen und sich sprachliche Mittel aneignen. Die Begabung ist gegeben, aber sie ist noch latent — da trifft nun der junge Dichter auf andere Dichter und macht zuerst nach, übernimmt äußere Formen, gebraucht bereits geprägte sprachliche Wendungen, bereits angewandte Bilder usw. Aber bloße Übung ist das bei ihm nicht, gleich zu Anfang ist doch schon der Drang, die eigene Gefühlswelt zum Ausdruck zu bringen, und im einzelnen das, was Goethe Gelegenheit nennt, vorhanden, der junge Dichter reimt nicht, um zu reimen. Und eben dadurch, daß er doch aus sich herausdichtet, wenn er auch noch ganz im Banne eines früheren Meisters erscheint, kommt nun nach und nach immer mehr

Persönliches in seine Gedichte hinein; indem das eigene Gefühl immer stärker und mächtiger emporringt, werden auch Ausdruck und äußere Form charakteristischer und besonderer; statt der konventionellen Bilder usw. tauchen immer mehr eigen geschaute auf, da mit der Gefühlsstärke, der Sehnsucht, die innere Welt zu offenbaren, auch die, sich der äußeren ganz zu bemächtigen, gewachsen ist. Sehr oft tritt im Lauf der Entwicklung noch ein Lehrmeistertausch ein, der dann sehr fruchtbar zu sein pflegt, man erkennt das Kongeniale und wird dadurch nun nicht etwa wieder einem fremden Muster unterworfen, sondern es springt jetzt gerade durch eine gewissermaßen elektrische Berührung die eigene Natur hervor und mit ihr das, was wir innere Form nennen. Sobald ein Dichter diese hat, ist er reif. Daß dies der Gang der Entwicklung wenigstens bei unseren deutschen Talenten ist, kann man sehr leicht durch Beispiele dartun. Goethe lernte dichten, um es so auszudrücken, durch die Rokokopoeten, die seine unmittelbaren Vorgänger waren, etwa durch Gellert, Chr. Felix Weiße, Joh. Georg Jacobi und etwa noch Wieland; den Lehrmeistertausch oder, wenn man lieber will, die elektrische Berührung, die Erweckung ergab für den Lyriker Goethe die Bekanntschaft mit dem Volksliede, die durch Herder vermittelt wurde, und nun schuf Goethe auch sofort etwas diesem Gleichwertiges wie „Sah ein Knab ein Röslein stehn". Das Verhältnis von Bürger, der bei Wieland und den deutschen Romanzendichtern lernte, zu den schottischen Balladen ist ähnlich, unmittelbare Nachahmung dieser durch Bürger haben wir kaum, die „Lenore" war gleich ganz Bürger. Schillers Verhältnis zu Bürger ferner paßt nicht in diese Reihe, es ist ein gewöhnliches Lernverhältnis, und zwar fast noch mehr sprachlicher als poetisch-formaler Natur; im übrigen war Schiller ja kein geborner Lyriker. Wiederum stimmt aber Hebbels Verhältnis zu Uhland genau zu der von uns gegebenen Entwicklung: Nachdem der Dithmarse bei Schiller und etwa noch Klopstock dichten gelernt, erfolgt die Erweckung durch Uhland, und zwar, in diesem Fall wissen wir sogar das Einzelne, durch

dessen „Des Sängers Fluch“. Wohl hat Hebbel dann einige wenige Versuche in Uhlands Balladenstil gemacht, aber gegen die jahrelange Schiller-Nachahmung besagen diese nichts, und auf lyrischem Gebiet — das ist das Entscheidende — ist Hebbel sofort selbständig, Uhland kaum noch verpflichtet: Grundton, Anschauungsweise, Motivwahl, alles das ist in der Hauptsache durchaus nicht von dem Meister abhängig, wenn auch hier und da verwandt (sonst hätte Uhland ja auch nicht der Erwecker werden können). Und so spricht Hebbel denn auch das Geheimnis dieser Erweckungen eines Dichters durch den andern aus: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Manne untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen.“ Das ist die Erweiterung der gemachten Erfahrung gleich ins allgemein-menschliche; auf ästhetischem Gebiete muß es natürlich lauten: „in eine große ästhetische Erscheinung“ (sei es nun ein einzelner Dichter, sei es ein nationaler Dichtungskomplex wie das Volkslied), aber das Elementare, Erweckende des Eindruckes ist durch den Ausdruck „Feuertaufe“ sehr gut gegeben.

Weit anders stehen die Dinge, wie gesagt, bei Heinrich Heine. Auch er mußte natürlich lernen, aber da er als Jude von fremder Dichtung zu leruen hatte, so kann man bei ihm kaum von Entwicklung einer latenten Begabung durch das Lernen reden, es war bei ihm vielmehr Aneignung fremden Gutes gemäß seiner Natur. So ahmt er denn in weit höherem Grade nach als seine deutschen Dichtergenossen, sein Dichten ist, mögen auch die subjektiven Antriebe nicht ganz fehlen, doch eher ein „Hineinfingieren“, wie Alexis sagt, in fremde Stimmungen, ein bewußtes Nachmachen bestimmter Wirkungen als ein jugendlich-unreifes Dichten mit erborgten Mitteln. Die Erweckung zu dichterischer Selbständigkeit findet dann kaum statt, man sieht nur, wie Heine sich nach und nach immer mehr des fremden Materials

bemächtigt und aus diesem immer mehr zu machen lernt. So ist nicht eines Tages der ganz auf sich selbst stehende Dichter Heinrich Heine plötzlich da, sondern es ist nur eines Tages die Virtuosität ausgebildet, die, immer noch mit ursprünglich fremdem Stoffe, schöne Gedichte zu machen weiß, es ist, könnte man übertreibend sagen, das Rezept gefunden, mit dem man Heinische Gedichte erzeugt. Man mißverstehe mich nicht so, als ob ich Heine die dichterischen Qualitäten absprechen wollte; nein, er ist ein Dichter, aber er ist ein Dichter anderer Art als unsere großen deutschen Lyriker, er ist eben ein Dichter-Virtuose, wie er der gegenwärtigen jüdischen Natur entspricht. Wohl hat Heine eigenes Gefühl, aber er hat weder den diesem entsprechenden Gefühls- und Anschauungsstoff (denn er lebt ja als im Grunde heimatloser Mensch in unserer deutschen Welt und ist als Jude, wie die altjüdische Poesie beweist, für unsere Art der Anschauung nicht begabt), noch den ihm, dem jüdischen Empfinden, entsprechenden Ausdruck zu unmittelbarer Verfügung (die deutsche Sprache ist und bleibt ihm im Kern eine fremde, soweit er sie auch zu beherrschen lernt), und so muß er notgedrungen eine fremde Welt zunächst erobern, soweit es möglich ist, dann sie seiner Natur und seinem Geiste gemäß umbilden und endlich bei der eigentlichen Produktion weit bewußter verfahren als der nationale Lyriker, da ihm seine Wirkungen nicht ungesucht kommen, sondern gewissermaßen künstlich herauszubringen sind, bis ihm dann — und das geschieht sehr bald — eine Manier zuwächst, die er mit absoluter Sicherheit auf seinen lyrischen Stoff anzuwenden im stande ist. Daß diese Manier die Schwächen, die Heines Poesie von Natur hat, in Vorzüge umzuwandeln strebt und also bis zu einem gewissen Grade Komödie ist, versteht sich von selbst. Wie das Gefühl, fehlt Heine beim Schaffen natürlich auch die Gelegenheit, der subjektive Anreiz nicht, er ist ein geborener Dichter, aber dieser Anreiz ist meist weit äußerlicherer Natur als beim Dichten anderer aus dem Volkstum heraus; nicht der gleichsam metaphysische Drang, der aus dem Leben

im eigenen Volke erwächst und zum unmittelbarsten Ausdruck ringt, nicht die starke dichterische Anschauung, die der Dichter als Sohn seiner Heimat hat, und die sich aus jenem Drang und dieser Anschauung ergebenden Gelegenheiten bringen das Heinische Gedicht hervor, sondern der bloße Gedanke, die bloße Beobachtung, und demgemäß sind auch die spezifisch-lyrischen Gedichte, die aus dem Tiefsten kommen und wie Naturgewalt wirken, die vom Volkstum aus gewissermaßen durch den Dichter nur hindurchgehen, äußerst selten bei Heine, wenn sie ihm auch als dem Sohn des jüdischen Volkes nicht völlig fehlen. Damit (und mit der notwendigen Manier der Form) hängt es dann weiter auch zusammen, daß die Heinischen Gedichte der Naturfrische und Innigkeit der Mörikeschen, ihrer Traumhelle, wie Kuh so schön sagt, und ebenso der starken Resonanz der Hebbelschen vollkommen entbehren, sie sind trotz der häufig auftretenden Traumschwüle und des schweren Parfüms doch zuletzt fast alle etwas dünn und spielerisch, präparieren ein bißchen Gefühl oder beruhen auf einem rein epigrammatischen Einfall. Dagegen haben sie aber oft wieder eine bestimmte Grazie, Salongrazie möchte ich es nennen, um den ausgeprägten Kulturpoesiecharakter ganz deutlich zu bezeichnen. Bei vielen Gedichten darf man in der Tat an einen Koch denken, der das Fleisch geliefert erhält, es aber nun gehörig zubereitet, vor allem sein eigenes Gewürz hinzutut und es auch vortrefflich brät, wodurch dann ein sehr pikantes Gericht entsteht. Es wird dann auch noch hübsch serviert — der böse Sandvoß redet sogar von raffinierter Auslage statt künstlerischer Architektonik, was übertrieben, aber nicht ohne einen Kern von Wahrheit ist. Jedenfalls stumpfen die pikanten Gerichte, die sich wieder sehr ähneln, dann ab, und so mag es kaum einen bedeutenderen Deutschen gegeben haben, der wirklich mit Heine gelebt hat.

Heine also, um jetzt deutlicher zu reden, übernimmt mehr als andere (bedeutendere) Dichter, er übernimmt die äußere Form, den sprachlichen Ausdruck, die Anschauung, im besonderen die Naturanschauung (die er dann freilich oft

mißbraucht), ja ganze Anschauungskomplexe mit den dazu gehörigen Gefühlskomplexen, fertige dichterische Motive, selbst ganze Gedichte, die er dann nur in seine Manier übersetzt. Das bekannteste Beispiel für die Übernahme eines ganzen Gedichts ist das von der „Lorelei", die man uns noch immer als Zeugnis für das deutsche Dichten Heinrich Heines entgegenhält („Was weist die typischen Merkmale des deutschen Volksliedes in erhöhterem Maße auf als die Lorelei?"), und deren einst ungeheuere Volkstümlichkeit — heute hört man sie nicht mehr so häufig — auch gute Deutsche über ihren wahren Wert getäuscht hat. Von ihr gehört Heine wirklich nur die Mache, und die taugt nicht einmal viel. Bekanntlich ist die Lorelei-Sage von Clemens Brentano auf Grund des alten Namens „Lurlei-Berg" frei erfunden. Sein Gedicht Lore Lay stand zuerst in seinem Roman „Godwi" und hat dort die Anmerkung: „Bei Bacharach steht dieser Felsen, Lore Lay genannt, alle vorbeifahrenden Schiffer rufen ihn an und freuen sich des vielfachen Echos." In dem Gedichte, das beginnt

„Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Die war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin",

sind von den Motiven des Heinischen Gedichts nur zwei enthalten, die Schönheit der Zauberin und der Fels im Rhein. Aber den Schiffer oder Fischer im kleinen Kahne konnte Heine in einem anderen Brentanoschen Gedichte finden, dessen Anfang lautet:

„Ein Fischer saß im Kahne,
Ihm war das Herz so schwer,
Sein Lieb war ihm gestorben,
Das glaubt er nimmermehr."

Das tote Mädchen kommt dann in den Kahn und singt die Metten eines Nonnenklosters, an dem sie vorbeifahren, mit. In einem dritten Gedichte Brentanos „Wenn der Sturm das Meer umschlinget" findet sich auch das

zerschellende Schifflein, in einem vierten, „Der Schiffer im Kahne“, das Sirenenmotiv. Heine mag das eine oder das andere auch dieser Gedichte, aus der Einsiedlerzeitung oder sonstwo her, gekannt haben. Die Lorelei-Sage hat dann Nikolaus Vogt, Professor der Geschichte in Mainz, später Schöffe in Frankfurt († 1836), in seinen „Rheinischen Geschichten und Sagen“, Frankfurt 1817, fortgebildet, und wohl nach ihnen hat der romantische Dichter Graf Otto Heinrich von Loeben das folgende Gedicht geschrieben, das in der „Urania“ für 1821 erschien:

„Da wo der Mondschein blitzet
Ums höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehn vorüber,
Schau', Schiffer, schau' nicht auf.

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich töricht an;
Das ist die Jungfrau Lore,
Sie hat dir's angetan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir,
Glaub nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr.

So blickt sie wohl nach allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läßt her die Locken wallen
Im wilden goldnen Tanz.

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel,
Drum scheu die Wassertücke,
Denn Flut bleibt falsch und kühl.“

Da haben wir dem Gehalt nach so ziemlich das ganze Heinische Gedicht, nur macht der gute Loeben die Geschichte

gar zu deutlich, auf Kosten der Stimmung. Die wußte Eichendorff herauszubringen, und dessen Gedicht „Lorelei", das in dem Roman „Ahnung und Gegenwart" 1815 erschien, hat Heine gekannt. Wie es mit dem Eichendorffschen Gedicht „Verloren":

„Still bei Nacht fährt manches Schiff,
Meerfei kämmt ihr Haar am Riff,
Hebt von Inseln an zu singen,
Die im Meer dort untergingen.

Wenn die Morgenwinde wehn,
Ist nicht Riff noch Fei zu sehn,
Und das Schifflein ist versunken,
Und der Schiffer ist ertrunken",

wie es mit diesem Gedicht steht, vermag ich augenblicklich nicht zu sagen, es kann nach der Heinischen „Lorelei" liegen, aber das in ihm enthaltene Motiv des Haarkämmens ist auch schon in früheren Gedichten Eichendorffs wie in „Der stille Grund":

„Eine Nixe auf dem Steine
Flocht dort ihr goldnes Haar,
Sie meint, sie wär' alleine,
Und sang so wunderbar."

Jedenfalls ist das Heinische Gedicht abschließend, aber ein lyrischer Kristall, wie die meisten Deutschen noch immer meinen, ist es keineswegs. Wie allgemein und trivial, wie breit und im Grunde überflüssig ist zunächst die Einleitung:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.
Ein Märchen aus uralten Zeiten,
Das will mir nicht aus dem Sinn."

Das paßt mit seiner verschwimmenden Sentimentalität als Einleitung für alle möglichen Gedichte. Nun kommt etwas Abendstimmung:

„Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließet der Rhein.
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein."

Das ist zwar nicht ungewöhnlich, aber ausreichend. Auch die Schilderung der Jungfrau mag angehen, wenn man auch sagen muß, daß die Attribute („schönste“ Jungfrau, „goldenes“ Haar) bei einem Mörike wahrscheinlich etwas besonderer ausgefallen wären. Daß es den Schiffer im kleinen Schiffe „mit wildem Weh“ ergreift, da seine Empfindung doch sicher leidenschaftliche Sehnsucht ist, könnte der scharfe Verstand tadeln, aber der ist bei der Lyrik nicht ausschlaggebend, und so lasse ich die Wendung durchgehen. Geradezu greulich ist aber die letzte Strophe:

„Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn.
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan!“

Ich glaube! Ein allwissender Dichter, der glaubt! Und dann der Pleonasmus Ich glaube — am Ende! Und dann zum Schluß der auch in der Form geradezu marktschreierische Hinweis auf die Schuld der Lorelei — Ramschbasar, würde unser Freund Xanthippus sagen. Es ist aber auch sicher, daß unbeirrtem deutschen Empfinden diese wie so viele andere Heinische Pointen durchaus widerstehen, daß der Unterschied zwischen deutscher und jüdischer Poesie nirgends deutlicher als hier zu tage tritt. Der Erfolg der Lorelei erklärt sich natürlich gerade aus ihrer teilweisen Trivialität, vor allem aber aus der Silcherschen Melodie, in der der Rhein wirklich fließt.

Soll die Heinische Poesie in Deutschland endlich ihrem wahren Werte nach erkannt und ihrer Überschätzung ein Ende gemacht werden, so müssen selbstverständlich ähnliche historische Nachweise und ästhetische Zerlegungen für zahlreiche Heinische Gedichte, die berühmtesten im besonderen, geleistet werden. Auch hat die Philologie den Anfang gemacht; über das Verhältnis Heines zum Volkslied, zu Eichendorff und zu Wilhelm Müller existieren Schriften. Natürlich genügt es aber nicht, einfach die Heinischen Motive und Wendungen bei den



älteren und zeitgenössischen deutschen Lyrikern aufzusuchen, man muß, wie ich schon sagte, die ganzen Anschauungs- und Gefühlskomplexe bei den Vorgängern und Mitstrebenden Heines nachweisen, muß den deutschromantischen Ton und Klang durch die Heinische Modernisierung und Travestierung hindurchhören, muß aus der Heinischen Speise trotz des pikanten Gewürzes die ursprünglichen Ingredienzen herausschmecken. Das ist nicht immer leicht. Die Tatsache, daß Heine die Elemente seiner Poesie, und zwar in ganz anderem Sinne als die deutschen Dichter, bei denen sich das Volksgut weiter leitet, übernommen hat, steht fest, auch durch eigenes Zeugnis. An seinen Freund Moser, dem gegenüber er sich ja im allgemeinen wahr gegeben hat, schrieb er: „Ich kann nur das Schöngefühl anderer Menschen leidlich ausdrücken“, was geradezu den Kernpunkt unserer gesamten Ausführungen bildet. Sehr wichtig ist dann auch der Brief an Wilhelm Müller, in dem er sagte: „Ich bin groß genug, Ihnen offen zu gestehen, daß mein kleines ‚Intermezzo-Metrum‘ nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die Müllerschen Lieder waren, die ich eben zu der Zeit kennen lernte, als ich das Intermezzo schrieb. Ich habe sehr frühe schon das deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen, späterhin, als ich in Bonn studierte, hat mir August Schlegel viel metrische Geheimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volkstümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft an. Im zweiten Teil Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchsichtig klarer — doch was spreche ich viel von Formwesen, es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, daß ich keinen Liederdichter, außer Goethe, so sehr liebe wie Sie.“ Man soll den Brief Heine menschlich nicht allzu hoch

anrechnen, er warb um Müllers Freundschaft, wie er um so vieler anderer Freundschaft geworben, und es war klug, Müller die Abhängigkeit, die dieser wohl erkennen mußte, offen einzugestehen; öffentlich hat er diese seine Abhängigkeit von W. Müller nie ausgesprochen, wenn er Müllers Gedichte in der „Romantischen Schule" auch gelobt hat, bezeichnenderweise auf Uhlands Kosten. Auch Eichendorff wird dort auf Uhlands Kosten herausgestrichen, sein noch innigeres Verhältnis zu dem Schlesier hat Heine aber, so viel ich weiß, nirgends berührt. Uhland stellt er als einen Dichter hin, den er in der Jugend verehrt, dann aber überwunden habe — wir werden sehen, daß seine Balladen und Romanzen bis zuletzt von Uhland profitierten. Wiederum hat er über seine „Nordsee" an Moser geschrieben: „Tieck und Robert haben die Form dieser Gedichte, wenn nicht geschaffen, doch wenigstens bekannter gemacht, aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigentümlichsten, was ich geschrieben habe." Eine eingehende Vergleichung der Tieckschen italienischen Reisegedichte mit Heines Nordseebildern (unter Heranziehung der Goethischen freien Rhythmen, des W. Müllerschen „Pfingsten" und verwandter Dichtungen) ist bisher nicht erfolgt, so wenig wie eine Untersuchung über die Ballade bei Uhland und Heine. Jedenfalls aber tun schon Heines Äußerungen dar, daß dergleichen Arbeiten innerlich berechtigt und nicht der übliche philologische Krimskrams sind, gesetzt den Fall natürlich, daß sie mit poetischem Verständnis unternommen werden.

Um mein Buch nicht für die weitesten Kreise, für die es bestimmt ist, ungenießbar zu machen, muß ich selber hier auf genaueste Untersuchungen der Heinischen Abhängigkeit von deutschen Dichtern verzichten, aber ich will doch, ehe ich an die Betrachtung der einzelnen Veröffentlichungen Heines gehe, auch für den ästhetischen Laien diese Abhängigkeit durch einige drastige Beispiele deutlich feststellen. Das Lorelei-Lied ist zwar aus fremden Motiven zusammengewachsen, hat aber doch, wie behauptet wird, im ganzen den Heinischen Ton bekommen — wie, wenn nun dieser berühmte Heinische

Ton im Grunde auch gar nicht Heinisch wäre! Man lese einmal das folgende Gedicht:

Der Jahrmarkt.

Sind's die Häuser, sind's die Gassen?
Ach, ich weiß nicht, wo ich bin!
Hab' ein Liebchen hier gelassen,
Und manch Jahr ging seitdem hin.

Aus den Fenstern schöne Frauen
Sehn mir freundlich ins Gesicht,
Keine kann so fröhlich schauen,
Als mein liebes Liebchen sicht.

An dem Hause poch' ich bange —
Doch die Fenster stehen leer,
Ausgezogen ist sie lange,
Und es kennt mich keiner mehr.

Und ringsum ein Rufen, Handeln,
Schmucke Waren, bunter Schein,
Herrn und Damen gehn und wandeln
Zwischendurch in bunten Reihn.

Zierlich Bücken, freundlich Blicken,
Manches flücht'ge Liebeswort,
Händedrücken, heimlich Nicken —
Nimmt sie all der Strom mit fort.

Und mein Liebchen sah ich eben
Traurig in dem lust'gen Schwarm,
Und ein schöner Herr daneben
Führt sie stolz und ernst am Arm.

Doch verblaßt war Mund und Wange,
Und gebrochen war ihr Blick,
Seltsam schaut' sie stumm und lange,
Lange noch auf mich zurück. —

Und es endet Tag und Scherzen,
Durch die Gassen pfeift der Wind —
Keiner weiß, wie unsre Herzen
Tief von Schmerz zerrissen sind.

Bereits Sandvoß hat bemerkt, daß „nicht in einer erlebten Leidenschaft", sondern in diesem Gedicht Eichendorffs

„die Veranlassungen zu Heines tragischen Klagegesängen vom verlorenen Liebchen, von der stillbrennenden Wunde, von der durch den Eiseshauch der Konvenienz gebrochenen Blüte glühender, den Trennungsschmerz und den Tod überwindender Sehnsucht liegen, nur daß Eichendorff es mit einem Male in einfach rührendem Tone sagt und Heine daraus ein gutes halbes Dutzend seiner schönsten Perlen macht, d. h. die Eichendorffsche Rundheit und Sauberkeit durch Auseinanderlegung und Aufpolierung zu epigrammatischen Schmachtfetzen wegschafft" — und man wird dem gestrengen Kritiker wohl recht geben müssen, es geht sogar sicher noch weit mehr als ein halbes Dutzend Heinischer Gedichte auf dieses eine Eichendorffsche zurück. Heine las dies früher „Heimkehr" betitelte Gedicht in dem von Justinus Kerner, Fouqué, Uhland und anderen herausgegebenen „Deutschen Dichterwald" von 1813, der überhaupt für ihn poesiebildend geworden ist, und lernte von Eichendorff dann auch noch, wie schon erwähnt, den Roman „Ahnung und Gegenwart" (1815) kennen, in dem er außer dem Lorelei-Gedicht noch 50 Eichendorffsche Gedichte fand, die zweifellos von dem größten Einfluß auf ihn wurden. Ich mache im besonderen noch auf „Es reitet nachts auf einem braunen Roß" und „Die Muhme, die saß beim Feuer" aufmerksam. In dem Frauentaschenbuch von 1816 konnte Heine dann „Das kalte Liebchen" und „Der zauberische Spielmann" finden, 1826 erschien darauf eine Reihe Eichendorffscher Gedichte in Gubitz' „Gesellschafter", für den ja auch Heine gearbeitet hatte, und in demselben Jahre „Aus dem Leben eines Taugenichts" und „Das Marmorbild", zwei Novellen Eichendorffs, die vielleicht auch nicht ganz ohne Einfluß auf Heine geblieben sind, mit einem Anhang von 48 Gedichten. Erst 1837 trat die große Sammlung „Gedichte" von Joseph Freiherrn von Eichendorff hervor, die Heine also höchstens noch für die „Neuen Gedichte" und das Spätere benutzen konnte. Wer Eichendorffs Sammlung studiert, der findet unendlich viel, was an Heine erinnert, fast alles, was die eigentliche Poesie Heines ausmacht, selbst

leise Anklänge an seine Ironie. Allerdings wäre ja eine Rückwirkung Heines auf Eichendorff möglich, wenn freilich auch dieser echt deutsche Sänger im Kerne selbstverständlich von Heine unbeeinflußbar war. — Eine solche Rückwirkung Heines auf Wilhelm Müller ist ausgeschlossen, da dieser vor Heines Auftreten fertig war und früh gestorben ist. Wie nahe Heine ihm steht, erkennt man sofort, wenn man beispielsweise die drei ersten Strophen des Gedichts „Tränenregen" in dem Cyklus „Die schöne Müllerin" liest:

„Wir saßen so traulich beisammen
Im kühlen Erlendach,
Wir schauten so traulich zusammen
Hinab in den rieselnden Bach.

Der Mond war auch gekommen,
Die Sternlein hinterdrein,
Und schauten so traulich zusammen
In den silbernen Spiegel hinein.

Ich sah nach keinem Monde,
Nach keinem Sternenschein,
Ich schaute nach ihrem Bilde,
Nach ihren Augen allein."

Das ist ein abgerundetes Heinisches Gedicht, bei Müller geht's freilich noch 4 Strophen weiter. Eins der schönsten Naturgedichte Müllers, aus dem Heine sehr viel Motive gepflückt hat, führt Sandvoß an:

Das Brautkleid.

Die Flur hat angezogen
Ein schönes seidenes Kleid,
Die leichten schillernden Falten
Umfliegen sie weit und breit.

Und unter der flatternden Hülle
Schlägt ihre warme Brust,
Die Winde wollen sie kühlen
Und verglühen sich selber in Luft.

Es zucken die Sonnenstrahlen
Herunter mit blitzenden Brand,
Als möchten sie gern ihr versengen
Das neidische grüne Gewand.

Sie ruft: Ihr Strahlen, ihr Winde,
Mein Kleid laßt unversehrt!
Es ward von meinem Liebsten
Zum Brautschmuck mir beschert.

Der Mai, so heißt mein Liebster,
Er gab es zu tragen mir,
Er sprach: Du sollst es tragen,
So lang' ich bleibe bei dir;

Und wenn ich von dir scheide,
So werd' es gelb vor Gram,
Dann laß es von den Menschen
Dir ausziehn ohne Scham.

Und leg' als nackte Wittwe
Dich nieder in deinem Leid,
Bis daß ich wiederkehre
Und bring ein neues Kleid.

Man entsinnt sich wohl, einzelne „Fetzen“ aus diesem Gedicht bei Heine angetroffen zu haben. Auch Müllers „Brautnacht“ hat stark auf Heine eingewirkt. Nicht übersehen soll man ferner den Einfluß der Müllerschen „Lieder aus dem Meerbusen von Salerno“, die bedeutend älter sind als die Heinischen Nordseegedichte (nicht Nordseebilder), die zuerst in der „Heimkehr“ (1823/24) auftreten. Das schöne „Fischermädchen“ findet sich bereits hier (übrigens auch „Fischerin, du kleine, schiffe nicht alleine in das große Meer“, was der Kuriosität halber bemerkt sein mag). Die „Sage vom „Frankenberger See bei Aachen“ hat wohl auf die „Wallfahrt nach Kevlaar“ eingewirkt, ein anderes, älteres Gedicht Müllers, „Der blaue Mondschein“, das ich nicht kenne, soll sogar die direkte Vorlage dieses berühmten Heinischen Gedichtes gebildet haben. — Uhlands früheste wehmütige Poesie hat der ältesten Lyrik Heines einige Spuren aufgedrückt, später finden sich, wie wir sehen werden, noch einzelne Uhlandsche Töne und Motive (vgl. z. B. die „Frühlingsruhe“ Uhlands und das Heinische „Gekommen ist der Maie“) und, wie gesagt, sehr starke Einflüsse Uhlandscher Balladen und Romanzen auf die Heinischen, die wir gleichfalls noch näher feststellen

werden. Außer Uhland ist dann auch Justinus Kerner mit seinen Gedichten und wohl auch mit den „Reiseschatten" heranzuziehen, weiter Graf Loeben, der Heine noch mehr als den Lorelei-Stoff geliefert zu haben scheint, auch vielleicht (vgl. Eichendorffs Charakteristik in „Ahnung und Gegenwart") manche persönliche Züge vorwegnimmt. Ohne Goethe wäre ja überhaupt die ganze neuere Lyrik nicht da — Heine hat eine Reihe einzelner Strophen, die wie Goethe entlehnt aussehen. Von Volksliedern hat Heine außer „Des Knaben Wunderhorn" auch Herders „Stimmen der Völker in Liedern" gekannt, denen er die berühmten Strophenformen und im ganzen auch den Ton seiner Balladen und Romanzen entnommen hat, wie ja übrigens die meisten neueren Dichter. Endlich muß man noch Heines Verhältnis zu einer Reihe Studien- und Altersgenossen feststellen, beispielsweise zu J. B. Rousseau, zu Philipp Spitta, mit dem er in Göttingen studierte, und dessen Leipzig 1898 veröffentlichten „Lieder aus der Jugendzeit" (das „Sangbüchlein der Liebe für Handwerksburschen" von 1823, das Heine in der Harzreise mit einem verdächtigen Zusatze erwähnt, kenne ich nicht) viel Heine-Verwandtes haben, dann auch zu Hoffmann von Fallersleben, dies vor allem, damit man Heines Stellung zu dem, was ich Deutschromantik genannt habe, richtig erkennt. Man sieht, es bedarf mindestens noch eines halben Dutzends guter Doktordissertationen, ehe Heines historische Stellung in der deutschen Lyrik voll aufgeklärt ist.

Und so wenden wir uns jetzt der kritischen Einzelbetrachtung Heinischer Poesie zu, bei der ich seine Werke zur Hand zu nehmen und gleich nachzuprüfen bitte. Seine erste Veröffentlichung waren die zu Berlin in der Maurerschen Buchhandlung 1822 erschienenen „Gedichte" von H. Heine. Sie bilden jetzt die Abteilung „Junge Leiden" im „Buche der Lieder", nur, daß einige Stücke anderswohin versetzt und einige jedenfalls derselben Zeit entstammende neu eingefügt sind. Zu Anfang der Sammlung steht eine Reihe von „Traumbildern". Daß diese Gattung echt romantischen

Ursprungs ist, braucht ja kaum nachgewiesen zu werden; ich erinnere nur an Justinus Kerners „Mir träumt', ich flög gar bange“, das in „Des Knaben Wunderhorn“ Aufnahme fand, und verwandte Dichtungen dieses Dichters wie auch Eichendorffs. Höheren dichterischen Wert haben die Traumbilder Heines nicht, sie sind gemacht-romantisch, und ihr Realismus, den Strodtmann hervorhebt, hat einen bedenklichen Zusatz von Parodie, die vielleicht überhaupt das eigentliche Wesen der Heinischen Dichtung bildet. Das dritte und vierte Traumbild („In nächt'gem Traum hab' ich mich selbst geschaut“ und „Im Traum sah ich ein Männchen, klein und putzig“), beide in Sonettenform, geben die berühmte Heinische Liebeshistorie in nuce. Über das achte, „Ich kam von meiner Herrin Haus“, Kirchhofsszenen enthaltend, existiert etwas Literatur: Es soll von Burns „Jolly Beggars“ abhängig sein; unzweifelhaft hat aber auch E. T. A. Hoffmann darauf eingewirkt, dem ja überhaupt manche Elemente der Heinischen Poesie entstammen, selbst manche Pointen, wie das berühmte „Herr Doktor, sind Sie des Teufels“. Hinter die „Traumbilder“ hat man in Heines Werken jetzt das fragmentarische „Deutschland. Ein Traum“ gestellt, ein Gedicht, das 1816 entstanden sein soll, nach Hüffer aber doch wohl in die Berliner Zeit fällt — es ist fürchterlich unreif, bildet aber Heines spätere politisch-satirische Manier vor. Den zweiten Teil der ersten „Gedichte“ Heines ergeben die „Minnelieder“, die im allgemeinen auch nicht viel taugen. Sie stehen zum Teil noch der vorromantischen Poesie, der wehmütigen Lyrik Tiedges, Matthissons, Mahlmanns nahe; „Einsam klag' ich meine Leiden“ z. B. klingt doch gewiß an „Einsam bin ich nicht alleine“, dann in der lyrischen Atmosphäre auch an Eichendorffs „Nächtlich dehnen sich die Stunden“ in „Ahnung und Gegenwart“ an, wie übrigens auch „Schöne Wiege meiner Leiden“ Strophe 2 und 3. Für dieses letztere Gedicht ist, wenn ich mich recht entsinne, der literarische Stammbaum bereits geliefert. Hier und da ist

in den früheren Liedern auch etwas Goethe. Das Meiste ist sehr dünn, vieles unbeholfen („Ihr wollt meinen Kummer mir stehlen, ich aber niemandem trau"), ja kindisch („Ich dacht' an sie den ganzen Tag", mit dem bleichen oder blassen oder bitterlich weinenden Heinrich, der dann Requisit wird). Charakteristisch-Heinisch sind schon „Wenn junge Herzen brechen", das aber auch späterer Zeit entstammt, erst im „Buch der Lieder" in die Minnelieder der „Jungen Leiden" eingefügt ist, und „Wir wollen jetzt Frieden machen" — die Vermenschlichung der Natur, eine übertriebene, unnatürliche, und die niedliche lyrische Schwätzerei Heines treten hier zuerst auf. Ganz „echt" sind dann auch die Gedichte „Polterabend", aber auch windiges Zeug — Heine hat sie an Stelle der in das „Lyrische Intermezzo" hinübergenommenen „Ich grolle nicht"-Gedichte eingefügt. — Unter den dann folgenden Romanzen sind blutige Dilettantereien wie die „Zwei Brüder" („Oben auf der Bergesspitze"), reine Komödien wie „Die Heimführung" („Ich geh nicht allein, mein feines Lieb"), mißlungen ist ferner der Versuch, im „Armen Peter" eine volkstümliche Romanze zu schaffen. Dagegen hat Heine hier in den „Grenadieren" und „Belsazer" zwei Gedichte gegeben, die zu dem wertvollen Balladenbestand unserer Literatur gehören. Ich habe es schon in meiner „Geschichte der deutschen Literatur" ausgesprochen, daß ich Heines Balladen und Romanzen für das Beste seiner Dichtung halte, daß aus ihnen bisweilen eine gewisse Größe hervorleuchtet. Das ist auch unschwer zu erklären: Bei der Lyrik ergibt den „Stoff" des Dichters Gefühlsleben, Ballade und Romanze aber sind Behandlungen von außen kommender Stoffe, und so kann ein Dichter, der ein großes Anempfindungsvermögen und große Virtuosität hat, auf diesem Gebiete Hervorragendes leisten. Es kommt noch hinzu, daß Heine als Jude von Natur ein starkes Pathos hatte — das hat er auf dem Gebiete der Lyrik in der Regel verdorben oder verflüchtigt, es kommt aber seinen Balladen und Romanzen zu gute. Ganz Original,

ohne jede Muster sind sie freilich nicht: Die „Grenadiere" stecken zum Teil schon in Herders „Stimmen der Völker", in den schottischen und englischen Balladen — das „Laß sie betteln gehn" mag, wie R. M. Meyer will, direkt aus „Edward" stammen —, der Form nach in „Elvershöh" und dem deutschen „Lied vom Falkensteiner"; „Belsazer" verdankt seinen Stil den englischen „Drei Fragen" und „Erlkönigs Tochter" und seine Stimmung vielleicht Uhlands „Der Knecht hat erschlagen den edlen Herrn", das ja auch die nämliche Strophe hat. Uhlands Einfluß verrät auch „Die Minnesänger" — merkwürdig, daß Heine den spaßhaften Ton des Uhlandschen Rezensentengedichts hier ernst gewendet hat. — Über Heines Nachahmungen des Spanischen, die hier auch bereits auftreten, ist nichts zu sagen, sie sind wie alle anderen. Die spätere rein parodistische Weise Heines hat bereits „Die Fensterschau" („Der bleiche Heinrich ging vorbei"), in etwas anderer Art das „Gespräch auf der Paderborner Heide". Das „Lied von den Dukaten" schließt sich an das deutsche Studentenlied, „Berlin" („Berlin, Berlin, du großes Jammertal") an das Soldatenlied ganz eng an, die erste Strophe kann sogar unmittelbar übernommen sein. Lyrisch ist in dieser Romanzen-Abteilung „Wahrhaftig" („Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein"), eine gute Probe Heinischer Selbstauflösung. Wann das höchst charakteristische Stück „Erinnerung" („Was willst du traurig-liebes Traumgebilde") entstanden, steht nicht fest; Prölß setzt die in ihm berichtete Geschichte in die Zeit des zweiten, flüchtigen Frankfurter Aufenthaltes auf der Reise nach München, ich möchte eine frühere Entstehung und eine wahre Erinnerung aus der ersten Frankfurter Zeit in ihm annehmen — es ist für mich etwas wie das jugendliche Mouche-Gedicht. Über die Sonette Heines braucht man nicht viel Worte zu verlieren: Sie unterscheiden sich in keiner Weise von den üblichen; auch „Freskosonette" finden sich, trotzdem Heine von Strodtmann als ihr Erfinder hingestellt wird, schon bei Tieck und W. Müller. Wenn man die Sonette an die Mutter immer besonders ausgezeichnet

hat, so war es nur die menschliche Mitempfindung, die das veranlaßte; über ihren dichterischen Wert kann man nur sagen, daß sich gleich wertvolle Stücke bei jedem deutschen Dichter von mittlerer Begabung finden. — Endlich enthielten die ersten Gedichte Heines noch Byron-Übersetzungen. Über das Verhältnis Heines zu Byron muß noch eine gründliche Untersuchung angestellt werden: Nicht sowohl nach Form und Charakter, aber im Gehalt seiner Poesie hat Heine von Byron profitiert, u. a. auch als Balladendichter; er hat ihm dann auch die aristokratische Weltschmerzpose abgelernt und ist anfänglich stolz darauf gewesen, mit ihm verglichen zu werden, während er später von diesem Vergleich nichts mehr wissen wollte. Eine natürliche Ähnlichkeit zwischen Heine und Byron existiert nicht; wo man eine solche nachzuweisen versucht hat, ist gewöhnlich nur fürchterlicher Wortschwall. Schon Hebbel hat hier das richtige Wort gesprochen: „Bei unserem Heinrich Heine, der sich eine gute Weile als Konduktführer und Leichenmarschall des jüngsten Tages gebärdete, ging der ‚große Riß‘, über den er jammerte, nicht einmal durch die Weste, geschweige durch das Herz; er brauchte so wenig den Schneider wie den Chirurgen zu bemühen, und er zeigte auch bald genug durch die Grimassen, die er schnitt, wie es mit dem schwarzen Frack und mit den Trauerflören um Hut und Arm gemeint gewesen war. Aber eben weil der Ernst fehlte, war unsere Weltschmerzperiode eine der widerlichsten unserer ganzen Literaturgeschichte und verdient im vollsten Maß die Züchtigung, die ihr seitdem zu teil geworden ist.“

Ich habe schon erwähnt, daß Heine diese seine ersten „Gedichte“ an Goethe schickte, mit einem Briefe, in dem er ihm seine Liebe erklärte. Diese Liebeserklärung war ein Cliché, das er beispielsweise auch in den Briefen an Karl Immermann und Wilhelm Müller gebraucht hat, und so treffen wir hier, wo Heine eben erst als Dichter aufgetreten ist, auch schon auf Heine als Macher seines Ruhms. Man darf ruhig sagen, daß diese beiden bei Heine stets Hand in Hand

gehen, daß er für die Reklame nicht weniger begabt war als für die Poesie und es als Inhaber eines großen Annoncen-Geschäfts à la Rudolf Mosse sicher zum Millionär gebracht haben würde. Aber die Zeit für solche Geschäfte war damals noch nicht gekommen. — So hat Heine denn auch die Buchhändler-Anzeige seiner „Gedichte" selbst verfaßt. Das ist nun nicht ohne weiteres zu tadeln; denn der Autor kann über sein Werk natürlich in der Regel besseres sagen als der Buchhändler, und da die Buchhändler-Anzeige eben eingestandene Reklame ist, das Publikum offen anpreisend zum Kaufe eines Werkes veranlassen will, so darf man es ihr nicht verdenken, wenn sie den Mund etwas voll nimmt. Nur der nicht gekennzeichnete „Waschzettel" ist verwerflich, und mit Recht hat man in unserer Zeit denn auch die Form der Selbstanzeige geschaffen, die etwa der anständigen Buchhändler-Anzeige gleichwertig ist. Charakteristisch ist es nun aber doch, wie voll Heine den Mund sofort nimmt; er meint, „wie verschieden auch die Urteile über den Wert seiner Poesie ausfallen möchten, so werde doch jeder gestehen, daß der Verfasser durch anderwärts seltene Tiefe der Empfindung, lebendige humoristische Anschauung und kecke gewaltige Darstellung eine überraschende Originalität bekunde. Fast alle Gedichte seien ganz im Geiste und im schlichten Tone des Volksliedes geschrieben, die Traumbilder seien ein Zyklus Nachtstücke, die in ihrer Eigentümlichkeit mit keiner von allen vorhandenen poetischen Gattungen verglichen werden könnten". Hier fallen das starke Unterstreichen der Originalität, das ein Zeichen schlechten Gewissens ist — denn Heine war sich selber klar genug, um seine Originalität als das, was sie war, als gemachte Scheinoriginalität zu empfinden — und die Herabsetzung der Konkurrenz („anderwärts selten") besonders auf — wir werden sehen, daß diese beiden „Kunstmittel" Heine für alle Zeit eigentümlich geblieben sind. Er erreichte übrigens schon mit dieser Anzeige seinen Zweck: Varnhagen bedauerte in seiner Kritik, daß die Buchhändler-Anzeige alles vorweg genommen habe, und auch Rousseau, Heines

Freund, und Immermann ließen sich wohl etwas zu sehr von dieser Sammlung imponieren, die denn doch aus den zeitgenössischen nicht so sehr hervorsticht, wie man seitdem behauptet hat, sondern im Gegenteil im Vergleich zu denen Uhlands (1815), W. Müllers (Müllerlieder 1818 usw.), Platens (1821), Tiecks (Gesamtausgabe 1821), Rückerts („Östliche Rosen" und „Liebesfrühling" 1822) im ganzen unreif und dilettantisch ist, nur eben die bei fast allen jüdischen Produkten bemerkbare „Keckheit" hat. — Wir wollen das Verhältnis Heines zu Immermann hier gleich näher betrachten. Nachdem dieser Heines „Gedichte" anerkennend besprochen, schrieb ihm Heine einen höchst charakteristischen Brief, in dem er Immermann den besten jetzt lebenden Dramatiker nächst Oehlenschläger nannte („Ich werde nie den schönen Tag vergessen, wo ich Ihre Trauerspiele erhielt und las und, halb freudetoll, allen Freunden davon erzählte"), sich selbst sehr bescheiden („Von mir werden Sie immer nur das Bekenntnis hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden") und gar nicht ruhmgierig anstellte („Eigentlich sind es doch nur wenige, für die man schreibt, besonders wenn man, wie ich getan, sich mehr in sich selbst zurückgezogen") und Immermann zum Schluß zur Bundesbrüderschaft aufforderte: „Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Torheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampf, so reiche ich Ihnen freudig die Hand." Immermann wird die Katzenklugheit dieses Briefes kaum entgangen sein, aber auch er war noch ein Emporstrebender, nicht eben durch Lob verwöhnt und ließ sich das Bündnis also gefallen. Heine will ihm dann in der Verlegernot beistehen, will ihn mit Varnhagen bekannt machen, will seine Tragödien auf die Bühne bringen, kurz, er zeigt sich in seiner ganzen jüdischen Geschäftigkeit. Leider kann ich hier die ganzen Briefe Heines nicht durchgehen; Stellen wie, daß er „noch so halb Kind sei" und „Es ist ein Kniff, daß ich mir die Kindheit so lange als möglich erhalte, eben weil sich im Kinde alles

abspiegelt: die Mannheit, das Alter, die Gottheit, sogar die Verruchtheit und Konvenienz", die sehr an die Bettinasche Naivität erinnern, werden Immermann ja sehr erbaut haben. Einen weiteren Brief Heines nennt Karpeles „einen förmlichen Liebesbrief" — in der Tat nehmen Briefe junger Juden leicht diesen Charakter an, man vergleiche die ersten Briefe Emil Kuhs an Hebbel. Im Loben war Heine, wie im „Vernichten", ja niemals blöde; so schrieb er an Immermann: „Sie haben das mit Shakespeare gemein, daß Sie die ganze Welt in sich aufgenommen haben. Wenn Ihre Poesien einen Fehler haben, so besteht er darin, daß Sie Ihren großen Reichtum nicht zu konzentrieren wissen. Shakespeare versteht es besser, und deshalb ist er Shakespeare. Auch Sie werden diese Kunst des Konzentrierens immer mehr und mehr erlernen, und jede Ihrer Tragödien wird besser als die vorangegangene sein." Sehr groß bleibt da die Distanz zwischen Shakespeare und Immermann nicht gerade. Als dieser dann sein Drama „Cardenio und Celinde" herausgab, hörte er von Heine: „Ich bin begeistert von diesem Buch. Es ist das beste Buch, das ich schreiben wollte. Und doch ist es ein Glück für dieses Buch, daß ich es nicht geschrieben habe. Ihr ‚Cardenio' hat alle phantastische Krankheit Heines und doch zugleich alle unverwüstliche Gesundheit Immermanns. In diesem Buche haben sich unsere Seelen ein Rendezvous gegeben, und es ist jetzt mein Lieblingsbuch. Verzeih mir, Immermann, die Eitelkeit, daß ich mir auf dieses Buch etwas einbilde." Da ist schon die Kehrseite der Medaille, die jüdische Aufdringlichkeit. Vom Drama verstand Heine nicht allzuviel, er hatte auch nach Schaffung seiner beiden Tragödien eingesehen, daß ihm auf diesem Felde keine Lorbeeren wachsen würden, obschon ihn doch die Sehnsucht nach dem den größten Lärm machenden dramatischen Erfolg sein Leben lang nicht verließ (vgl. das Kapitel bei Karpeles, Heinrich Heine, aus seinem Leben und seiner Zeit); so sah er denn in Immermann nicht den Konkurrenten, wie er ihn nicht in Grabbe sah, und sein Verhältnis zu ihm ist unbeschmutzt

geblieben, was die Heine-Freunde natürlich veranlaßt, besonderes Gewicht darauf zu legen. Aber es ist verlorene Liebesmüh, hier einen intimen Seelenbund konstruieren zu wollen, der einzige erhaltene Brief Immermanns an Heine vom 1. Februar 1830 beweist klar, daß Immermann das Verhältnis als rein literarisches ansah und sich die Überlegenheit zu wahren wußte („Das Gehnlassen, mein lieber Heine, das Gehnlassen!"). Wir haben auch Briefe an andere von ihm, wo er ziemlich kühl über Heine spricht. Andererseits brauchte Heine doch einen Charakter auf seiner Seite, da sein Gönner Varnhagen keiner war. Er hat ja überhaupt, klug wie er war, die Kraft stets respektiert, das beweist auch seine Aufnahme Hebbels; erst wenn sie ihm unbequem wurde, suchte er ihr etwas anzuhängen oder sie gar zu beschmutzen. Immermann ist dem, auch durch seinen frühen Tod, entgangen, und Heine hat ihn in seiner Weise beklagen dürfen: „Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meer und sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!" Das steht in einem Briefe an Heinrich Laube, in dem noch andere Dinge stehen, die das gänzliche Darniederliegen vor Kummer doch einigermaßen problematisch erscheinen lassen. Selbstverständlich sind es gerade Heine und seine Gefolgschaft, die kräftige, aber nicht bestechende deutsche Talente wie Immermann nicht aufkommen lassen. So peroriert noch Gustav Karpeles: „An Reife der Persönlichkeit und Kraft des Gedankens war Immermann Heine weit überlegen, aber Heine besaß doch

unstreitig die größere poetische Kraft." Um Verzeihung, Heine war ein besserer Lyriker, aber Immermann war ein wirklicher Gestalter, was Heine nicht war. Und so übertraf, von dem positiven Schaffen ganz abgesehen, Immermann Heine auch weit als Satiriker, den satirischen Partien des „Münchhausen" wohnt eine unendlich viel höhere Bedeutung inne als den Heinischen Witzeleien. Das sage man aber einmal unseren Literaturgrößen vom Tage! Immermann hat noch bis heute nicht die volle historische Würdigung gefunden.

Die öffentliche Quittung für seine Heine-Freundschaft hat er allerdings erhalten, so in dem zweiten Teil der „Reisebilder" (1826), wo er „als einer der größten Dichter unseres Vaterlandes" und „hoher Mitstrebender" gefeiert wird — er hatte ja zu diesem Buche die Epigramme beigesteuert, die den Streit mit Platen heraufbeschworen. Die Regel, seine Freunde und Mitstrebenden auch öffentlich zu loben und sie dadurch gewissermaßen an seine Seite und Partei festzunageln, befolgt Heine vom Anfang seiner Prosaschriftstellerei an, nimmt auch gern die Motti zu seinen Werken von seinen Freunden. Den Anfang der Prosaschriftstellerei Heines bilden seine „Briefe aus Berlin", 1822 im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" veröffentlicht, und hier haben wir denn schon den ganzen Schriftsteller Heine embryonisch, als bereits ziemlich ausgewachsenen Embryo: Man darf sagen, daß alle seine Prosaschriften nur der direkten Beförderung seines Ruhms, der Inszenesetzung seiner Persönlichkeit, dem Lobe seiner Freunde, der Vernichtung seiner Gegner dienen — an und für sich, sachlich haben sie kaum Wert. Ich sollte hier nun eine große Ausführung über das moderne Feuilleton, das in Deutschland mit Börne und Heine beginnt, bringen, muß es aber auf eine spätere Gelegenheit verschieben. Die „Briefe aus Berlin" sehen noch verhältnismäßig harmlos aus, verraten aber doch schon hinreichend die tückische Natur Heines. Beispielsweise nennt er Savigny stets mit den in Berlin auftretenden Possenreißern zusammen, natürlich, um an-

zudeuten, daß der große Rechtslehrer ein solcher sei — ein sachlicher Grund, Savigny überhaupt nur zu erwähnen, existierte durchaus nicht, aber dieser war der Gegner seines Freundes und Rassegenossen Gans, also ... Vielleicht war aber auch zwischen dem Rechtsprofessor und dem aus Göttingen relegierten Rechtsstudenten ein persönlicher Zusammenstoß erfolgt. Das widerliche Geträtsch, das das Feuilleton bis auf diesen Tag auszeichnet, ist in diesen Briefen schon en masse vertreten: Da wird zunächst für die Süßigkeiten der Jostyschen Konditorei geschwärmt (hier kommt auch der Jude durch), darauf werden allerlei Witze über den Berliner Dom erzählt, was dann gleich Gelegenheit zur Reklame für ein Begasches Bild im Dome ergibt; ferner berichtet Heine, um sich als feinen Mann aufzuspielen, daß in Berlin der Kaufmann wenig geachtet sei, und lobt den preußischen Offiziersstand, den er später so sehr verhöhnen sollte. Ganz besonders stark macht er in Loyalität („Hut ab, da fährt der König vorbei" usw.), was ja bis heute eine Spezialität gewisser Berliner Judenblätter geblieben ist — im lokalen Teil, versteht sich. Weiter preist er die Polen an und stichelt schon ein bißchen auf die Söhne Hermanns und Thusneldas, d. h. natürlich die Burschenschaftler, die ihn eben aus ihrer Mitte entfernt hatten; im inneren Zusammenhange damit kommt er darauf auf ein jüdisches Duell. Die Straßendirnen, die in kaum einer Schrift Heines fehlen, tauchen auch hier schon auf, und wiederum wird berichtet, wo man die besten gefüllten Bonbons in Berlin kaufe. Auch die übliche jüdische Sentimentalität fehlt nicht („Wie mancher läuft da herum, der doch nicht weiß, wo er heut zu Mittag essen kann"), und dann folgt eine Menge „Persönlichkeiten" — F. A. Wolf, E. T. A. Hoffmann, der Baron Schilling, der Heine dann forderte, der Baron Maltitz werden mit ihrer Erscheinung, Koreff u. a. wenigstens mit ihren Werken vorgeführt. Die weiteren Briefe gleichen dem ersten: Die Feindschaft gegen Savigny setzt sich fort, ein polnischer Freund wird süßlich angehimmelt, etwas Reklame für den jungen Mendelssohn gemacht, auch Koreff — ich

schließe daraus, daß er ein Jude war — kommt noch öfter wieder und erhält das Lob geselliger Tugenden, angenehmer Persönlichkeit und Großartigkeit der Gesinnung. Dann wird das Altdeutsche als Altböckisches verspottet, Frau von Hohenhausen, bei der Heine verkehrte, wegen ihrer Übersetzung des Ivanhoe (mit der edlen Rebekka) gepriesen, Goethe schon leise angeulkt, die Judenschaft für einen gar zu traurigen Gegenstand erklärt, dem mächtigen Verleger Brockhaus ein mächtiger Brocken Anerkennung zugeworfen, E. T. A. Hoffmann mit einer Kritik bedroht, Savigny abermals mit den Possenreißern zusammengestellt, Michael Beers neuestes Werk registriert, von einer Tänzerin berichtet, daß sie jetzt „im Dualis" sprechen könne, die „Charakterlosigkeit" der Hofbälle konstatiert („wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Sekonde-Leutnant und ein mit Läppchen und Geflitter mosaikartig aufgeputztes Kommißbrot-Fräulein sich auf solchen Bällen in entsetzlich-vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten steifen Hofkothurn"), nochmals von den Berliner Dirnen berichtet — kurz, die ganze jüdische Wirtschaft ist schon hier beisammen, und der zeitgenössische Stil fehlt auch nicht, wie denn Clauren beispielsweise deutlich wieder zu erkennen ist. Dafür wird im dritten, letzten und frechsten Briefe Theodor Körner angesudelt:

„Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse [wohlverstanden, eine Prostituierte] hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt; ein gefühlvoller Porte-Epée-Jüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geiste der gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, riebe, schiebe [Pfui Teufel!] sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

‚Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?' usw. usw.

Sie sehen, Theodor Körners Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden, daß es ein besonderes Glück war, daß Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden, und nicht lesen konnten jene faden,

schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Deutsche so sehr enthusiasmierten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamiert und gesungen in jenen gemütlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert, und wie der greise Schimmel des großen Friedrichs wieder jugendlich sich bäumte und das ganze Manöver machte, wenn er eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berlinerin, wenn sie ein Körnersches Lied hört; sie legt die Hand graziöse auf den Busen, quietscht einen bodenlosen Wonneseufzer, erhebt sich mutig wie Johanna von Montfaucon, und spricht: ‚Ich bin eine deutsche Jungfrau.‘ — Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bitteren, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die anderen Leuten teuer sind und teuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmut ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschtum kokettieren, und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopf zu reißen und den Löwen selbst an der Haut zu zerren — weil ich einen Esel darunter vermute.“

Der ganze Heinrich Heine! Ein bodenlos frecher und plumper Schwindel! Wenn seine Seele wirklich für Freiheit glühte, brauchte er dann, vermochte er überhaupt einen Eimer voll von Gemeinheit über jene Dichtung der Freiheitskriege zu entleeren, die jedem Deutschen mit Recht teuer war und noch ist? Gewiß, es gab damals Deutschtümelei, aber die Jünglinge, die sie pflegten, sind für ihre Ideale in den Kerker und in die Not der Fremde gewandert, während Heinrich Heine sich für seine angebetete Freiheit nur — in Paris vortrefflich amüsiert hat. Aber der Trick, den er hier anwendet, daß er offenbare Gemeinheit und persönliche Rachsucht mit großen Schwindelworten zudeckt, wird in Deutschland noch heute geübt, und es gibt leider immer noch Deutsche, die darauf hineinfallen! — Nachdem Körner so beschmutzt worden, erhält Professor Gubitz, in dessen „Gesellschafter“ Heines Gedichte damals erschienen, sein Lob (später bekam er was anderes), die Familie Mendelssohn, der große Moses, Joseph,

sein Sohn, Felix, der Enkel und zweite Mozart, bekommt auch ihr vollgerütteltes Maß (später erhielt auch sie was anderes), auch Freund Varnhagen, Fouqué, Köchy und Uechtritz, die Freunde, werden rühmend erwähnt (später geschah ihnen, von Varnhagen abgesehen, das Gegenteil), endlich folgt die verheißene Kritik von E. T. A. Hoffmanns „Meister Floh", die ziemlich unreif, aber charakteristisch ist: Man merkt, es ist der Niederschlag der Berliner Salonkritik, was Heine schreibt, und er will sich wichtig machen, genau so, wie zahlreiche seiner heutigen Nachfolger am grünen Strand der Spree. Überhaupt sind die Berliner Briefe Heines, für den, der kulturhistorisch lesen kann, äußerst interessant: Man erkennt, wie das heutige (geistige) Berlin geworden ist, und daß und weshalb es nichts Besonderes werden konnte, man erkennt die geradezu fürchterliche geistige Unfruchtbarkeit des Judentums, das von den Tagen Heines bis auf diesen Tag auch nicht um einen Schritt weitergekommen ist, erkennt den Grundunterschied zwischen deutschem Geist und jüdischem „Geist". — Die kleine Schrift „Über Polen", die sich zeitlich an die Berliner Briefe anschließt, will ich wegen ihres rein politischen Charakters anderswo betrachten. Ein Besuch bei einem polnischen Freunde, dem Grafen Eugen Breza, hatte sie veranlaßt. Eben diesen Freund — es kann unmöglich ein anderer gemeint sein — rühmte Heine sich später, in der Einleitung zu der Schrift „Kahldorf über den Adel", eine Terrasse herabgeworfen zu haben, weil er einem Bedienten ins Gesicht schlug — eine seiner köstlichsten Renommagen, die man gütigst in ihrer ganzen Schönheit an Ort und Stelle genießen wolle.

Die zweite Buchveröffentlichung Heines waren „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo", Berlin 1823 bei F. Dümmler. Die erste der Tragödien, „Almansor" war Anfang 1821 fertig geworden. Heine schrieb über sie an seinen Freund Steinmann: „Ich habe mit aller Anstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß geschont, zu meinem Entsetzen aber finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein

keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht einmal den Namen einer Tragödie verdient. Ja entzückend schöne Stellen und Szenen sind drin; Originalität schaut überall daraus hervor, überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberischen Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf und erklärt das Ganze für eine schöne Drahtfigur. ‚Eine Tragödie muß drastisch sein!‘ murmelt er, und das ist das Todesurteil der meinigen." Unter „drastisch" versteht er wohl dramatisch angelegt und wirksam, und das ist jedenfalls richtig, daß der „Almansor" nichts weniger als eine Tragödie, ja nur ein wirkliches Drama ist. Ich will den Inhalt kurz angeben: Almansor, ein Maure, kommt aus Arabien, wo er seinen vermeintlichen Vater, den nach der Eroberung Granadas geflüchteten Abdullah begraben hat, nach Spanien zurück, von der Liebe zu der ihm von Jugend auf anverlobten Zuleima gezogen. Deren vermeintlicher Vater Aly ist Christ geworden und Zuleima Christin, auch ist sie mit einem spanischen Ritter Don Enrique verlobt, einem Schwindler, ehemaligem Zuchthäusler. Am Hochzeitstage entführt Almansor Zuleima. Aly, der einst sein Kind mit dem Abdullahs ausgetauscht, so daß Almansor eigentlich sein Sohn, Zuleima Abdullahs Tochter ist, folgt den Flüchtigen; auf eine mißverstandene Äußerung von ihm hin stürzt sich das Liebespaar in den Abgrund. Man sieht, daß da von dramatischer Verwicklung und Entwicklung nicht die Spur ist, wir haben da weiter nichts als eine schlechte Tragödie der Mißverständnisse. Aber als Dichtung ist das Werk nicht uninteressant, es ist die jüdischeste Dichtung, die wir in unserer ganzen Literatur haben, Heine ist hier mehr er selbst als irgendwo anders. Man beachte die im orientalischen Überschwang oftmals gesuchten, oft nicht konzinnen Bilder, ihre übermäßige Häufung, die an den Psalmenstil gemahnenden Parallelismen, die auf jüdischer Dialektik beruhenden Antithesen und Pointen,

den häufigen Sturz aus dem verstiegensten Pathos in Skepsis, Ironie und Parodie und damit in Trivialität, die Süßlichkeit und gemachte Naivität, auch die starke Sinnlichkeit, und man wird nicht zweifelhaft sein, daß in dieser Dichtung nichts deutsch ist als die Sprache, daß sie eigentlich hebräisch hätte geschrieben werden müssen. Einige Beweisstellen will ich doch anführen:

„Flieh jenes Haus, wo neuer Glaube keimt.
Dort zieht man dir mit süßen Zangentönen
Aus tiefer Brust heraus das alte Herz
Und legt dir eine Schlang' dafür hinein.“ (Gesuchte Bilder!)

„Auf diesem lieben Boden
Klebt fest mein Fuß, wie heimlich angekettet.“
(Nicht konzinnes Bild!)

„Nur schade,
Hör' ich der Cymbeln hüpfend helles Klingen,
Fühl' ich im Herzen tausend Nadelstiche;
Hör' ich der Geige langsam weiche Töne,
Zieht mir ein Messer schneidend durch die Brust,
Hör' ich dazwischen die Trompete schmettern,
Zuckt 's mir durch Mark und Bein wie rascher Blitz,
Und hör' ich dröhnend dumpf die Pauke donnern,
So fallen Keulenschläge auf mein Haupt.“
(Bilderhäufung, Parallelismen!)

„Zuleimas Seel' wohnt hier im engen Hause (seiner Brust),
Hier in den pupurroten Kammern sitzt sie
Und spielt mit meinem Herzen Ball und klinget
Auf meiner Wehmut zarten Harfensaiten.“
(überschwang, nicht konzinn, fast parodistisch wirkend!)

„Dich glaubte ich zu küssen, als zu Mekka
Mein glüh'nder Mund berührt' den heil'gen Stein:
Du bist so süß, doch auch so kalt wie er.“ (Pointe!)

„Mein Rehlein schläft, recht hübsch, doch gar zu lang,
Die schmachtend süßen, liebeklaren Äuglein
Sind zugeschlossen jetzt, fest zugeschlossen —
Und bleiben zu? Ist denn mein Rehlein tot?
Tot, tot! mein weiches, weißes Rehlein tot!
Die süßen Sternlein ausgelöscht und tot!
Mein totes Rehlein, sanft will ich dich betten
Auf Rosen, Lilien, Veilchen, Hyazinthen“ usw.
(Süßlichkeit und gemachte Naivität!)

„Am Pfahl daneben steht ein schönes Mädchen —
Die Flammen sind in sie verliebt, umschmeicheln,
Umlecken sie mit lüstern roten Zungen;
Sie schreit und sträubt sich hold errötend gegen
Die allzuheißen Buhlen.“ (Sinnlichkeit!)

Doch genug! Man lese selbst und man wird sehr viel Ähnliches finden. Eine bestimmte Art der Übertreibung glaube ich übrigens auf das Beispiel Grabbes zurückführen zu sollen, den Heine Ende des Jahres 1821 kennen lernte, und der im Juni 1822 seinen „Gothland“ vollendete. Heine las diesen, und ich halte es für nicht ausgeschlossen, daß Perlen wie

„Die allerschlimmste Krankheit ist das Leben
Und heilen kann sie nur der Tod“

und

„Ha, ha, ha, Liebe, Liebe! Fades Wort,
Das einst mit schläfrig halbgeschlossnen Augen
Ein Engel gähnend sprach. Er gähnet wieder,
Und eine Welt von Narren, alt und jung,
Hat gähnend nachgelallet: Liebe, Liebe!“

dem Wetteifer mit dem großen Renommisten entstammen und nachträglich in Heines Manuskript eingefügt sind. Doch, wie ich schon sagte, es existiert auch eine gewisse natürliche Verwandtschaft zwischen den beiden Zeitgenossen. Außer Grabbe findet man in einer Stelle E. T. A. Hoffmann, eine seiner Automaten, und in der Ballade „Es war mal ein Ritter trübselig und stumm“ Goethe. — Rein persönlich gesehen ist das Werk gleichfalls interessant: Heines „große Leidenschaft“ ist darin, und es ist sehr charakteristisch, wenn auch dramatisch unglaublich töricht, daß er den Don Enrique zum Zuchthäusler macht; weiter hat sich sein Haß gegen das Christentum hineingeflüchtet, und hier und da glaubt man den bevorstehenden Konvertiten reden zu hören:

„Er wollte nicht
Zurück ins dunkle Land der Barbarei.
Ihn hielt gefesselt edle Sitte, Kunst
Und Wissenschaft, die in Hispanien blühte.“

So mag er seinen Übertritt selbst entschuldigt haben. Dann bricht doch der jüdische Haß wieder durch:

„Ich seh den span'schen Hund!
Dort spuckt er meinem Bruder in den Bart
Und tritt ihn noch mit Füßen obendrein."

Der ewige Shylock-Haß! Trotzdem ist Heine vielleicht nirgends sympathischer als hier, wo er noch keine Komödie spielt, wo sich seine Gemeinheit und Perfidie noch kaum hervorwagen. — Viel weniger als der „Almansor" bedeutet als Dichtung der „William Ratcliff", obschon ihn einige Beurteiler höher stellen. Er ist eine richtige Schicksalstragödie, der Geist der „Ahnfrau" hat ihn emporgerufen, und er ist auch dramatisch noch wertloser als der „Almansor", da er viel künstlicher ist. Allerdings, er ist „drastischer" im schlechten Sinne, es sind eine Reihe von Zusammenstößen da, die theatralisch vielleicht wirken würden, wie denn ja auch Mascagnis nach diesem Drama geschaffene Oper wirksam sein soll. William Ratcliff liebt Mac Gregors Tochter Maria, die, ohne daß er's weiß, seine Halbschwester ist: Sein Vater hat Marias Mutter geliebt und ist von Mac Gregor ermordet worden. Sich außerhalb der Gesellschaft stellend, tötet nun Ratcliff alle Liebhaber Marias, kommt aber bei dem letzten, einem Douglas, an den unrechten Mann und wird von ihm besiegt — leider jedoch nicht getötet, er kann noch Maria und ihren Vater ermorden und entsühnt dadurch (!) die beiden Gespenster, die das ganze Stück hindurch à la Ahnfrau mitwirken. Wie man sieht, wüste Schauerromantik, ohne irgend welche tiefere menschliche Bedeutung. Die Idee kam Heine wohl aus der bekannten schottischen Ballade „Edward" („Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot, Edward, Edward"), deren Motiv („ich habe geschlagen meinen Vater tot") er in ein verwandtes (Liebchen) umwandelte, womit er ihm freilich den Hals brach; die schottische Nebelstimmung, die übrigens gut herausgekommen ist, ist selbstverständlich auch angeeignet.

Hier und da klingt wieder Grabbe durch („Ein magenkranker, schwindsüchtelnder Poet, der mit den Sternen Unzucht treibt"). Heine behauptet das Werk in drei Tagen des Januars 1821 (es war aber 1822!) geschrieben zu haben: „Ich schrieb den ‚William Ratcliff' zu Berlin Unter den Linden in den letzten drei Tagen des Januars 1821, als das Sonnenlicht mit einem gewissen lauwarmen Wohlwollen die schneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte. Ich schrieb in einem Zuge und ohne Brouillon. Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen, wie der Flügelschlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, sahen sie sich einander an mit einer sonderbaren Miene und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen beim Dichten passiert sei." Nun, dem Christian Dietrich Grabbe aus Detmold dürften noch andere Dinge passiert sein. Die Vorrede, die Heine zu dieser Dichtung gab, als er sie mit den „Neuen Gedichten" wieder veröffentlichte, enthält noch die folgende wichtige Stelle: „Der junge Autor, der hier [in den ‚Jungen Leiden'] mit schwerer, unbeholfener Zunge nur träumerische Naturlaute [!] lallet, spricht dort im ‚Ratcliff' eine wache, mündige Sprache und sagt unverhohlen sein letztes Wort. Dieses Wort wurde seitdem ein Losungswort, bei dessen Ruf die fahlen Gesichter des Elends wie Purpur aufflammen und die rotbäckigen Söhne des Glücks zu Kalk erbleichen. Am Herde des ehrlichen Tom im ‚Ratcliff' brodelte schon die große Suppenfrage, worin jetzt tausend verdorbene Köche herumlöffeln, und die täglich schäumender überkocht." Daß Heine die moderne soziale Frage im „Ratcliff" berührt habe, mag ihm ein glaubensstarker deutscher Sozialdemokrat glauben, erweist sich aber für den Literaturkundigen als Schwindel. Was er in einer Verbrecherkneipe des Stückes auftischen läßt:

„Einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Überflusse schwelgen,

In Samt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich im Champagner baden, in dem Bette
Des Doktor Grahams ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,
Und stolz herabsehn auf den Hungerleider,
Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert.
O seht mir doch die klugen, satten Leute,
Wie sie mit einem Walle von Gesetzen
Sich wohlverwahret gegen allen Andrang
Der schreiend überläst'gen Hungerleider!
Weh dem, der diesen Wall durchbricht!
Bereit sind Richter, Henker, Stricke, Galgen —
Je nun, manchmal gibt's Leut', die das nicht scheun"

worauf noch ein anderer sagt:

„So dacht' ich auch, und teilte ein die Menschen
In zwei Nationen, die sich wild bekriegen,
Nämlich in Satte und in Hungerleider" —

alles dies, meine ich, ist nur die übliche, uralte Verbrecherlogik, mit etwas jüdischer Sentimentalität versetzt („Das letzte Hemd"), und macht sich aus dem Munde des Millionärsneffen, der Austern, Champagner und Grahambetten nie verschmäht hat, höchst drollig. Da lasse ich mir Schillers „Räuber" gefallen! Bis zum Schelmenroman der Spanier zurück geht diese Verbrecherlogik, Heine brauchte sich wirklich nicht allzuviel darauf einzubilden. Aber er hat sich mit dem „Ratcliff" merkwürdig oft gebrüstet. Seinem Lüneburger Bekannten Rudolf Christiani schrieb er:

„Ich und mein Name werden untergehen,
Doch dieses Lied muß ewiglich bestehen"

und drei Jahre später noch tut er Friedrich Merckel gegenüber, als ob der „Ratcliff" eine besondere Tat gewesen sei („Da habe ich ruhig den ‚Ratcliff' geschrieben"). Man kann hier wirklich ausrufen: „Tant de bruit pour une omelette!" Hätte Heine nichts weiter als seine beiden Tragödien gedichtet, so hätte er heute in der deutschen Literaturgeschichte

nur einen ganz bescheidenen Winkel bei den Schicksalsdramatikern inne. Aber noch 1839 „peinigte“ er Heinrich Laube mit der wiederholten Frage, ob denn sein „Almansor“ und sein „Ratcliff“ wirklich nicht aufführbar seien.

Mit den Tragödien erschien jedoch das „Lyrische Intermezzo“, und damit betritt der Künstler Heine den Plan (die „beiden Grenadiere“ und „Belsazer“ müssen als vereinzelte glückliche Würfe betrachtet werden), Harry Heine hält seinen Einzug in die deutsche Literatur, wenn ihn auch erst die „Harzreise“ und das „Buch der Lieder“ bekannt machen. Ich habe über den Grundcharakter der Lyrik Heines schon manches gesagt und muß jetzt, noch mehr als bei den ersten „Gedichten“, ins einzelne gehen, Natur und Wesen der einzelnen Gedichte festzustellen, bestimmte Arten zu gewinnen versuchen, um dann die ganze Masse überschauen und bewerten zu können. Das „Lyrische Intermezzo“, aus 69 Gedichten bestehend, fassen die Biographen Heines als die Geschichte der Liebe zu seiner Cousine auf (Strodtmann: „So schmerzlich wahr hatte nie zuvor ein Poet das Weh unerwiderter Liebe besungen“) — einen Zyklus bildet es jedenfalls: Es beginnt mit dem Liebesgeständnis, die Nummern 9—14 zeigen die Höhe des Liebesjubels, 15 und 16 den beginnenden Zweifel, 17 und 18 schildern den Verrat, und der ganze Rest ist der Klage und der Erinnerung gewidmet. Doch darf man trotz Strodtmann, der den geistigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Gedichten bewundernswert findet und den Zyklus fast als Monodram bezeichnen möchte, keineswegs an eine aus einzelnen selbständigen Stücken bestehende, ganz in sich geschlossene Dichtung denken, der Zyklus als solcher ist kein Kunstwerk, ist nichts weniger als die große lyrische Form, die später u. a. Ferdinand Avenarius zu schaffen trachtete, vielmehr ist er unbedingt aus einzelnen, für sich entstandenen Gedichten zusammengestellt, und viele von diesen passen, wenn man genau hinsieht, gar nicht hinein, es sind jedenfalls ursprünglich verschiedene Liebchen gemeint gewesen. Beispielsweise ist das Gedicht von der Schlange,

die den Laokoon umschlingt, doch sicher nicht an die Cousine gerichtet, und auch das Liebchen, das den Herrschaften am Teetisch von der Liebe erzählen soll, ist schwerlich die „Verräterin“, sonst käme ja der Gegensatz zu den Liebesdefinitionen der anderen nicht heraus. Doch darf man die Geschlossenheit und Einheitlichkeit eines Zyklus nur dann fordern, wenn er ausdrücklich als solcher angekündigt ist, ein ästhetischer Fehler liegt hier also nicht vor, wir haben uns an die einzelnen Gedichte zu halten. Diese sind der Form nach größtenteils Lieder: Heines Besonderes ist es ja, nach seiner eigenen Aussage, daß er sich der Form des deutschen Volksliedes für die Darstellung seiner konventionellen, soll natürlich heißen gesellschaftlichen, Empfindungen bedient hat, und zwar hat er nicht sowohl das Volkslied im allgemeinen, als die durch Claudius und Goethe in die deutsche Kunstlyrik eingeführte zwei- und dreistrophige Form, die beim Volkslied nicht allzu häufig ist, benutzt. Sind Heines Lieder nun aber auch wirkliche Lieder? Es ist doch wohl nötig, sie zu dem Zweck auf ihren lyrischen Gehalt und die Art, wie er herauskommt, anzusehen; denn Lied ist ein Begriff, bei dem den meisten Menschen, selbst den meisten Ästhetikern nur die Eigenschaft der Sangbarkeit vorschwebt, die aber natürlich für die Ästhetik der Dichtkunst im allgemeinen und der Lyrik im besonderen gar nichts besagt. Ich selbst habe in früherer Zeit zur besseren Charakteristik der Lyrik die Einteilung in Gelegenheitslyrik und spezifische Lyrik vorgenommen, und in der Tat kommt man mit ihr wohl weiter als mit der üblichen Einteilung in Gefühls- und Reflexionslyrik, da diese letztere ja oft überhaupt keine Lyrik mehr ist. Der Begriff Lied ist jedoch auch meinen beiden Gattungen, die auf die Art der Entstehung und Formgewinnung des Gedichts gehen (hier Anschluß an eine Gelegenheit und relativ klare und persönliche, dort Allgefühl und gleichsam unbewußte Darstellung), nicht unterzuordnen, ein Lied kann spezifisches und kann Gelegenheitsgedicht sein, es ist eine natürliche Form, als deren Wesentliches ich den

unmittelbaren Ausdruck des Gefühls bezeichnen möchte, wohlverstanden, nicht die Gefühlsunmittelbarkeit an sich, die jedes Gedicht haben kann, ja haben muß, sondern die Unmittelbarkeit des Ausdruckes, Verwendung von Ausdrucksmitteln, die es gleichsam auf den Moment festlegen. Das Lied wird also nie nach plastischer oder malerischer Vollendung, vollkommener Durchbildung des Ausdrucks in dieser Richtung streben, es wird stets einfach gefühlsmäßig, je elementarer, desto besser, „klingen", im übrigen aber neben dem reinen Gefühl, das sich in schlichten Worten, ohne Anschauungsmaterial, Luft macht, auch schildernde (man denke hier nicht an Prosaschilderung) und erzählende Elemente in sich aufnehmen, diese jedoch nicht ausführlich darstellend, sondern mehr sprunghaft charakterisierend geben, eben, weil die unmittelbar hervorbrechende Empfindung nicht die volle Ausschöpfung der zu ihrer Verdeutlichung verwendeten Naturbilder, Situationen und Geschehnisse zuläßt. Dafür kann dann aber die Melodie eintreten, die das Gefühl, das das Lied bis ins einzelne beherrscht, vertieft. Es ist bekannt, daß unser Volkslied mehr epischer Natur oft geradezu dunkel wird, weil die Empfindung nie die ganzen Vorgänge darstellt, sondern nur einzelnes aus ihnen herausgreift und die Verknüpfung ruhig der Phantasie des Hörers überläßt, dafür die Einzelheiten aber möglichst drastisch, ja, oft geradezu dramatisch gibt. Ich will hier drei Lieder Goethes nennen, die die Art und die Arten des Liedes rein charakterisieren: das zweite Nachtlied, „Der du von dem Himmel bist", ist ganz Gefühl an sich, ohne Anschauung, nur durch Worte und ihre Musik wirkend (daß Goethe an den Sternenhimmel gedacht habe, ist eine nicht zu beweisende Vermutung, ebensowohl kann in dem „von dem Himmel" der christliche Begriff des über die irdische Welt Erhabenen anklingen), ein reines Gefühlslied, könnte man sagen; das erste Nachtlied, „Über allen Gipfeln ist Ruh", nimmt Naturanschauung und damit Naturstimmung auf, die es aber natürlich nicht breit ausmalt — ich möchte diese Art beinahe auch Naturlied nennen, trotz des zum Menschenleben

zurückführenden Schlusses; ein erzählendes Lied ist beispielsweise „Sah ein Knab' ein Röslein stehn" — es ist nicht allzu sprunghaft, aber doch auch nicht breit und realistisch erzählend. Mit diesen drei Arten des Liedes reicht man, glaub' ich, fast, Lieder, die ein Naturbild oder eine Situation wirklich erschöpfen, gibt es kaum, kann es kaum geben, das Lied kann nie wirkliches Stimmungsgedicht — Stimmung und Gefühl sind zweierlei — werden, obschon Heine, wie wir sehen werden, gelegentlich Stimmungsskizzen in Liedform versucht. Für ihn ist es überhaupt charakteristisch — und damit kommen wir zum „Lyrischen Intermezzo" zurück —, daß er alles mögliche in die Liedform preßt oder vielmehr, da ein eigentliches Pressen nicht stattfindet, alle seine Empfindungen liedmäßig „zurechtspielt", was möglich ist, da sie meist sehr „dünn" und nicht gerade elementar, eher bis zu einem starken Grade bewußt sind. So sind wirkliche Lieder bei Heine gar nicht allzu häufig: Oft gibt er nur Liedbruchstücke, das Schildernde beschränkt sich bei ihm auf allerlei konventionelle Züge, so daß von Anschauung überhaupt nicht die Rede sein kann, das Erzählende nimmt die mehr verstandesmäßige Form des Referates an, statt des reinen Gefühls tritt die Reflexion oder meist sogar das Räsonnement auf, ja, wir kommen zum rein verstandesgemäß Antithetischen und Epigrammatischen hinab. Im besonderen das räsonnierende Lied oder Gedicht (denn ein Lied kann man es trotz der knappen Form nicht nennen) ist bei Heine stark vertreten, bei weitem die Mehrzahl seiner Gedichte gehört ihm an. Sehr oft läuft das Heinische Lied dann in eine Pointe aus, und zwar in eine rein logische oder gar ein Wortspiel, eine „schnappende" Pointe, möchte ich sagen (die man mit dem auch bei deutschen Lyrikern zu findenden, nach sinngemäßer Steigerung mächtig hervortretenden Abschluß nicht verwechseln darf), was ja übrigens zu dem Charakter des Räsonniergedichts durchaus stimmt. Dieses Räsonniergedicht ist dann je nachdem renommistisch, sentimental, ironisch, parodistisch, direkt Spottgedicht, ja, es gibt noch eine besondere recht häufige Art, die ich geradezu als

Sottisengedicht bezeichnen möchte: Heine benutzt die Liedform, um dem Publikum oder einzelnen Personen eine Sottise ins Gesicht zu schleudern, so etwas wie ein vergiftetes Salon-Schnaderhüpfel. Hier könnte man nun auch von seiner allbekannten und tausendmal getadelten Weise reden, sich das ursprüngliche Gefühl durch den Umschlag zum Schluß zu verderben, einem Verfahren, an dem, wie wir glauben, nicht sowohl der Skeptizismus des Menschen als die Absicht des lyrischen Taschenspielers, zu verblüffen, den stärksten Anteil hat, aber mit dichterischer Form hat diese Sache wohl nichts mehr zu tun. Die Form, freilich in unserm Sinne, ist der Lyriker, und was aus ihr hinausfällt, wohl gar hinausfallen will, erscheint bedenklich. — Wir haben also, um nun die Hauptgattungen herauszustellen, bei Heine die folgenden hauptsächlichen Formen des Gedichts: Eigentliches, reines Lied, Stimmungsgedicht skizzenhafter Natur, Referierendes Gedicht, Räsonnierendes Gedicht, Epigrammatisches Gedicht, alle letztere in Liedform und daher meist einen, wenn nicht direkt künstlichen, doch virtuosenhaften Eindruck hervorrufend. Als Beispiele nenne ich aus dem „Lyrischen Intermezzo": „Auf Flügeln des Gesanges" = Lied, „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" = Referiergedicht, „Sie haben mich gequälet" = Räsonniergedicht, „Ein Fichtenbaum steht einsam" = epigrammatisch, Antithese. Alle Gedichte des „Lyrischen Intermezzo" nach diesen Gesichtspunkten einzeln gründlich zu charakterisieren, muß einer Einzeluntersuchung überlassen bleiben, rasch durchgehen wollen wir sie aber doch, und ich bitte dazu den Heine zur Hand zu nehmen: Nr. 1 („Im wunderschönen Monat Mai") ist ein Liedbruchstück, ein Lied, das nicht weitergeht, natürlich aus Raffinement, Nr. 2 („Aus meinen Tränen sprießen") liedartig, rund, aber süßlich-sentimental und gänzlich unnatürlich, Nr. 3 („Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne") ein Spruch ganz orientalischen Charakters, geziert dabei. Völlig gemacht, antithetisch, sentimental sind 4 („Wenn ich in deine Augen seh") und 6 („Lehn' deine Wang' an meine Wang'") An die Traumbilder aus den „Jungen Leiden" gemahnt 5

(„Dein Angesicht so lieb und schön"), weiter auch 34 („Mein süßes Lieb, wenn du im Grab"), das dabei sehr scharf auf die Pointe hinarbeitet, 47 („Mir träumte von einem Königskind"), das sehr beliebt, aber gar nichts wert ist, da es allerlei romantische Reminiszenzen wüst zusammenflickt, 60 („Mein Wagen rollet langsam"), das Stimmung hat, 69 („Die alten bösen Lieder"), das zum Schluß in eine naiv tuende Renommisterei ausläuft. Nr. 7 („Ich will meine Seele tauchen") ist gemachtes Zeug (die Lilie soll klingend hauchen!), Nr. 8 („Es stehen unbeweglich") spielerisches Räsonnement, dagegen sind 9 („Auf Flügeln des Gesanges") und 10 („Die Lotosblume ängstigt") in der Tat hervorragende Gedichte, das erste ein Lied, das seine schildernden Elemente zu stimmungsvoller Darstellung vereint, mögen uns Deutsche auch die kichernden und kosenden Veilchen stören, das zweite ein spezifisch-lyrisches Gedicht großer und geschlossener Anschauung, eines der ganz wenigen Heinischen Gedichte, von denen man dieses rühmen kann. Nr. 11 („Im Rhein, im schönen Rheine") ist Referat mit Pointe, 12 („Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht") prosaische Spielerei, 13 („Du sollst mich liebend umschließen") besteht aus zwei Bruchstücken, die wegen ihrer nackten Sinnlichkeit auf uns Deutsche abstoßend wirken, aber auch ästhetisch nichts sind, 14 („O schwöre nicht") bringt zwei prosaische Epigramme, 15 („Auf meiner Herzliebsten Augen") ist eine ganz niedliche Spielerei, 16 („Die Welt ist dumm") gewöhnliches Räsonniergedicht, 17 („Liebste, sollst mir heute sagen") Räsonniergedicht, stark antithetisch und ironisch, 18 („Wie die Wellenschaumgeborne") Wortkram, äußerst dünn und schwach (und es soll doch den großen „Verrat" aussprechen!), 19 (das berühmte „Ich grolle nicht") pathetisch-komödiantisch, 20 („Ja, du bist elend, und ich grolle nicht") ebenso und sentimental dazu, beide übrigens rhetorischer, als man es bei Heine sonst gewöhnt ist, 21 und 22 sind nichts, 23 und 24 („Und wüßten's die Blumen, die kleinen" und „Warum sind denn die Rosen so blaß") beide pathetisch in der Form, auch

sentimental, aber doch geschlossen und wirksam (das Motiv des letzteren soll von Tieck stammen). Nr. 25 („Sie haben dir viel erzählet") ist reines Räsonniergedicht, 26 („Die Linde blühte, die Nachtigall sang") wirksam-antithetisch, 27 („Wir haben viel für einander gefühlt") Räsonniergedicht mit guter Steigerung, 28 („Ich glaub' nicht an den Himmel") gewöhnliches Räsonniergedicht mit unglaublich holperiger zweiter Strophe, 29 („Du bliebest mir treu am längsten") dasselbe, unklar, 30 („Die Erde war so lange geizig") dito, nichtsnutziges Zeug, 31 ebenso, 32 („Die blauen Veilchen") gezierte Kleinigkeit, 33 („Die Welt ist so schön") gemacht-einfach, 34 s. o. Nr. 35 („Ein Fichtenbaum steht einsam") ist künstlich antithetisch, doch wegen seiner Einfachheit, Geschlossenheit und der nicht kokettierenden tiefen Sehnsuchtsstimmung immerhin eines der besten Heinischen Gedichte, 36 („Schöne, helle, goldene Sterne") komödiantisch, 37 („Ach wenn ich nur der Schemel wär") unbedeutende Spielerei, 38 unbedeutendes Räsonniergedicht, 39 („Aus meinen großen Schmerzen") auch nichts, bloße Spielerei ohne Empfindung, 40 („Ich kann es nicht vergessen") trauriges Zeug, die zweite Strophe („Den Leib möcht' ich noch haben") inhaltlich charakteristisch. Nr. 41 („Philister im Sonntagsröcklein") ist Referat, antithetisch, ironisch, 42 („Manch Bild vergeß'ner Zeiten") liedartig, Eichendorff versentimentalisiert, 43 („Ein Jüngling liebt ein Mädchen") Referat, im Stil an Uhlands „Der Traum" gemahnend, aber nicht schlichte Poesie wie dieses, sondern trivial, 44 Epigramm, 45 („Hör' ich das Liedchen klingen") Liedbruchstück, gemachter Seufzer, 46 („Es schauen die Blumen alle") liedartig, fängt gut an, wird aber nichts, 47 s. o., 48 („Mein Lieb, wir saßen beisammen") im Motiv (Geisterinsel) entlehnt, wirkungsvoll, aber nicht ohne Widersprüche („traulich", „trostlos"), 49 („Aus alten Märchen winkt es") Lied, gut, wenn man von einigen scheußlichen Einzelheiten (Quellen wie Tanzmusik hervorbrechend!) absieht. Nr. 50 ist epigrammatisch, Renommage, 51 („Am leuchtenden Sommermorgen") gemacht-niedlich, 52 („Es leuchtet meine

Liebe") romantische Reminiszenzen mit mißlungener Pointe, 53 („Sie haben mich gequälet") Räsonniergedicht, wie auch 55 („Wenn zwei voneinander scheiden"), beide kühler Resignationsstimmung, 54 nichts, 56 („Sie saßen und tranken am Teetisch") räsonnierendes Referat, berühmt nur wegen seiner Ungeniertheit, 57 („Vergiftet sind meine Lieder") Renommiergedicht, 58 („Mir träumte wieder der alte Traum") Traumgedicht mit Persiflage zum Schluß, 59 („Ich steh auf des Berges Spitze") Selbstpersiflage, 60 s. o. Nr. 61 („Ich hab' im Traum geweinet") ist sentimentale Spielerei, 62 („Allnächtlich im Traume") gleichfalls spielerisch, doch die letzte Strophe schön, 63 („Das ist ein Brausen und Heulen") sentimental, hat aber Halt durch eine Situation (man vergleiche übrigens Mörikes „Früh, wenn die Hähne krähn" dazu, um den Unterschied zu sehen), 64 („Der Herbstwind rüttelt die Bäume") gut, Situationen, 65 („Es fällt ein Stern herunter") auch gut, Stimmungen durch vorgeführte Bilder gegeben, 66 („Die Mitternacht war kalt und stumm") epigrammatisch, 67 („Am Kreuzweg wird begraben") mit genialem Zug, der mir aber entlehnt scheint (Brentano?), 68 („Wo ich bin, mich rings umdunkelt") viel zu dünn für den starken Schluß („Nimm mich auf uralte Nacht!"), 69 s. o. Von diesen 69 Gedichten sind also reichlich ein Dutzend wertvoll, was immerhin nicht wenig ist, aber natürlich Heine-Vergötterung keineswegs motiviert, zumal doch kaum etwas wirklich ersten Ranges ist. Das Gros der Gedichte ist nicht echt-lyrisch, sondern räsonnierend, vielfach rein spielerisch und lächerlich dünn. An wirklich lyrischem Gehalt im ganzen, das kann ich schon jetzt ruhig sagen, übertrifft auch ein deutscher Lyriker mittlerer Begabung den großen Virtuosen Heine in der Regel — wirklich lyrischer Gehalt aber ist Lebensgehalt, gelebtes Leben, Stärke und Tiefe der Empfindung.

An das „Lyrische Intermezzo" schließt sich dann die im ersten Band der „Reisebilder" 1826 zuerst veröffentlichte „Heimkehr", 100 Gedichte, dem Charakter nach unmittelbar

an, und hier erreicht Heine seine Höhe als Lyriker oder doch Liederdichter. Es ist hier wohl kaum noch nötig, alle Gedichte zu charakterisieren, und so will ich nur die hervorragendsten etwas näher beleuchten, die sich in etwa dem gleichen Prozentsatz wie im „Intermezzo" finden. Da ist zunächst „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", das ich bereits seziert habe. „Mein Herz, mein Herz ist traurig" schließt sich an, eine Anzahl von Situationen, die eine hübsche Stimmung ergeben — die Pointe „Ich wollt', er schösse mich tot" knallt dann wie ein Schuß hinein. Sehr berühmt sind die meisten der Nordseegedichte: „Wir saßen am Fischerhause", das ich ein Referier-, aber als solches doch ein stimmungsvolles Plaudergedicht nennen möchte, das Lied „Du schönes Fischermädchen", das, wie erwähnt, in mancher Beziehung von Wilhelm Müller abhängig ist und als Renommiergedicht schließt, „Der Wind zieht seine Hosen an", eines der allerbesten Naturgedichte Heines, „Das Meer erglänzte weit hinaus", das zwar uns Deutschen in der Empfindung widersteht, aber doch sehr gut gemacht ist — die übrigen dieser Nordseegedichte enthalten zwar hier und da frappierende Bilder, aber auch ziemlich abgestandene Nixenromantik und allerlei Räsonnement- oder Pointenwirtschaft. Viel gepriesen ist „Was will die einsame Träne", aber das Gedicht ist unglaublich sentimental und eigentlich unfreiwillig komisch. Energischer Realistik nähern sich die beiden Situationsgedichte „Die Nacht ist feucht und stürmisch" und „Der bleiche, herbstliche Halbmond", stammen freilich ursprünglich von Eichendorff („Die Muhme, die saß beim Feuer" in „Ahnung und Gegenwart"). „Sie liebten sich beide, doch keiner" ist endlich einmal ein gelungenes schlichtes Gedicht. „Mein Kind, wir waren Kinder" ist gutes Referiergedicht mit satirischen Spitzen, „Wie der Mond sich leuchtend dränget" erinnert der Form nach ein wenig an die Lorelei, hat auch eine Pointe, ist aber doch gut. Auch das Lied „Herz, mein Herz, sei nicht beklommen" ist zu loben, trotzdem es ein wenig trivial ist. „Du bist wie eine Blume" kommt uns

Deutschen orientalisch-sentimental vor, wir haben der jugendlichen Schönheit gegenüber die unmittelbarere Empfindung, daß ihre Reinheit gar nicht beschmutzt werden kann, aber das Gedicht ist dennoch einfach-schön. Ein echtes Lied ist noch „Ich wollt, meine Schmerzen ergössen sich“, in dem übrigens ein Motiv des wenige Seiten vorherstehenden „Wenn ich auf dem Lager liege“ wieder aufgenommen ist. „Du hast Diamanten und Perlen“ ist ein Räsonniergedicht, leidlich amüsant, aber doch jüdisch-schnoddrig — der Refrain stammt bekanntlich von Goethe. „Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben“ ist eines der wenigen gelungenen Gedichte Heines ohne Liedcharakter. Für die beiden schönsten lyrischen Gedichte Heines überhaupt halte ich — sie stehen ganz zum Schlusse der „Heimkehr“, nach einem Wust von leichtfertigen Späßen, „deren Antithesenspiel nicht selten schon in eine stereotype Manier ausartet“, wie Strodtmann sagt — „Nacht liegt auf den fremden Wegen“ (da ist gewissermaßen Lenau vorweg genommen) und „Der Tod, das ist die kühle Nacht“; beide sind spezifische Lyrik, nur daß das letztgenannte eigentlich aus zwei unverbundenen kleinen Gedichten besteht. Ganz gewiß, die wundervolle innere Form Mörikes und auch seine Frische und Innigkeit hat Heine nirgends erreicht. — Im übrigen kehren alle Arten, die wir im „Intermezzo“ aufzeigten, und auch alle gerügten Schwächen hier in der „Heimkehr“ wieder: Wieder haben wir hier Traumbilder (23, 25, 29, 44 [dies sehr komisch für den, der Heine den Menschen kennt: „Ich will durch Fleiß und Arbeit dir schaffen Speis' und Trank“], 71), Referiergedichte (6, 38, 88), Räsonniergedichte, diese wieder sehr zahlreich (20, mit dem reinen Wortwitz [Kalauer] zum Schluß: „Ein Tor [Stadttor] ist immer willig, wenn eine Törin will“, 33, 42, 46, 47, 51, 60, 69, 70, 72, 77, 78, 81—84, 90, 96), Renommiergedichte (8, 15, 24, 27, 56, 60). Die zunehmende Verwilderung Heines zeigen die häufiger werdenden Sottisengedichte an: 35 („Hat sie sich denn nie geäußert“), 39 („Mensch, verspotte nicht den Teufel“), 45 („Teurer Freund, was soll es nützen“), 48 („Der König

Wiswamitra"), 57 („Teurer Freund, du bist verliebt"), 67 („Zu der Lauheit und der Flauheit"), 68 („O mein gnädiges Fräulein, erlaubt"), 86 („Himmlisch war's, wenn ich bezwang"), 87 („Blamier mich nicht, mein schönes Kind"); dieses und noch einige Gedichte wie 75 und 82 bezeichnen den Anfang der Dirnenlyrik — „Jedes deutsche Mädchen singt seine Lieder", wie der Frauen-Aufruf so schön sagt, und die deutschen Mütter wissen in der Regel nicht einmal, daß auch schon das „Buch der Lieder" dergleichen Sachen birgt. In vielen Stücken haben wir natürlich wieder die Alleinherrschaft der Pointe, daneben gibt es Volkslied-Travestien („Da droben auf jenem Berge") und sonstige Parodien („Die heil'gen drei Könige aus Mohrenland"), leere Wortspielereien („Andre beten zur Madonne") und direkt schlechtes Zeug (33 „Man glaubt, daß ich mich gräme", 62 „Ich habe mir lang den Kopf zerbrochen"). Sieht man scharf, so erkennt man fast überall, was der Einfall bei Heine bedeutet, daß seine Lyrik in der Hauptsache ein brillantes Spiel ist, daß seine Gedichte zum größeren Teil nicht aus Natur und Leben erwachsen, sondern sozusagen mehr aus dem Handgelenk geschaffen werden. Für sehr vieles paßt auch geradezu der Ausdruck Ramsch-poesie. Und je länger, desto mehr zweifeln wir, daß unser deutscher Dichterbegriff auf Heinrich Heine anzuwenden ist. Lassen wir hier einstweilen Ferdinand Avenarius reden, der auch bei den Leuten etwas gilt, die nicht meine Freunde sind: „Im Gegensatz zu den Versen anderer echter Lyriker", schrieb er im Jahre 1900 im Kunstwart, „ist bei Heine nichts unscheinbar, aber nicht deshalb, weil alles echtes Poesie-Gold wäre, sondern weil die minderwertigen Gaben alle vergoldet sind. Bei Uhland, bei Mörike usw. zeigt sich das Unbedeutende schlichtweg unbedeutend, Heine dagegen hat eine ‚Aufmachung' dafür, daß es immer noch imponiert, denn er ist nicht nur Dichter, er ist auch Poesie-Virtuos. Da treffen wir dann keine Festbannung mächtiger innerer Anschauungen, keine Befreiung tiefster innerer Empfindungen in erlösendem Ausdruck, sondern ein überaus geschicktes

Tanzspiel, bei dem mit kosenden Rosen und kichernden Veilchen und Lilienhändchen und Nachtigallen und ähnlichen reizenden Sachen wie mit allerliebsten Kotillongeschenken getändelt wird. Wer das ernst nimmt, über den hat Heine sicherlich am meisten gelacht, wer gar die tragisch emballierten dieser Sächelchen tragisch nimmt, der ist für echte Lyrik überhaupt nicht da. Es ist manierierte Rezept-Poesie und kokette Gefühlsposerei." Was Avenarius, der Heine, wenn auch keineswegs für den größten Lyriker nach Goethe, doch für einen unserer bedeutendsten Lyriker nach Goethe hält, sonst noch sagt, werden wir später sehen, hier genügt sein Zeugnis, das eben für einen großen Teil des „Buches der Lieder" gegeben ist. In diesem, das Heine 1827 zusammenstellte, folgen auf den Zyklus „Die Heimkehr" noch „An die Tochter der Geliebten", „Götterdämmerung", „Ratcliff", „Donna Clara und Almansor" (auch in der „Heimkehr" sind ein paar spanische Sachen, jüdisch-spanische, darf man sagen), „An Edom" und „Mit einem Exemplar des Rabbi von Bacharach", welch letztere beiden dem großen Judenschmerz Ausdruck geben sollen, endlich noch die berühmte „Wallfahrt von Kevlaar", die auch große Lyrikkenner zu ihren Verehrern zählt. Sie ist nach einer Jugenderinnerung Heines zweifellos ganz vorzüglich gemacht, die Sentimentalität erscheint fast als echte Rührung, nur einmal findet sich eine der charakteristischen Heinischen Blößen, die plötzlich so klar sehen lassen:

„Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie!" —

Dann kommen die Lieder aus der „Harzreise" und die beiden Zyklen „Die Nordsee", die wir in ihrem natürlichen Zusammenhang betrachten wollen. Zum Schluß noch ein bißchen Heinische Komödie aus der Vorrede zur zweiten Auflage des „Buches der Lieder": „Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, verblichenen Blättern geschrieben sein, dazwischen hier und da müssen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher

Stelle muß noch die Spur einer Träne sichtbar sein . . . Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell schwarz gedruckt auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren süßesten, jungfräulichsten Reiz verloren und erregen bei dem Verfasser einen schauerlichen Mißmut.“ Wer zweifelt noch, daß Heine den „Rummel“ verstand!

Außer der „Heimkehr“ stand bekanntlich auch die berühmte „Harzreise“ in dem ersten Teil der „Reisebilder“. Damit kommen wir von dem Dichter Heine wieder ganz zu Heine, dem „Macher seines Ruhmes“. Das ist er zwar auch in seinen Gedichten öfter, so wenn er singt:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Und nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt“,

aber in den Prosaschriften tritt das doch viel nackter und häßlicher hervor. Die „Harzreise“ nun ist Feuilleton wie die „Briefe aus Berlin“, und der Weg von diesen zu ihr ist gar nicht weit. Man hat einst ihre Form als eine besondere, poetischen Formen gleichwertige hingestellt, Strodtmann beispielsweise nennt sie „eine durchaus originelle humoristische Dichtung, welche unter der Form einer Reisebeschreibung die wichtigsten Interessen der Gegenwart mit herausfordernder Kühnheit besprach und von den Philistern am Throne bis zu den Philistern der Krambude hinab eine Unruhe bei allen Lesern hervorrief wie dergleichen seit Schillers ‚Räubern‘ im heiligen römischen Reiche deutscher Nation kaum wieder erlebt worden“. Aber ich glaube, daß der wackere Strodtmann sowohl Heine den Humoristen, mit dem wir uns später noch gründlicher beschäftigen werden — meiner Ansicht nach war er gar keiner, nur Parodist — wie die Kühnheit der „Harzreise“ überschätzt und dem nicht zu leugnenden Erfolg des Werkes ganz falsche Ursachen unterschiebt: Nicht die ernsthaften liberalen Männer haben das Werk mit Jubel aufgenommen, sondern gerade das schlimmste Philistertum, das, das gekitzelt sein will und sich freut,

wenn andere etwas abkriegen. Man kann dem Werke etwas wie einen literarischen Stammbaum geben: Um nicht mit Philander von Sittewald anzufangen, Sternes „Empfindsame Reise“, die Heine später noch bei seinem „Italien“ wieder las, verschiedene Werkchen von Jean Paul, Kerners „Reiseschatten“, Eichendorffs „Taugenichts“, der früher hervortrat, aber kaum früher geschrieben ist, dann noch Washington Irving mögen hier für einen solchen genannt sein — aber die letztgenannten deutschen Werke sind wirklich in sich geschlossene Dichtungen, während wir für die „Harzreise“ doch am besten bei unserem guten modernen Begriff Feuilleton bleiben, das für uns geradezu im Gegensatz zu Poesie steht, etwa geistreichelndes und poetisierendes Getue zu Zwecken persönlicher Aufspielerei bedeutet. Es ist eine charakteristisch-jüdische Form, Heine hat unter seinen Rassegenossen von den ernster zu nehmenden Reiseschriftstellern Moritz Hartmann und Julius Rodenberg herab bis zu den Größen des „Berliner Tageblattes“ zahllose Nachfolger gefunden. Die „Harzreise“ ist das harmloseste von Heines Reisebildern, und die Mischung aus burschikosen und volkstümlichen Elementen, aus Ironie und Gefühl, um nicht Sentimentalität zu sagen, ist nicht so ganz mißlungen, was außer dem lokalen Reiz und der schon gegebenen politischen Erläuterung ihre einstige Beliebtheit erklärt. Auch wir haben sie, etwa als Untersekundaner, ja noch mit einigem Vergnügen gelesen. Zuletzt freilich kann man auch hier die Mache nicht verkennen, und das ganze Genre erscheint sehr unbedeutend; auch treten für den schärferen Blick, wie ja übrigens schon in den Berliner Briefen, die Tücken Heines deutlich genug hervor. Am meisten zu tadeln ist vielleicht, daß die besondere Natur des Harzgebirges in der Schilderung kaum deutlich wird, daß dieser alles eigentlich Charakteristische entgeht. Wären nicht die Stadt- und Bergnamen wie Goslar und Brocken, der Besuch der Bergwerke, man könnte sich ebensogut im Thüringer Wald oder Schwarzwald glauben; kaum erfährt man, daß Oberharz und Unterharz verschiedenen Baumbestand haben und die drei Täler, Ilse-, Bode- und

Selketal, nicht den gleichen Eindruck hervorbringen. „Ich bestieg Hügel und Berge, betrachtete, wie die Sonne die Nebel zu verscheuchen suchte, wanderte freudig durch schauernde Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar. In ihren weiten Nachtmänteln standen die Berge, die Tannen rüttelten sich den Schlaf aus den Gliedern, der frische Morgenwind frisierte ihnen die herabhängenden grünen Haare, die Vöglein hielten Betstunde, das Wiesental blitzte wie eine diamantenbesäete Golddecke, und der Hirt schritt darüber hin mit seiner läutenden Herde" — das ist so eine Heinische Schilderung, ganz hübsch, ein bißchen preziös, aber gar nicht spezifisch. Um nun das Ganze rasch zu durchlaufen: Gleich zu Anfang treffen wir auf eines der Hauptwitzmittel Heines, das noch sehr oft wiederkehrt: Die komische Aufzählung („Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Thédansants, Wäscherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräten, Justizräten, Relegationsräten, Profaxen und anderen Faxen") — heute dürfte sie kaum noch wirken. In der Schilderung der Göttinger Philister („mit ihren schmutzigen Gesichtern", „Lumpenpack") steckt wohl etwas anderes als die übliche studentische Überhebung. Die Zweideutigkeiten treten auch bald auf, zuerst noch harmlos („Wade, Knie usw."), dann immer unzweideutiger: „Ein Weibsbild, das dort sein horizontales Handwerk treibt", „Hausmädchen, auf deren Gesichtern die Spuren glücklicher Liebe". Bosheiten, wie, daß die neuen Ideen noch immer einige Dezennien vor Göttingen Quarantäne halten müßten, und die über die akademischen Gerichte, auch den ersten der für Heines „Reisebilder" überhaupt charakteristischen Träume, der ein juristischer ist, wollen wir uns gefallen lassen, obschon seine Verspottung der Professoren, „meistens eckige, lauernde Gesellen", schon an Frechheit grenzt. Bald aber taucht auch die Blasphemie auf: Es wird zuerst von der Venus von Milo „hochgebenedeietem Leib" geredet, und dann heißt es von einem Madonnenbild: „So schön, so lieblich, so hingebend fromm, daß ich das

Original, das dem Maler dazu gesessen, aufsuchen und zu meinem Weibe machen möchte. Freilich, sobald ich mal mit dieser Madonna verheiratet wäre, würde ich sie bitten, allen ferneren Umgang mit dem heiligen Geiste aufzugeben, indem es mir gar nicht lieb sein möchte, wenn mein Kopf durch Vermittelung meiner Frau einen Heiligenschein oder irgend eine andere Verzierung gewönne." Dergleichen nannte Heine später, als ihn Döllinger angriff, harmlose Muttergotteswitze! — Die gemachte Naivität Heines tritt aus Sätzen wie „Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung" deutlich genug hervor, sein Verhältnis zum Volke, dem er immer fern blieb (höchstens für jüdische Lotterie-Kollekteure und Pfandleiher zeigte er einiges Verständnis), erkennt man aus der Handwerksburschengeschichte, die ein schmählicher „Reinfall" war — denn es zeigte nach dem Erscheinen der „Harzreise" ein Herr Karl Dörne aus Osterode in öffentlichen Blättern an, daß er Heine als Handwerksbursche mystifiziert habe. Über Phrasen wie, daß er das Herz auf der linken, der liberalen Seite habe, und über die bereits hier beginnenden Schimpfereien auf den Adel („privilegierte Raubvögel, die auf ihre schwächliche Nachbrut bloß den starken Appetit vererbten"), regen wir uns heute nicht mehr sonderlich auf, aber die zweideutigen Bemerkungen über das Deutschtum ertragen wir heute um so weniger. Da haben wir gleich den Ausdruck „pudeldeutsch", und dann wird ein „hündischer" Hymnus auf die deutsche Treue gesungen, der aber weiter keinen Zweck hat, als den Fürsten eins zu versetzen: „Ihr habt das treueste Volk, und ihr irrt, wenn ihr glaubt, der alte, verständige, treue Hund sei plötzlich toll geworden und schnappe nach euren geheiligten Waden." Weiter folgen Ausführungen über das Leben der Bergleute, die sentimentale Mache sind: „Ein alter Steiger meinte sogar, ich sollte bei ihnen bleiben und Bergmann werden" — das ist sehr komisch, wenn man sich Heine vorstellt. Ein zweiter Traum ist im E. T. A. Hoffmann-Stil: „Ein wildes, wüstes Meer! über das gärende Wasser jagten ängstlich die Gespenster der

Verstorbenen, ihre weißen Totenhemden flatterten im Winde, hinter ihnen her, hetzend, mit klatschender Peitsche lief ein buntscheckiger Harlekin, und dieser war ich selbst" — wer bezweifelt's! Das Gespött über den Katechismus und das Innere der protestantischen Kirchen wollen wir dem neugebackenen Protestanten, der schon ahnte, daß er ein schlechtes Geschäft gemacht hatte, verzeihen, auch sein Preisen der rationalistischen Theologen der Zeit, bei dem mir merkwürdigerweise Frenssens Preis der Christusforscher in „Hilligenlei" einfällt. Dagegen soll die Renommage mit der Tapferkeit („Ich bin von Natur nicht ängstlich, und Gott weiß, daß ich niemals eine sonderliche Beklemmung empfunden habe, wenn z. B. eine blanke Klinge mit meiner Nase Bekanntschaft zu machen suchte") gebührend hervorgehoben werden, auch die Reklame mit dem „vielteuren" Chamisso, der später, nach seinem Tode zum „verstorbenen Freund" avancierte, obschon ihm der ihm nachlaufende Heine keineswegs angenehm gewesen war, und für den wirklichen Freund Varnhagen, später für Albert Methfessel, der damals Heinische Lieder komponieren sollte, mit und für Elise von Hohenhausen und mit Georg Sartorius, dem Göttinger Professor, immer wieder aber für H. Heine, für dessen großartige Dramen „Ratcliff" und „Almansor", derentwegen er sogar eine Walpurgisnachtszene heraufbeschwört, bei der die Dresdner „Abendzeitung" lesende belletristische Damen ihnen alle Frömmigkeit und Christlichkeit absprechen müssen. Die Hauptstücke in der „Harzreise" sind bekanntlich das Idyll in der Bergmannshütte, meist viel gepriesen und in der Tat vorzüglich gemacht, selbst nicht ohne echtpoetische Züge, aber im Kern doch erlogen, süßliche Minnepoesie im schlimmsten Sinne und wiederum in die Apotheose des Ritters vom heiligen Geiste, des Geisteskönigs Harry Heine auslaufend, und der Kommers auf dem Blocksberg mit der Verspottung der altdeutschen Jünglinge. Schon vorher steht der freche Witz von dem Deutschen, der in China gezeigt werde (Der Anschlagzettel, „worin die Mandarinen

begutachteten, daß es ein echter Deutscher sei, worin ferner seine Kunststücke aufgerechnet wurden, die hauptsächlich in Philosophieren, Tabakrauchen und Geduld bestanden, und worin noch schließlich bemerkt wurde, daß man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsstunde, keine Hunde mitbringen dürfe, indem diese dem armen Deutschen die besten Brocken wegzuschnappen pflegten"!); dann tritt ein Greifswalder auf, der „herabhängend langes Haar, ein ritterliches Barett, einen schwarzen altdeutschen Rock, ein schmutziges Hemd trug, das zugleich das Amt einer Weste versah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüschel von Blüchers Schimmel". Wir kennen ja die Ursache von Heines Haß gegen die Altdeutschen und wollen nur bemerken, daß die Sucht, an den Deutschen immer etwas Schmutziges zu finden, „tief blicken läßt" — im Journalistenstil würde man es eine „Retourkutsche" nennen. Die Hauptszene mit den sich erbrechenden sentimentalen Jünglingen ist schon widerlich genug, da Heine aber später auch das Laxieren künstlerisch verwertet hat, immer noch harmlos. Die erneute Renommage: „Ich kann viel vertragen — die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, die Bouteillenzahl zu nennen" und die spöttische Stelle über das Brockenbuch, in der sich der Judenjüngling über „die Herren Acciseeinnehmer mit ihren verschimmelten Hochgefühlen, die Comptoirjünglinge mit ihren pathetischen Seelenergüssen, die altdeutschen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzückungsphrasen" aufhält, mögen mit dem Prinzessin-Ilsegedicht, in dem „derselbigte" zum lieben Kaiser Heinrich aufrückt, das letzte sein, was wir aus der „Harzreise" erwähnen. Man hat sie, wie es scheint, früher kaum je „mit Kritik" gelesen, heute aber wirkt sie außer auf ganz harmlose Sekundaner wohl nur noch auf Heines Rassegenossen, von denen einer, R. M. Meyer, noch einen wundervollen Eloge auf das zusammengeflickte Lappenwerk zu stande bringt. Habeat sibi!

Das zweite Reisebild „Norderney" ist sehr viel prosaischer und nüchterner als die „Harzreise", die doch

ihren romantisch-ironisierenden Ton im ganzen festhält, dabei noch weit mehr Lappenwerk; man sieht ordentlich, wie Heine gern etwas schreiben möchte, aber im Grunde nichts zu schreiben hat, und nun de omnibus rebus et quibusdam aliis redet. In der Tat hat er ja auch seine Freunde zu Beiträgen für die „Reisebilder“ aufgefordert, so Moser („Willst Du mir nicht einige Ideen dazu schenken? Ich kann da alles brauchen. Fragmentarische Aussprüche über den Zustand der Wissenschaften in Berlin oder Deutschland oder Europa — wer könnte die leichter hinskizzieren als Du? Und wer könnte sie leichter verwerten als ich?“), so Varnhagen („Wollen Sie in meine ‚Reisebilder‘ ganze Stücke, die zeitgemäß, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proskriptionsliste schicken, ich stehe ganz zu Ihrem Befehl“), so auch Immermann, der dann wirklich die schon erwähnten Epigramme sandte. Es ist nur Zufall, wenn die „Reisebilder“- und später die „Salon“bände nicht noch viel buntscheckiger geworden sind, als sie schon sind. Überhaupt ist es ja, um dies gleich im allgemeinen zu bemerken, für Heine charakteristisch, daß er geistig völlig von der Hand in den Mund lebte; außer einigen stets wiederkehrenden Diatriben gegen Fürsten, Adel, Kirche, Deutschtum und den stets nach derselben Methode (Verspottung des Äußeren, Verächtlichmachung des Charakters) geschaffenen Persönlichkeiten hat er nur allerlei wüst zusammengelesenes Geistesmaterial vorrätig und benutzt daher alles, was ihm zufällig von außen zukommt. So z. B. bringt er, was er heute von Immanuel Fichte über Swedenborg hört, schon morgen in der Vorrede zum „Romancero“ an. „Norderney“ nun ist ein unglaublich wüstes Ragout: Was er zunächst über die Eingeborenen sagt, zeugt wieder von seinem vollkommenen Mangel an Verständnis für das Volk oder ist fade Witzelei, wie die Bemerkung über die Sprache; dann kommt er nacheinander auf die römische Kirche im Mittelalter und die Kirche in der Gegenwart, auf das Seebad und die Tugend der Insulanerinnen, auf Münzpolitik, auf den

Pastor in Norderney, auf sein gutes Christentum, auf Goethe, den großen Heiden, und die Nacktheit in der Kunst (hier findet man schon das Hauptargument der Simplizissimusleute), auf den hannoverschen Adel, auf Hexen, auf die Schiffersagen vom Klabautermann und vom fliegenden Holländer, auf Felix Mendelssohn-Bartholdy, den wundermächtigen Knaben (die jüdische Reklame fehlt nie!) zu sprechen, wird darauf poetisch (sie heißt diesmal Evelina und „er liebt das Meer wie seine Seele"), aber es dauert nicht lange, und nun kommen die Vinetasage, wobei W. Müller zitiert wird, die Jagd am Strande, die Metempsychose (mit etlichen Witzen über Gelehrte und Affen und einer Persönlichkeit gegen einen schleichenden Dr. L. in Göttingen), eine Gemeinheit („Wer ein gutes Glas führt, kann überall in der Welt viel sehen" usw.), abermals der hannoversche Adel und mit ihm die deutschen Fürsten („Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, wie viele derselben wir armen Deutschen zu ernähren haben"), darauf Napoleon und Walter Scott, Byron, Immermann und die deutsche Geschichte und Literatur — alle diese schönen Dinge kommen meist ohne wirkliche innere Überleitung und jedenfalls ohne jede innere Notwendigkeit zur Besprechung. Die übliche Feuilletonwirtschaft! Drollig ist es, wenn Heine, nachdem er zuerst den „Simplizianern" Argumente geboten, auch noch Sittenwächter wird: „Auf unserm Theater gedeiht nicht bloß Mist, sondern auch Gift. In der Tat, höre ich, wie in unseren Lustspielen die heiligsten Sitten und Gefühle des Lebens in einem liederlichen Tone und so leichtfertig sicher abgeleiert werden, daß man am Ende selbst gewöhnt wird, sie als die gleichgültigsten Dinge zu betrachten, höre ich jene kammerdienerlichen Liebeserklärungen, die sentimentalen Freundschaftsbündnisse zu gemeinschaftlichem Betrug, die lachenden Pläne zur Täuschung der Eltern oder Ehegatten, und wie alle diese stereotypen Lustspielmotive heißen mögen, ach! so erfaßt mich immer Grauen und bodenloser Jammer, und ich schaue ängstlichen Blickes nach den armen unschuldigen Engelköpfchen, denen im Theater dergleichen, gewiß nicht ohne Erfolg,

vordeklamiert wird." Die Herren vom Sittlichkeitsvereine werden sich ihren ehrenwerten Mitstreiter Heinrich Heine hoffentlich nicht entgehen lassen. Scherz beiseite, er steht hier ein bißchen unter dem Einfluß seines Freundes Karl Immermann, dessen Epigramme sogleich anrücken, auch hatte er beschlossen, mit seinem Buch viel Freude und Angst zu machen, Politiker zu werden. Das heißt auf deutsch, er wollte Lärm machen, und da kam es ihm gar nicht darauf an, auch einmal den Sittenprediger zu spielen. Daß er eben vorher allerlei Gemeinplätze über die künstlerische Nacktheit vorgebracht, hatte er schon vollkommen vergessen.

Und nun schließe ich gleich das dritte Reisebild, das „Buch Le Grand" an, das auch noch nach dem, was Heine nicht hatte, „Ideen" betitelt ist. Hier wird nun die Komödie augenscheinlich, und es tritt eine so starke Manier auf, daß wir heute das Werkchen, von einer Partie abgesehen, geradezu als Brechmittel benutzen könnten. Der Ausdruck ist nicht zu stark. „Sie war liebenswürdig und Er liebte Sie, Er aber war nicht liebenswürdig und Sie liebte Ihn nicht", heißt das Motto, und dann geht es los: „Madame, kennen Sie das alte Stück?" Schon das geistvolle „Madame", das sich durch das ganze Ding hindurchzieht, und darauf das Lied von der ungeweinten Träne und die gebratenen Gänse und butterglänzenden Torten im Himmel und das Gefasel über das Beelzebubchen Amor und die unglaublich geistreiche Schilderung der Hölle und wieder das Lied von den ungeweinten Tränen — Brrr! das Zeug ist wirklich nicht zu ertragen. Ich gebe den Eingang des Kapitels II als Stilprobe:

„Madame, das alte Stück ist eine Tragödie, obschon der Held darin weder ermordet wird, noch sich selbst ermordet. Die Augen der Heldin sind schön, sehr schön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? sehr schön und doch so scharf geschliffen, daß sie mir wie gläserne Dolche durch das Herz drangen und gewiß aus meinem Rücken wieder herausguckten — aber ich starb doch nicht an diesen meuchelmörderischen Augen. Die Stimme der Heldin ist auch schön — Madame, hörten Sie nicht eben eine Nachtigall schlagen? — eine schöne, seidne Stimme, ein süßes Gespinst der sonnigsten Töne, und meine Seele ward darin verstrickt und würgte sich und quälte

sich. Ich selbst — es ist der Graf vom Ganges, der jetzt spricht, und die Geschichte spielt in Venedig — ich selbst hatte mal dergleichen Quälereien satt, und ich dachte schon im ersten Akte dem Spiel ein Ende zu machen, und die Schellenkappe mitsamt dem Kopfe herunterzuschießen, und ich ging nach einem Galanterieladen auf der Via Burstah, wo ich ein paar schöne Pistolen in einem Kasten ausgestellt fand — ich erinnere mich dessen noch sehr gut, es standen daneben viel freudige Spielsachen von Perlmutter und Gold, eiserne Herzen an güldenen Kettlein, Porzellantassen mit zärtlichen Devisen, Schnupftabaksdosen mit hübschen Bildern, z. B. die [!] göttliche Geschichte von der Susanne, der Schwanensang der Leda, der Raub der Sabinerinnen, die Lukretia, das dicke Tugendmensch mit dem entblößten Busen, in den sie sich den Dolch nachträglich hineinstößt, der selige Bethmann, la belle ferronière, lauter lockende Gesichter — aber ich kaufte doch die Pistolen, ohne viel zu dingen, und dann kaufte ich Kugeln, dann Pulver, und dann ging ich in den Keller des Signor Unbescheiden und ließ mir Austern und ein Glas Rheinwein vorstellen."

Dergleichen Kram füllt 15 von den 20 Kapiteln des „Buches Le Grand", und es ist selbstverständlich, daß wir dort auch den unsterblichen „Almansor" finden und die Berliner Gardeleutnants und Immermanns „Edwin" und die übliche Renommage, daß er sich oft genug geschlagen, und daß er sich den Johannisberg nachkommen lassen wolle, und daß man ihm das Klettern, Trinken und Baden in seiner Jugend habe verbieten müssen, und daß er mit seinen Taschengeldern hartherzigen Bauerjungen Vögel abgekauft, um sie wieder fliegen zu lassen, und Geschwätz über seinen Grabstein und Franz Bopp und Persönliches gegen den Geheimrat Schmalz, den Professor Saalfeld, den Studiengenossen Philipp Spitta und Gubitz und Lob für den jüdischen Freund Gans und was weiß ich sonst noch. Die fünf leidlich vernünftigen Kapitel (VI—X) enthalten eine poetisierende Jugendgeschichte Heines, die ich, als ich sie als neun- oder zehnjähriger Knabe zuerst las, ganz entzückend fand, und die ich auch jetzt noch nicht völlig fallen lassen möchte, obgleich die eingestreuten Witze über die Verba irregularia, la réligion usw. in der Tat für zehnjährige Knaben berechnet scheinen, und obschon die Heinische Sentimentalität und mancher Kohl über Napoleon, „den weltlichen Heiland", auch nur auf Unreife wirken können. Die famose Trommlergeschichte hat schon Heines Vetter Her-

mann Schiff ad absurdum geführt, und ihr Abschluß wirkt auf uns heute in der Tat rein komisch. Indessen, ein bißchen gereinigt würde ich diese Heinische Jugendgeschichte auch heute noch einem deutschen Tertianer in die Hand geben, sie würde ihn amüsieren, und die historische Anschauung, die er etwa daraus gewönne, könnte national-nützlich gewendet werden. Ja, ich gehe soweit, daß ich manche Züge in dem Heinischen Bilde sogar humoristisch finde, was ich sonst bei ihm nicht leicht tue — Jugenderinnerungen neigen zu echtem Humor. Für den so gewonnenen Genuß muß man dann aber in den späteren Kapiteln schrecklich büßen, Kapitel XIII und XIV zumal enthalten unglaubliche Quasseleien — das ist der richtige Ausdruck — neben allerlei Persönlichkeiten (eine gegen Uechtritz z. B., auch H. Clauren, den Heine doch gewiß einst gern gehabt hat, wird nachträglich angeflegelt), dazu dann das Bekenntnis zum nackten Materialismus, mit dem äußersten Zynismus ausgedrückt, so daß einem des Oheims Salomon Anklage auf Revolverjournalismus in den Sinn kommt („Man muß Geld in der besten Welt haben, Geld in der Tasche und nicht Manuskript im Pult . . . Alle Narren, die ich hier sehe [in Hamburg], kann ich in meinen Schriften gebrauchen, sie sind bares Honorar, bares Geld . . . Ich mußte herzlich lachen, als ich jüngst hörte, einer meiner Leute [!] habe sich besorglich geäußert, er wisse nicht, wovon ich einst leben würde — und dennoch ist er selbst ein so kapitaler Narr, daß ich von ihm allein schon leben könnte, wie von einem Kapitale"). Namentlich die Auslassungen über einen Bankier und seine Frau sind hervorragend widerwärtig. Dann faselt Heine noch von seiner unglücklichen Passion für die Vernunft und gibt dabei ganz unglaublichen „Geist" von sich:

„Mit den Worten Agurs, des Sohnes Jake, kann ich sagen: Ich bin der Allernärrischste, und Menschenverstand ist nicht bei mir. Hoch in die Lüfte hebt sich der Eichwald, hoch über den Eichwald schwingt sich der Adler, hoch über den Adler ziehen die Wolken, hoch über den Wolken blitzen die Sterne — Madame, wird Ihnen das nicht zu hoch? eh bien — hoch über den Sternen schweben die Engel, hoch über den Engeln ragt — nein, Madame, höher kann es meine Narrheit nicht bringen.

Sie bringt es hoch genug! Ihr schwindelt vor ihrer eigenen Erhabenheit. Sie macht mich zum Riesen mit Siebenmeilenstiefeln. Mir ist des Mittags zu Mute, als könnte ich alle Elefanten Hindostans aufessen und mir mit dem Straßburger Münster die Zähne stochern; des Abends werde ich so sentimental, daß ich die Milchstraße des Himmels aussaufen möchte, ohne zu bedenken, daß einem die kleinen Fixsterne sehr unverdaulich im Magen liegen bleiben; und des Nachts geht der Spektakel erst recht los, in meinem Kopf gibt's dann einen Kongreß von allen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit, es kommen die Assyrer, Ägypter, Meder, Perser, Hebräer, Philister, Frankfurter, Babylonier, Karthager, Berliner, Römer, Spartaner, Türken, Kümmeltürken — Madame, es wäre zu weitläufig, wenn ich Ihnen all diese Völker beschreiben wollte, lesen Sie nur den Herodot, den Livius, die Haude- und Spenersche Zeitung, den Curtius, den Cornelius Nepos, den Gesellschafter." —

Ich habe viel Sinn für das Barocke und Groteske, ich liebe Rabelais, aber hier bei Heine ist's leeres Spiel. Schließlich taucht wieder Poesie auf, die kleine tote Veronika und die Blumen des Brenta, und die berühmte Liebesgeschichte mit der Cousine wird berichtet: „Einsam stand der Ritter noch lange bei der Statue des Laokoon, sein Antlitz war ebenso verzerrt und weiß, bewußtlos entblätterte er alle Rosen des Rosenbaums, er zerknickte sogar die jungen Knospen — der Baum hat nie wieder Blüten getragen — in der Ferne klagte eine wahnsinnige Nachtigall, die Trauerweiden flüsterten ängstlich, dumpf murmelten die kühlen Wellen des Brenta, die Nacht kam heraufgestiegen mit ihrem Mond und ihren Sternen — ein schöner Stern, der schönste von allen, fiel vom Himmel herab." Man sieht, die alten Requisiten. „Vous pleurez, Madame" heißt es dann auch noch — einmal bildet Heine auch die schöne Form „Wahrscheinlichement" — und „Wegen dieser Geschichte haben Sie sich totschießen wollen?" Es war in der Tat nicht nötig, aber wenn man diese Kapitel des „Buches Le Grand", der „Ideen" Heines, einem heutigen Deutschen vierzehn Tage lang jeden Tag dreimal vorlesen würde, dann würde er sich totschießen, da kann kein Zweifel sein.

In der gleichen Zeit mit diesen Reisebildern schuf Heine die freien Rhythmen „Die Nordsee", zwei Zyklen, die heute

ziemlich allgemein als die festesten Säulen seines Dichterruhms gelten. So hat Wilhelm Bölsche nach R. M. Meyer „nachgewiesen“, daß Heine in die von Goethe und Novalis übernommenen freien Rhythmen ein neues Prinzip hineintrage, den Gegensatz zu der herkömmlichen metrischen Symmetrie, daß er die Gleichmäßigkeit der Abstände durch ein feines Abwägen der musikalischen Akzente ersetze, und auch Ferdinand Avenarius sagt so etwas und nennt den Nordsee-Zyklus hundert Mal von Malern nachgeahmt und nicht ein einziges Mal auch nur annähernd erreicht an Schönheit: „Und er gab uns mehr als neue Form: er eröffnete uns die Poesie des nordischen Meeres, wie sie dem modernen Menschen sich spiegelt, er gewann unserem poetischen Empfinden ein neues Gebiet.“ Aber wir Literaturhistoriker sind argwöhnische Leute, und wenn wir Heines Nordseebilder charakterisieren sollen, dann nehmen wir Goethes freie Rhythmen und Hölderlins Gedichte und Novalis „Hymnen an die Nacht“ und Tiecks freie Rhythmen, welch letztere Heine selber ja mit Gedichten Ludwig Roberts als seine Vorbilder nennt, wieder zur Hand und erstaunen nicht im geringsten, wenn die Sache sich dann etwas anders darstellt, als die landläufige Meinung, die sich hier übrigens von Strodtmann herleitet, annimmt. Ist denn vielleicht in Goethes „Harzreise“, die zuletzt das Muster der Heinischen Nordseebilder ist, metrische Symmetrie, Gleichmäßigkeit der Abstände, ist nicht hier vielmehr bereits das feinste Abwägen der musikalischen Akzente, wie übrigens auch in Dichtungen wie Hölderlins „Hyperions Schicksalslied“, ja vielfach schon bei Klopstock? Und Tiecks wenig bekannte freie Rhythmen: Man lese nur einmal den „Friedhof“:

„Einsam wandl' ich mit dem Bruder
Unter Gräbern.
Bild an Bild und Vers an Vers gedrängt.
Rosen glühn und Lilien glänzen,
Frischer grüner Rasen,
Die Glut des Lebens mit allen Farben
Als Teppich des Todes.“

Oder den „Bettler“:

„Kann ich dem dreisten Schwätzer,
Dem bettelnden Redner,
Dem ich stets heimkehrend vorüber wandle,
Nimmer entgehn“ u. s. f.

Oder „Heimweh“:

„Oft schon klang ein Ton herüber,
Als wenn er jenseit der nördlichen Berge käme
Und müde mich und liebevoll grüßte,
Und ich dachte der Heimat
Innig zwar, doch ohne Schmerz.“

„Der letzte Tag der Feste“, „Die Bußpredigten“, „Villa Borghese“, „Der Morgen“, „Civitella“, „Siena“, „Lucca“ sind ähnliche Dichtungen, zum Teil noch charakteristischer modern — nur aus „Lucca“ sei noch etwas angeführt:

„Ja, diese edle Gestalt in grüner Seide,
Wandelnd an der Seite des entzückten Bräutigams,
überglänzt sie alle an Frischheit, Schönheit und Augenglanz.
Wie sie im leichten Gespräch die vollen Lippen
Holdselig lächelnd öffnet“ usw.

Es wird dann geschildert, wie die Holdselige große lombardische Nüsse knackt — also auch der Heinische „Umschlag“ ist in diesen meist aus dem italienischen Leben unmittelbar herausgegriffenen Versskizzen schon vorhanden. Und so erlaube ich mir denn zu behaupten, daß es mit den Heinischen Nordseebildern genau so steht wie mit den übrigen Gedichten Heines: Er hat Form und Gehalt (nicht den Stoff und die Gelegenheit) im ganzen vorgefunden, nur auf seine Weise entwickelt und zur kecken Manier ausgebildet, indem er sie auf seine Subjektivität und damit leider auch auf seine eitle Persönlichkeit stellte. Gewiß, es sind gute Sachen dabei, wie bei den Gedichten in Liedform auch, aber das maßlose Lob, das ihnen zu teil geworden ist, verdienen sie nicht: Was Bölsche ein feines Abwägen der musikalischen Akzente nennt, ist sehr oft nur ein berechneter Wechsel zwischen Poesie und Prosa, und das Frappierende, das diese Dich-

tungen wenigstens zunächst für den Leser haben, geht meist auf die sehr fein und klug, oft aber auch zu klug gewählten Epitheta zurück. Über das Heinische Epitheton würde es sich in der Tat verlohnen, eine eigene Untersuchung anzustellen, alle seine Arten und Unarten kämen dabei zum Vorschein; es müßte aber ein Mann tun, der sich nicht verblüffen ließe und das feine und sichere Gefühl des Geistes der deutschen Sprache hätte. Ich will die Nordseebilder kursorisch durchgehen: I, 1 „Krönung" ist Witz, Spiel des Witzes im alten Sinne, der Schluß Prosa; 2 „Abenddämmerung" ist sehr fein, der Schluß gibt ein schönes Bild (doch kann man eigentlich nicht sagen, daß die Flut die weißen weiten Wellen „drängt", sie sind ja eben die Flut — mag der Ausdruck hier auch im Gegensatz zu Ebbe gebraucht sein — und die mondbeglänzten Rosengesichter der jungen Mädchen sind nur dann möglich, wenn man etwa an die Form der Blume denkt); 3 „Sonnenuntergang" hat zu Anfang ein gut durchgeführtes, wenn auch stark antithetisches Bild, der Schluß ist Goethe; 4 „Die Nacht am Strande" beginnt mit einer ebenso kühnen wie drolligen Schilderung, dann aber tritt Heinrich Heine der Renommist auf, und die Bergmannstochteridylle erhält ein Seitenstück in einer Fischerstochteridylle; 5 „Poseidon" hat doch einmal, da der Meergott das Poetlein anfährt, etwas Selbstironie; 6 „Erklärung" bringt die berühmte Inschriftschreibung „Agnes, ich liebe Dich", die Heine nach Sandvoß dem Demeter-Mythos entnommen hat; 7 „Nachts in der Kajüte" sind einzelne Pointenlieder, die nur zufällig nicht gereimt sind; 8 „Sturm", in der Schilderung gut, hat zum Schluß die ferne und fremde Frauengestalten verwendende Reisebildermanier; 9 „Meeresstille" ist wieder ein ungereimtes Gedicht aus der „Heimkehr"; 10 „Seegespenst" hat wohl ziemlich viel, so das Wiederfinden der Geliebten unten im Meer von W. Müllers Vineta, gibt im übrigen Bilder aus dem Hamburg H. Heines und zum Schluß eine Reminiszenz aus E. T. A. Hoffmann, ist jedoch eines der wirkungsvollsten Stücke; 11 „Reinigung" hat, wie ich glaube, einen echten

Gefühlskern, aber die Reinigung wird verteufelt leicht abgemacht; 12 „Frieden“, mit der Christusgestalt, aus der das rote flammende Sonnenherz hervorleuchtet und das rote Blut herunterstrahlt, ist sehr manieriert, der Schluß gegen die „Frommen“ widerlich. Im II. Zyklus steht „Meergruß“, das bekannte „Thalatta, Thalatta“, zuerst, mit einzelnen schönen, einzelnen sehr manierierten Stellen („Und die jungen Blumen schauten mich an mit bunten, duftenden Augen“) und einem läppischen Schluß; 2 „Gewitter“ ist gut; 3 „Der Schiffbrüchige“ enthält ein wundervolles, wenn auch unplastisches Bild („Die grünen Töchter der Luft“), sehr viel Komödie und ein Weib in lüstern weißem Gewande mit einem Auge wie eine schwarze Sonne, das uns natürlich gar nicht imponiert; 4 „Untergang der Sonne“ soll Humor sein, ist aber nur Witzelei; 5 „Gesang der Okeaniden“ ist ein sehr charakteristisches Stück, zu dem wohl auch griechische Chorgesänge beigesteuert haben, ein Gemisch aus ironischer Wahrheit und Pose, aus Naturanschauung und Pointenmacherei, wie übrigens ja fast alle anderen auch. Mit 6 „Die Götter Griechenlands“ kommen wir zur Weltanschauungsdichtung Heines, es genügt hier „vgl. Schiller“ zu sagen; auch 7 „Fragen“, das bekannteste aller Heinischen Nordseebilder („Am Meer, am wüsten nächtlichen Meer“) gehört in diese Kategorie und ist in seinem reinen Skeptizismus mit dem berüchtigten „Epilog“ in den „Letzten Gedichten“ etwas wie Heines letztes Wort; 8 „Der Phönix“ ist eines der orientalischen Gedichte Heines, wie „Auf Flügeln des Gesanges“; 9 „Seekrankheit“ enthält den Hohn auf Deutschland, der ja nirgends fehlen darf; 10 „Im Hafen“ ist reines Räsonnier-, übrigens auch Renommiergedicht, da es im Bremer Ratskeller spielt (in der Rauschstimmung verfällt Heine übrigens ganz konsequent in hebräische Vorstellungen:

„Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Beth-El,
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude“,

wie er denn in diesen Nordseebildern auch das berühmte Geständnis macht:

„Denn widerwärtig sind mir die Griechen
Und gar die Römer sind mir verhaßt").

Jedenfalls haben wir auch in diesen Zyklen alle Töne Heines beisammen. Wie gesagt, man soll sie nicht überschätzen, im ganzen stehen diese Dichtungen doch zwischen der „Heimkehr" und den „Reisebildern", sind skizzenhaft, aber die freiere, großwogige Form verhütet gleichsam die Pointiererei und hält doch wieder die Poesie, die in den „Reisebildern" auseinander fällt, zusammen. Der Geist jedoch ist hier im Grunde der nämliche wie dort, nur die Form adelt etwas. Was dann die ursprünglich Strodtmannsche Behauptung von der Entdeckung der Poesie des nordischen Meeres anlangt, so soll man auch damit vorsichtig sein. Sicherlich, die Meergedichte in der „Heimkehr" und die besten der Nordseebilder enthalten eine Anzahl anschaulicher Darstellungen der Meeresnatur, enthalten echte Meerstimmungen, aber so ganz allein stehen diese doch nicht in der deutschen Literatur ihrer Zeit: Außer Goethe, bei dem die Anfänge sind („Meeresstille", „Glückliche Fahrt", besonders „Seefahrt") und Wilhelm Müller ist auch noch Henrik Steffens zu nennen, der in den mit Heines „Reisebildern" gleichzeitig hervortretenden nordischen Romanen charakteristische Meeresschilderungen hat. Dann muß man natürlich Byron und die übrigen Engländer heranziehen. Unseren deutschen Meeresdichter haben wir, glaube ich, noch nicht: Ich hoffe, daß er etwas mehr wie Heine leistet, von dessen Schilderungen der Nordsee, wie ich als ihr „Sohn" wohl konstatieren kann, nicht mehr als ein halbes Dutzend wirklich anschaulich und in der Anschauung rund und geschlossen sind — die meisten verdirbt er sich wieder, so daß denn S. Lublinski, sein warmer Verteidiger, diese „nordische Meeresdichter-Position" bereits aufgegeben hat („Aber nur das Meer als solches, nur das Meer an sich, nicht dieses oder jenes bestimmte Meer", und zwar als Ebenbild und Analogie seiner eigenen Natur, hat Heine nach diesem benutzt), meiner

Ansicht nach doch etwas voreilig. Aber eines Tages wird es freilich auch hier „Los von Heine!“ heißen, die germanische Natur wird eine viel gewaltigere Meerespoesie schaffen, als es selbst das Beste in Heine vermochte.

Als dritter Teil der „Reisebilder“ erschien 1830 Heines „Italien“, das wir bereits bei der Darstellung des Verhältnisses zu Platen berührten. Es zerfiel in zwei Teile: „Reise von München nach Genua“ und „Die Bäder von Lucca“; später kam noch „Die Stadt Lucca“ hinzu. Die „Reise von München nach Genua“ ist nach dem bewährten Reisebilder-Rezept abgefaßt: Sie beginnt mit allerlei Redereien und Spötteleien über Berlin und München — ich mache auf den Passus über die Ironie besonders aufmerksam —, dann folgen Persönlichkeiten, von Platen wird schon hier gesagt, daß er, der die zarte griechische Knabenliebe besinge, in dem noch unfertigen München auch die aristophanische Grobheit habe übernehmen müssen, und Maßmann empfängt die erste große Ladung Gemeinheiten. Als Überleitung nach Italien erhalten wir darauf ein Stück üblicher Heinischer Poesie: Die Sonne tränkt die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, und dann weiß der Herr Poet nicht, ob es eine braune oder blonde Sonne gewesen, die die Nachtigallen wieder in sein Herz hineingelächelt. Im nächsten Kapitel erfahren wir, daß „mein Bruder Maximilian Heine mich bis Tirol begleitet“, und bald darauf kündet sich der große Prophet oder gar Erlöser Heine mit den Worten an: „Ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie auch“, auch werden wir mit der stupenden Entdeckung beglückt, daß der Adler nur vor der Sonne singe, was, da im Zusammenhang damit die Kritik persifliert wird, natürlich auf den Adler Heinrich Heine geht. Er kommt nach Tirol, und nun bekommt zunächst wieder Immermann, wegen seines „Trauerspiels“, eine Ruhmesabschlagzahlung, die er aber damit erkaufen muß, daß sich Heine als seinen Freund vorstellt; auch Moses Moser wird unsterblich gemacht und Eduard von Schenk, der bayerische

Minister, der Verfasser des „Belisar", gar jahrmarkts- und volksberühmt. Auch noch eine andere einflußreiche Münchner Persönlichkeit, der Baron Hormayr, erhält Tribut, ja, selbst König Ludwig I. von Bayern wird mit Andreas Hofer und Napoleon Bonaparte zusammengenannt — daß er ursprünglich, als Professurverleiher noch viel mehr Lob haben sollte, ist uns schon bekannt. Die Bemerkungen über Innsbruck und Brixen, über Tirol überhaupt, sind von dem bei Heine gewöhnlichen tiefen Verständnis; so nennt er die Tiroler „schön, heiter, ehrlich, brav und von unergründlicher Geistesbeschränktheit", die Tiroler, deren Schlauheit sprichwörtlich ist! Ausführungen über die Jesuiten und die Aristokratie („Auch in betreff des Adels werden wir im Laufe einiger Zeit die Erfahrung machen, daß die bonne société aufhören wird, die bonne société zu sein" — am Ende hat er den Automobiladel vorausgeahnt) künden weiter die bevorstehende Weltanschauungs- und politischen Offenbarungen an, auch fehlt es nicht an der üblichen Schimpferei auf Deutschland und die Befreiungskriege. Dann etwas neuaufgefrischte Harzreise, nur manierierter, dieselbe Naturschilderung und dieselbe Tuerei mit dem Volke, selbst etwas Volkslied:

„Es waren zwei Königskinder",

noch einmal Immermann, Träume wie in der „Harzreise", und darauf Trient, wo Heine die schönen Frauen bewundert und ein Abenteuer mit einem Harfenmädchen hat, das einer gewaltsam aufgerissenen Rose gleicht, aber vielleicht nur das von Heine „gewaltsam aufgerissene" Harfenmädchen aus Goethes „Italienischer Reise" ist. Dazu dann als Gegensatz und poetisches Leitmotiv bis zum Schluß die tote Maria, wie einst Evelina und die tote Veronika — es ist wirklich alles stereotyp. Wieder ein Traum, und weiter geht es nach Ala, wo eine burleske Szene aus dem Leben das Einerlei einmal durchbricht, und nach Verona, wo Heine nur einen Tag bleibt, aber sehr viel Weisheit einsammelt, echte Feuilleton-Weisheit, über den „tatsächlichen" Stil der Römer und über

die Idee der Kunst bei den Hellenen und die Idee des heiligsten Gottes bei den Hebräern, und Tiberius Gracchus und Julius Cäsar und Marcus Brutus und Tiberius Nero werden bemüht, und der Can Grande will von seinem Rosse herabsteigen, um dem Dichter Heine, „bekannt im deutschen Land", als Wegweiser zu dienen. Es geschieht nicht, aber Heine selber steigt, nachdem er noch einmal die tote Maria mit „seidenen, schaurigen, verblutenden Tönen" in Kontribution gesetzt hat, von seinem hohen Rosse herab und läßt Goethe reden („Kennst du das Land") und versetzt seinem großen Nebenbuhler so nebenbei einen Hieb, indem er ihm die männlichen Gesinnungen abspricht — das Jüdchen! — und stichelt auf Johann Peter Eckermann, der ihn vielleicht in Göttingen über die Achsel angesehen hatte, lobt aber seinen lieben edlen Thiersch in München. Bei der Schilderung der Stadt Brescia wird noch einmal das Mittel der urkomischen Aufzählung, aus der „Harzreise", verwandt, dann „arriviert" Heine in Mailand, redet über die Engländer in Italien, macht für Meyerbeer Reklame, gibt etliche Weisheit über italienische Malerschulen und den Mailänder Dom zum besten, und darauf kommt der „Berg" des Buches: Napoleon (ein unbedingter Bonapartist, wie zuerst in „Norderney", ist Heine nun schon nicht mehr), das Schlachtfeld von Marengo, die große politische Auslassung Heines, die noch heute von allen Demokraten, die niemals etwas gelernt haben und infolgedessen auch nichts vergessen können, wiedergekäut wird: „Es gibt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien" und „Die große Aufgabe der Zeit ist die Emanzipation". „Leider" findet sich hier dann auch ein großes Lob des Zaren Nikolaus I. von Rußland (ob Heine Diplomat in St. Petersburg werden wollte?) und der russischen Freiheit, die eine Folge des unumschränkten Absolutismus sei — unser August Bebel sollte sich diese Stelle einmal ansehen, vielleicht ginge ihm dann ein Licht auf. Nun, wir werden diese ganzen Ausführungen Heines im letzten Teile dieses Werkes noch ausführlich zu betrachten haben. Sie schließen damit, daß sich

Heine als braven Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit proklamiert, was selbst Strodtmann ein bißchen stark war; dann reist er nach Genua, das ihm nicht gefällt, weswegen er eine Parallele zwischen Rubens und Cornelius durchführt, ohne sich selbst dabei zu vergessen. „Cornelius ist nicht bloß der einzige große Maler, der jetzt lebt, sondern vielleicht auch der letzte, der auf dieser Erde malen wird" — Cornelius war nämlich in München nicht ohne Einfluß. Noch einmal die tote Maria, diesmal als Gemälde, und Heine selbst als Seitenstück zu ihr, auch als Gemälde — Schluß! Ich brauche nicht erwähnen, daß auch in dieser Reise an den berühmten „épithètes rares" kein Mangel ist: „Dumme, abergläubische Gebäude", eine „niedlich duftende Veilchenstimme", ein „hastig grüner Leibrock" usw. Auch weint Heine diverse Male. So schrecklich geistreichelnd wie die gewissen Kapitel der „Ideen" ist diese Reise nicht, aber sie kommt einem schrecklich überflüssig vor, trotzdem daß noch Wilhelm Bölsche allerlei Wunder, „elektrisches Licht", „Aufeinanderprallen koloristischer Stimmungskontraste" und der Teufel weiß, was noch sonst, in ihr entdeckt hat.

Die „Bäder von Lucca" sind wenigstens als Beitrag zur Charakteristik Heinrich Heines notwendig. Zunächst ist man überrascht, wenn man sie zu lesen beginnt: Es sieht aus, als sollte es einen wirklichen Roman geben; denn es treten wirkliche Menschen auf, und sie halten wirkliche Zwiegespräche. Und in der Tat hat Heine einen richtigen Reiseroman beabsichtigt, und die „Bäder von Lucca" sind ein Bruchstück von ihm. Freilich, das, was die Menschen reden, ist dann doch wieder in Reisebildergeist und -stil — kein Wunder auch, der erste Held des Romans ist ja der große Dichter Heinrich Heine selber, und die Heldinnen sind seine Geliebten, erst die Engländerin Mathilde und dann die italienische Tänzerin Francesca. Außerdem lernen wir noch den katholisch gewordenen Hamburger Bankier und italienischen Marchese Christoph Gumpel und seinen Diener, den Hamburger Lotteriekollekteur und Hühneraugenoperateur

Hirsch, genannt Hyacinth, kennen, sowie, allerdings nur in liegender Stellung, eine alte italienische Primadonna mit ihren beiden Verehrern, einem Rechtsgelehrten und einem Dichter. Eine Geschichte freilich erhalten wir dann doch nicht, es bleibt bei einzelnen Szenen und Gesprächen, und zwei dieser Szenen dürfen den Ruhm beanspruchen, so ziemlich das Widerlichste, was wir von Widerlichem in der deutschen Literatur besitzen, zu sein: Man entsinne sich gütigst der Szene mit dem scheußlich dicken Weibe, das wegen eines Geschwürs bäuchlings in ihrem Bett liegt und den Spucknapf in Kontribution setzt, und der schon erwähnten großen Lazierszene, bei der Platensche Gedichte gelesen werden. Heine hat jedenfalls geglaubt, in den „Bädern von Lucca“ aristophanische Satire zu entwickeln, und seine Verehrer haben wohl auch gesagt, daß Platen die aristophanische Form, Heine aber den aristophanischen Geist besitze, doch wird man gut tun, den Aristophanes hier aus dem Spiel zu lassen, es ist nur gemeine Komik hier, eine Komik zudem mit einem häßlichen Nebengeruch, den auch unsere derbste deutsche Komik — ich erinnere an Jean Pauls „Katzenberger“ — niemals hat. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß der Marchese Gumpelino und Hyacinth humoristische Gestalten sind, namentlich der letztere, den Heine dem Hamburger jüdischen Leben ganz vortrefflich abgeguckt hat. Über die Engländerin Mathilde werde ich später sprechen, Signora Francesca, die Tänzerin, ist eine heinisierte Mignon, aber nicht weit genug entwickelt, um menschlich plausibel zu werden, die Signora Lätitia und ihre Anbeter sind Karikaturen. Es versteht sich von selbst, daß Heine zur ruhigen Darstellung nicht gelangt, gleich zu Anfang und dann noch öfter fährt er mit „Lieber Leser“ dazwischen, und später fehlt es an Feuilletonware jeder Art, an der beliebten Renommage, Sentimentalität und Perfidie selbstverständlich nicht. „Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden“, lautet es da (wie tief der große Riß ging, wissen wir ja schon), dann

wird fürchterlich mit dem Liebesglück bei der Tänzerin renommiert, darauf bekommen Wilhelm Neumann, der harmlose Berliner Dichter, der vielleicht von der Unsterblichkeit Heines nicht überzeugt war, Jarke, Savigny, die Göttinger Gelehrten (hier steht der Witz von den großen Hunden und den kleinen Gelehrten) etwas ab, und die ganze Historie mündet in die bereits hinreichend charakterisierte Platen-Vernichtung. Neben den Wüstheiten kommen auch Geistreicheleien wie „Die Malerei ist doch nur eine platte Lüge" und so durchsichtige Schwindeleien vor, wie, daß Heine nur deshalb seine schönsten Reflexionen über Kunst und Leben in der Feder behalte, weil Gedanken in Deutschland so häufig wie in Eldorado die Goldklumpen seien. Einer gewissen Berühmtheit erfreuen sich die Reflexionen Hirsch-Hyacinths über die Religionen und Konfessionen (daß Heine Religion und Konfession verwechselt, stimmt zum übrigen), und sie sind ja gewiß bei aller Skurrilität scharfsinnig und amüsant, aber daß auch sie in der Laxier-Atmosphäre vorgebracht werden, geht doch selbst für den größten Freund des Humors etwas zu weit. Auf die Platen-Episode will ich nicht zurückkommen. Sie ist übrigens zum größten Teil nur angeflickt, reine Prosa, nicht künstlerische Satire.

„Die Stadt Lucca", die zuerst 1831 in den „Nachträgen zu den Reisebildern" (mit den „Englischen Fragmenten") erschienen ist, läßt Lady Mathilde und Signora Francesca noch einmal auftreten, ohne daß jedoch auch hier die Geschichte vorwärts ginge. Im ganzen haben wir hier wieder die übliche Reisebilderweise. Das erste Kapitel mit der einleitenden geistreichen Bemerkung: „Die umgebende Natur wirkt auf den Menschen — warum nicht auch der Mensch auf die Natur?" erinnert fast ein bißchen an die Art des „großen" Amerikaners Emerson, auch tritt hier ein philosophierender Eidechs auf, der dann wohl bei Scheffel Junge bekommen hat (ich lasse, nebenbei bemerkt, die vielbehauptete Abhängigkeit Scheffels von Heine nur in äußeren Dingen gelten), und in Kapitel II kommt es zu allerlei Heinischer

Weisheit über Schelling und Hegel. In Kapitel III wird Italien auf Kosten Deutschlands herausgestrichen, worauf eine Probe stärkster Heinischer Selbstvergötterung folgt: Nicht nur, daß er abermals der Adler unter den deutschen Dichtern ist, er fühlt sich auch als Kaiser der Welt in der Mitte der Natur. Die weiteren Kapitel sind meist Betrachtungen über die Kirche und die Pfaffen gewidmet, und es wird kaum nötig sein, näher auf sie einzugehen. Ich will nur noch erwähnen, daß bei der Schilderung religiöser Festlichkeiten in der Stadt Lucca die Engländerin Mathilde die Rolle der skeptischen Religionsspötterin übernehmen muß — man kommt, wenn man ihr Räsonnement liest, beispielsweise, daß sie als Kind brillantene Ohrringe und dergleichen vom Himmel herab erwartete, unwillkürlich auf den Gedanken, daß sie doch wohl eine Jüdin war — und daß Heine großmütig gelegentlich auch als Anwalt der Religion auftritt. Sehr komisch berührt uns heute die folgende Ausführung: „Juden haben ihre eigentümlich ehrliche Miene nicht, weil sie von Abraham, Isaak und Jakob abstammen, sondern weil sie Kaufleute sind, und der Frankfurter christliche Kaufmann sieht dem Frankfurter jüdischen Kaufmann ebenso ähnlich, wie ein faules Ei dem andern." Mir ist alle vulgär-antisemitische Judenverspottung ein Greuel, aber hier muß ich mir doch einmal die Freiheit nehmen, an das Organ zu erinnern, das Heine selbst beim Marchese Gumpelino so schön schildert. Interessant ist es auch, daß hier in der „Stadt Lucca" etwas wie ein Katzenjammer über die Gemeinheiten gegen Platen zu Tage tritt: „Ach, man sollte eigentlich gegen niemanden in dieser Welt schreiben. Jeder ist selbst krank genug in diesem Lazarett." Neben der Selbstreklame, die, so ironisch sie manchmal klingt, doch sehr ernst gemeint ist („Ich, Mylady, ich habe sie alle [die Religionen], der Duft meiner Seele steigt in den Himmel und betäubt selbst die ewigen Götter"), fehlt auch die Reklame für die Berliner Bären (Michael und Meyer Beer), die die schönsten Tragödien schreiben und die herrlichste Musik komponieren, nicht, die Juden werden ver-

spottet und entschuldigt, und zuletzt kommt wieder der „Berg“, eine große scheinbar ernste Ausführung über Thron und Altar, die doch zuletzt in Donquixotterie (ein Kapitel schildert auch den Eindruck des „Don Quixote“ auf den Knaben Heine) und Selbstberäucherung ausläuft. Da wird angedeutet, daß lauernde Pfaffen und Junker (Döllinger und Platen natürlich) Heine Stiche im Dunkeln beibringen, und erzählt, daß Heine, geschmückt mit den drei Farben seiner Dame (der Freiheit französischer Herkunft natürlich) beständig auf der Mensur liegen müsse, und daß, wo ihm etwas Liebes blühte (eine Professur z. B.), heimtückische Gespenster hinschlichen und sogar die unschuldigsten Knospen knickten. Weinen tut er hier natürlich auch oder berichtet doch von seinem Weinen über „König Agis von Sparta und Cajus und Tiberius Gracchus von Rom und Jesus von Jerusalem und Robespierre und St. Just von Paris“. Selbst im Hause der nächsten Lieben, meint er zum Schlusse, könne er durch Schuld seiner Feinde verderblich ausgleiten (was natürlich bedeutet, daß der Oheim Salomon seine Börse zumachen könnte), und es sei Verleumdung, daß er fett geworden. Nun, später in Paris wurde er's. — Die italienische Reise hat noch zwei Nachschriften aus der Zeit nach der Julirevolution, also mit Marseillaise. Da beschwert er sich darüber, daß man sogar seine Väter aus dem Grabe hervorwühle, um nachzusehen, ob sie etwa beschnitten wären. Das war bei ihm und ist auch heute bei seinesgleichen keineswegs nötig. Dann meint er: „O die Toren, die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Katzengeschlecht, und die mit dieser naturwissenschaftlichen Entdeckung noch solange herumzischen werden, bis die große Katze das ex ungue leonem an ihrem eigenen Fleische bewährt.“ Wie ein Löwe brüllen konnte Heine jedenfalls, aber seine Kampfweise war doch auf Mäuse berechnet, ob er auch von „uns Titanen“ und seiner „Ungeschlachtheit“ redet. Im zweiten Nachwort meint er, daß er vielleicht noch als „Blutzeuge“ auftreten müsse für sein Wort und bejammert das deutsche Volk: „Von

meinem Herzen schmilzt die vornehme Eisrinde, eine seltsame Wehmut beschleicht mich — ist es Liebe und gar Liebe für das deutsche Volk? Oder ist es Krankheit? Meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und das ist ein ungünstiger Zustand für einen Schriftsteller, der den Stoff beherrschen und hübsch objektiv bleiben soll, wie es die Kunstschule verlangt, und wie es auch Goethe getan — er ist achtzig Jahre dabei alt geworden und Minister und wohlhabend — armes deutsches Volk! Das ist dein größter Mann!" Wie wär's, wenn wir Heine für diese Unverschämtheit noch nachträglich die Tracht Prügel zudiktierten, die ihm der Geheime Regierungsrat und ordentliche Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Berlin Erich Schmidt gönnt?

Über die „Englischen Fragmente" brauche ich nur wenige Worte zu sagen. Sie bilden den Übergang von den Reisebildern zu den politischen Schriften, sind ein gut Teil langweiliger als jene und weniger selbständig als diese, da sie ziemlich viel Übersetzungen aus dem Englischen bringen. Im Vorwort weist Heine auf den „William Ratcliff" zurück, „da nicht bloß eine treue Schilderung Englands, sondern auch die Keime meiner späteren Betrachtungen über dieses Land, das ich damals noch nie gesehen, darin enthalten sind" — was ein schöner Humbug ist. Im ersten Kapitel „Gespräch auf der Themse", wird die Phrase, „daß die Freiheit vielleicht die Religion der neuen Zeit sei", aufgebracht und das Verhältnis der Engländer, Franzosen und Deutschen zur Freiheit und Gleichheit geprüft. Im zweiten Kapitel schildert Heine den Eindruck Londons auf ihn („Schickt einen Philosophen nach London, keinen Poeten"), nicht ohne auch hier, wie immer, seinen Spott über Deutschland auszugießen. In Kapitel III folgt eine Abhandlung über die Engländer, in der die Behauptung aufgestellt wird, daß „die alten stereotypen Charakteristiken der Völker, wie wir solche in gelehrten Kompendien und Bierschenken finden, uns nichts mehr nützen und nur zu trostlosen Irrtümern verleiten können". Das

vierte Kapitel „John Bull“ ist Übersetzung. Im fünften gibt Heine eine Kritik des „Life of Napoleon Buonaparte“ von Walter Scott — dieser soll durch dies sein Buch seinen Lorbeer verloren haben: „Die Engländer haben den Kaiser bloß ermordet, aber Walter Scott hat ihn verkauft.“ Das sind jüdische Übertreibungen, wie wir sie auch heute bei Gelegenheit des gerade zuletzt erschienenen Werkes eines Autors oft genug hören müssen; das nächste ändert dann wieder die Sache. Wirklich totgemacht hat die jüdische Kritik, wie hier zum Trost für schwache Gemüter stehen möge, eine wertvolle Kraft noch niemals. Die Aufregung über Napoleons Behandlung auf St. Helena, die Heine zu so gewaltigem Pathos verführt, verstehen wir heute nach achtzig Jahren kaum noch, wenn wir uns auch nicht gerade bemüßigt fühlen, Hudson Lowe zu retten. Überhaupt die ganze Napoleon-Begeisterung — es war verdammt wenig Echtes daran. Napoleon-Bewunderung läßt man sich gefallen, aber das Herz kann doch an dem Manne keinen Anteil nehmen. — „Old Bailey“ und „Körperliche Strafe in England“ sind die nächsten Kapitel; das letztere beginnt Heine mit den Worten: „Ich kann nicht bestimmt genug versichern, wie sehr ich gegen Prügel im allgemeinen eingenommen bin, und wie sehr sich mein Gefühl empört, wenn ich geprügelte Mitmenschen sehe“ — ob Erich Schmidt nun begreift, wie sehr er gegen den heiligen Heinrich Heine gefrevelt hat? Im Zusammenhang mit dieser seiner begreiflichen Abneigung erklärt Heine dann die Duelle für eine „Blüte schöner Menschlichkeit“ — er meint natürlich die, die nicht stattfinden. Die letzten Kapitel, „Das neue Ministerium“, „Die Schuld“, „Die Oppositionsparteien“, „Die Emanzipation der Katholiken“, „Wellington“, „Die Befreiung“ sind fast rein politisch, wollen die Schuld an den englischen Mißständen der englischen Aristokratie aufbürden, was in jenem Zeitalter des überhandnehmenden Kapitalismus und Industrialismus, in dem die englische Landwirtschaft zu Grunde ging, eine große Kurzsichtigkeit, wenn nicht beabsichtigte Irreführung der öffentlichen Meinung, analog der modernen Polemik gegen die

Agrarier, war, und wüten besonders gegen Wellington, der „dummer Teufel", „ein kleinlicher Mensch, noch weniger als klein" genannt und mit Napoleon auch äußerlich verglichen wird: „Es gibt keine größeren Kontraste als diese beiden, schon in ihrer äußerlichen Erscheinung. Wellington das dumme Gespenst mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott" — ein Gott von 1,63 m Höhe mit einem dicken Bauche. Interessant ist eine von Heine angeführte Stelle aus einer englischen Zeitung des 18. Jahrhunderts gegen die Naturalisation der Juden: „Bei Gott ist Gnade, aber bei den Juden ist keine Gnade; denn sie haben 1700 Jahre der Züchtigung an uns abzurächen. Wenn diese Bill durchgeht, werden wir alle Sklaven der Juden und ohne Hoffnung irgend einer Rettung durch die Güte Gottes. Der Monarch würde den Juden untertan werden und den freien Landbesitzer nicht mehr achten". Man sieht, alle Zeiten haben ihre Propheten. In dem Kapitel „Die Befreiung" gibt Heine auch schon etwas wie sein politisches Glaubensbekenntnis, und es ist stark revolutionär: „Die tiefste Wahrheit erblüht nur der tiefsten Liebe, und daher die Übereinstimmung des älteren Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, und jener späteren Bergprediger, die von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht bloß die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben nicht geflickt, sondern neu umgestaltet, neu begründet, ja neu geboren werden sollte." Wie das dreifarbige Evangelium im einzelnen lautet, darf man natürlich weder Heine noch seine Nachfolger fragen, da gibt es immer nur Deklamationen über Freiheit und Gleichheit, gegen Pfaffen und Fürsten und vor allem Anschwärzungen der persönlichen Gegner („heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherschleichen"). Zum Schluß heißt es hier: „Ja, ich wiederhole die Worte, womit ich diese Blätter eröffnet: die Freiheit ist eine neue

Religion, die Religion unserer Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein Hoherpriester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." Wie man solches Wischiwaschi — nicht einmal, wo der Jordan fließt, wußte dieser alttestamentarische Prophet der neuen Religion! — einst für etwas halten konnte, begreift sich heute sehr schwer, bis einem dann August Bebel und der Zehngebote-Hoffmann einfallen.

An die Reisebilder muß man auch die beiden novellistischen Fragmente Heines, „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" und „Florentinische Nächte", anschließen. Beide sind stark autobiographisch, sowohl der Herr von Schnabelewopski des ersten wie der Maximilian des zweiten Werkes tragen unverkennbar die Züge Heines, und auch von seinen Lebensumständen taucht manches auf. Die „Memoiren" haben viel vom Geiste der „Bäder von Lucca" — man findet hier die berühmte Schilderung der Stadt Hamburg und ihrer Bewohner, die so klar dartut, wie Heine in Hamburg lebte, und wie wenig er von dem, was Hamburg zu Hamburg macht, kannte; man findet hier einige kulturhistorisch schätzbare Erinnerungen an zwei Hamburger Dirnen und an eine holländische (englische?) Sünderin und mit der letzteren in Verbindung die „Idee" des fliegenden Holländers von Richard Wagner, die doch wohl einem englischen Stück, das Heine in London sah, oder von dem er hörte, entstammt. Die Schlußkapitel, Leydener Studentenleben schildernd, sind nicht sonderlich appetitlich, wenn auch nicht ohne einen gewissen barocken Humor, den Humor der Rasse Heines, der ja auch in den „Bädern von Lucca" steckt. Das Fragment endet mit der sentimentalen Geschichte eines im Duell erstochenen jüdischen

Studenten. Selbstverständlich findet sich die dunkle Frauengestalt — hier heißt sie Panna Jadwiga —, und auch an der üblichen Renommage mit Gracchenbegeisterung und Liebesglück und an den üblichen schönen Stellen mit einem immer blühender und lieblicher erstrahlenden Meer und immer wohllautenderen Wellen und goldenen Blumen am bräutlichen Busen des Himmels u. s. f. fehlt es ebenso selbstverständlich nicht. Manches ist schon reine Wiederholung oder Übertragung aus den Gedichten in Prosa: „Welche sonderbaren Wesen sind diese Menschen! Sie lieben sich und dürfen es meistens nicht sagen, und dürfen sie es einmal sagen, so können sie einander selten verstehen. Und dabei leben sie nicht ewig wie wir, sie sind sterblich usw." Das kommt einem denn doch sehr bekannt vor. — In den „Florentinischen Nächten" erscheint die „tote Maria" als Todkranke wieder, der Maximilian-Heine seine seltsam-geheimnisvollen Liebesabenteuer erzählt, erstlich seine Liebe zu einem Marmorbilde (Eichendorffs „Marmorbild" ist bereits 1826 erschienen, während Heine dies Fragment 1836 schrieb), dann zu der kleinen Very, die die tote Veronika des „Buches Le Grand" ist, darauf zu Mademoiselle Laurence, die von einer Toten im Grabe geboren wurde. Die Biographen Heines wissen sich etwas mit seiner Liebe zu Marmorstatuen und Toten, es liegt hier aber außer sehr viel Komödie wahrscheinlich nur ein pathologischer oder, wie Lublinski will, ein orientalisch-orgiastischer Zug vor, der in der neueren Decadence-Literatur dann noch mehr zum Durchbruch gekommen ist — nicht umsonst habe ich früher bereits Heine als den Vater der Decadence bezeichnet. Außerdem enthalten die „Florentinischen Nächte" direkt Autobiographisches, eine Schilderung Bellinis, den Heine in Paris kennen lernte, und Paganinis, den er in Hamburg hatte spielen hören — seine Schilderung des Auftretens des letzteren ist ganz E. T. A. Hoffmann —, weiter Schilderungen von London und Paris, im besonderen von Heines Wohlbehagen am zweiten Orte. Auch findet

sich die übliche Erwähnung Meyerbeers — ich möchte doch wissen, welches Fixum Heine von ihm bezogen hat, hier steht er ganz vergnügt neben Mozart —, dann eine Hymne auf Franz Liszt und etlicher Spott auf die Gedichte König Ludwigs von Bayern, des ci-devant Dritten im Bunde mit Andreas Hofer und Napoleon Bonaparte. Irgend ein Ganzes bilden beide Fragmente nicht (ein rechtschaffenes muß das), sie hätten sich ins Unendliche fortsetzen lassen; neues bieten sie für den Kenner der „Reisebilder“ auch im Grunde nicht, sind aber an und für sich ganz amüsant. Eine wahrhaft künstlerische Novelle hätte Heine schwerlich zu stande gebracht.

Ob aber nicht vielleicht einen historischen Roman? Das dritte der erzählenden Fragmente Heines — es ist aber der Zeit nach das erste —, „Der Rabbi von Bacharach“ verspricht doch, wie fast alle Beurteiler Heines hervorgehoben haben, sehr viel. So sagt Karl Goedeke:

„Nach seiner Rückkehr [nach Göttingen] beschäftigte er sich vorzugsweise mit einer historischen Novelle ‚Der Rabbi von Bacharach‘, worin die mittelalterlichen Judenverfolgungen dargestellt, zugleich auch, wie aus den Briefen hervorgeht, die Gründe dargelegt werden sollten, welche einzelne Juden bestimmten, zum Christentume überzutreten. Die Grundlage der Dichtung war also, wie bei den Tragödien, wieder aus Heines eigner Lebensgeschichte hergenommen und zeigt, daß er damals noch bemüht war, seine inneren und persönlichen Geschicke objektiv in dichterischen Gestalten darzustellen. Es ist zu bedauern, daß diese Arbeit nicht über die Anfänge hinaus gefördert wurde, da sie unter allem, was Heine versucht hat, das Gediegenste zu werden versprach. Sind auch die einzelnen Züge in dem Erhaltenen meistens aus der Gegenwart hergenommen, zeigt sich auch eine entschiedene Nachahmung der Hoffmannschen Bizarrerien, und nimmt auch die Satire auf das Treiben der Frankfurter Judengasse einen großen Raum ein, so ist die Erzählung doch ruhig und bedächtig mit dem Charakter der mittelalterlichen Zeit in Einklang gebracht, die Grundlegung der Motive geschickt und ungesucht bewerkstelligt, die Darstellung einfach, fest und anschaulich gehalten, zugleich der Haß gegen die Verfolger unter den Christen energisch in deren Taten versinnlicht und vom geschichtlichen wie vom persönlichen Standpunkte wohlbegründet; auch sind die Charaktere inhaltreich und entwickelungsfähig angelegt, leider aber wenig über die Anlage hinausgeführt.“

Das Urteil ist — bis auf den Irrtum über die Wohlbegründetheit der Taten der christlichen Verfolger vom geschichtlichen Standpunkte — durchaus richtig und wäre nur noch etwas weiter auszuführen. R. M. Meyer rechnet freilich auch den „Rabbi“ zu den „poetisch ausgeführten Reisebildern“ und begründet das damit, daß die Wanderung hier als Flucht erscheine, und daß die Reise als Gelegenheit diene, in rascher Folge wechselnde Momente, Festfreude, Schrecken, Angst, Gefühl der Rettung, Überraschung, Staunen mit ihren spezifischen Eigentönen abwechseln zu lassen, aber das ist gesuchter Unsinn, und die Rederei von der großartigen Konzeption und dem genialen Plan des „Rabbi“ ist sehr leichtsinnig — unbedingt hat Goedeke recht, es wird hier auf objektive Darstellung ausgegangen, und sie wird auch zum Teil erreicht; was jedoch Heine im einzelnen wollte, wie die Geschichte als solche verlaufen sollte, das ist gar nicht zu erkennen und also von Konzeption und Plan noch gar nicht zu sprechen. Höchstens darf man, wie es Goedeke auch tut, die Ausdrücke Grundlegung der Motive (einiger Motive) und Entwicklungsfähigkeit der Charaktere gebrauchen — oder kann uns Herr R. M. Meyer vielleicht sagen, wie das Motiv, daß der Rabbi ganz rücksichtslos die gesamte Bacharacher Judengemeinde dem Morde überläßt und nur sich und seine Frau rettet, später ausgenutzt werden sollte? Auch von Gestalten Heines kann man hier noch gar nicht reden, die Hauptpersonen sind nicht über die erste Anlage hinausgediehen, weder der Rabbi noch Sarah, und die Nebenpersonen sind bloße Figuren, wenn auch meist gut erfundene oder beobachtete — auch hier spielt der Rassenhumor eine Rolle. Subjektivitäten fehlen in dem Fragment trotz des Strebens nach Objektivität natürlich nicht; so hat Heine dem Don Isaak Abarbanel, der zuletzt auftritt, sehr viel von sich selber gegeben, ja, es ist anzunehmen, daß es bei dieser Gestalt auf eine poetische Rechtfertigung des eigenen Wesens und vielleicht des Übertritts abgesehen war; so finden sich auch hier direkte Verteidigungen des Judentums (von dessen

wirklicher Stellung im Mittelalter Heine übrigens noch keine Ahnung haben konnte, wenn er auch richtig erwähnt, daß die Juden die Schuldbücher hatten), Zwischenreden über die rührende Schönheit der Jüdinnen, orientalisch-übertriebene Naturschilderungen, kleine Bosheiten gegen den Adel („Herr Walter der Lump"), Dirnenaufzüge und andere Heinische Spezifika, aber im ganzen hat er sich seiner künstlerischen Aufgabe gut entledigt. Nur schade, daß das Werk nicht weiter gediehen ist — denn selbstverständlich verdient die Behauptung des Dichters„ daß der „Rabbi" fertig war und bei einem Hamburger Brande verbrannt sei, nicht den geringsten Glauben, mag uns auch der Heldenmut der Schwester des Dichters bei der Rettung der Manuskripte als noch so groß geschildert werden (in den Familienbriefen ist übrigens nicht davon die Rede); ein solches Werk hätte ein Heine, selbst wenn die späteren Partien viel schwächer gewesen wären, sicher nicht zurückgehalten, da er doch keinen Witz über das Christentum, zu dem er übergetreten war, zurückhielt. So nimmt denn auch Goedeke ruhig an, daß nicht mehr fertig geworden ist, als wir besitzen, und selbst R. M. Meyer gibt zu: „Aber der geniale Plan überstieg Heines Kräfte. Schon in dem Fragment verraten Stillosigkeiten, wie sie ihm sonst kaum begegnen [aber der Reisebilder-Stil ist ja im Grunde die absolute Stillosigkeit, die Stillosigkeit zum Prinzip erhoben!], ein Ermatten, und daß er den Plan aufgab, beweist zugleich die Grenzen seiner Kunst und die Sicherheit seiner Selbstkritik. Heine ist in der Blütezeit des Dilettantismus [nanu?] vielleicht, neben dem ihm verwandten Musset, der einzige Dichter, der keine Zeile stehen ließ, wenn er sie künstlerisch nicht verantworten konnte." Eine hübsche Probe für die Stärke der Selbstkritik unserer Heinefreunde; ihnen müssen alle Dinge zum besten dienen, selbst Heines Impotenz. Heine gab den „Rabbi" auf, weil er über die Grenzen seiner Kraft, der künstlerischen sowohl wie der moralischen (die hier eins sind, zum Schaffen eines großen Kunstwerks gehört auch moralische Kraft, die der

verbummelte Heine nie besaß), hinausging, Selbstkritik in unserem Sinne besaß Heine kaum, nur das Gefühl seiner inneren Schwächen und eine große Virtuosität, sie zu verdecken. Im übrigen soll man das Rabbifragment auch nicht allzu hoch einschätzen: Wohl sind einige Einzelheiten da, die über das, was Karl Spindler konnte, hinausgehen, so das plötzliche Einflechten des Totengebets, aber im großen Ganzen liegt der Roman doch in dessen Sphäre und hätte also, immer mehr in die Manier hineingeratend — was sein Schicksal unbedingt gewesen wäre — in der deutschen Literatur schwerlich Epoche gemacht.

Mit Heines Übersiedlung nach Paris beginnt eine neue Periode in seinem Leben und Schaffen: Die dichterische Produktion hört mehr und mehr auf, nur hier und da erscheinen noch einige Gedichte. Kein Wunder auch, Heine hatte die romantischen Elemente, mit denen er arbeitete, allmählich erschöpft, es bedurfte einer neuen poetischen Entwicklung in Deutschland, um ihm neue zuzuführen. So tat er denn auch bald (siehe Vorrede zum Salon, 1833), als habe er es satt, Dichter und berühmt zu sein: „Einst lief ich schmachtend hinter Daphne her, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt sich in mein Schlafgemach. Was ich einst begehrte, ist mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünschte, daß kein Mensch von mir spräche, wenigstens in Deutschland" — und sagte den Novellen und Komödien, die er angeblich begonnen, Ade; im „Schwabenspiegel" (1838) aber sprach er die Wahrheit: „Die Zeit der Gedichte ist überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr machen" — man vergleiche dazu bei Goedeke die spärlichen poetischen Veröffentlichungen von 1831 bis 1842. Er wandte sich also nun der Prosa zu und schrieb zunächst jene politischen Berichte für die Augsburger „Allgemeine Zeitung", die dann 1833 als „Französische Zustände" in Buchform herauskamen. Wir können uns über sie kurz fassen, da Heines politische Anschauungen ja noch im Zusammenhang behandelt

werden sollen: Es sind politische Feuilletons, die sich teilweise gut lesen und im einzelnen wahre Bemerkungen, ja, richtige Prognosen enthalten, aber doch keineswegs aus weiter politischer Überschau geboren sind und eigentlich positiv niemals werden. Wie schon im ersten Briefe Louis Philipp zuerst ein wahrer Jesuit der Bürgerlichkeit, ein Bürgerjesuit genannt und gleich darauf als nicht unedler Mann gepriesen wird, so finden sich auch sonst Widersprüche und der Momentcharakter erscheint durchgängig. Möglich, daß die Berichte als Geschichtsmaterial heute noch einigen Wert besitzen; da müßte aber erst festgestellt werden, wie sie sich zu den französischen Zeitungsquellen verhalten, aus denen Heine schöpfte — denn daß ihm direkte Informationen zugegangen seien, ist unwahrscheinlich; höchstens mag ihn der Pariser Rothschild hier und da benutzt haben. Der Heinische Stilcharakter bleibt im übrigen der nämliche: Thiers heißt gleich im zweiten Briefe der Goethe der Politik; dort findet sich auch der famose Satz: „Vielleicht mit Ausnahme von A. W. Schlegel gibt es keine Frau in Deutschland usw.“, weiter eine Vergleichung Napoleons mit Lafayette, die eben so treffend ist wie die übrigen Heinischen, ja die jüdischen überhaupt — es gibt kein Volk, das weniger für die Vergleichung begabt wäre als das jüdische, so gern es sie übt. Selbstverständlich treffen wir in fast jedem der Heinischen Briefe auf Anspielungen auf die deutschen Verhältnisse, und sehr oft bricht der Haß gegen Preußen und Deutschland („Potsdämische Junkersprache“, „Schmutzige Teutonenstiefel, die den heiligen Boden der Boulevards beflecken“) offen hervor. Daneben offenbart sich die höchste Bewunderung für „Robespierre und den Sanktum Justum und den großen Berg“, was Heine aber gar nicht hindert, sich als Monarchisten aufzuspielen. Daß die übliche Selbstreklame und die Reklame für den großen Meyerbeer nicht fehlt, braucht kaum bemerkt zu werden. Im sechsten Briefe, der die Cholera in Paris schildert, weint Heine sogar bitterlich über Paris, genau so wie Christus über Jerusalem — kurz, es ist die alte Wirtschaft.

Sehr charakteristisch ist die Vorrede zu den „Französischen Zuständen“, in der der Haß gegen Preußen besonders kraß hervortritt und Männer wie Hegel, Schleiermacher, Friedrich von Raumer, Ranke in der beliebten Weise angegriffen werden. Recht drollig macht es sich, daß Heine „kraft seiner akademischen Befugnis als Doktor beider Rechte“ den Bundestag und später König Friedrich Wilhelm III. wegen der nicht gegebenen Verfassung anklagt: er wendet wirklich schon das Zolasche „J'accuse“ an. Zu der Vorrede schrieb er dann noch wieder eine Vorrede, in der sich die schon angeführten Schmutzereien gegen Menzels Frau finden. Es fällt mir im Augenblick nicht bei, welcher Literaturhistoriker ganz ernsthaft die These aufgestellt hat, daß Heine die Kunst der Vorrede geschaffen habe. Zweifellos, er hat die Kunst erfunden, vor dem Buche, zumal wenn dies langweilig und gewöhnlich war, ein großes Geschrei zu erheben, einen niedlichen Skandal zu provozieren, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Buch hinzulenken — und erinnert da in der Tat an den „Jakob aus Amerika“ unserer Jahrmärkte. Was gemacht werden kann, das wird gemacht.

Es wäre seltsam gewesen, wenn nicht Heine in Paris auch die Arbeit aufgenommen hätte, der sich bereits Ludwig Börne mit der „Balance“ unterzogen, die geistige Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich. Am liebsten wäre er wohl, wie Karl Gutzkow meint, ohne weiteres ein großer französischer Schriftsteller geworden, aber da er leider das Französische nie korrekt sprechen lernte, trotz aller Renommage schon im „Buche Le Grand“, und nur deutsch dichten konnte, so ging das nicht gut. So schrieb er wenigstens Aufsätze über deutsches Geistesleben für die französische Zeitschrift „L'Europe littéraire“ und später für die „Revue des deux Mondes“, suchte die Franzosen mit den Deutschen bekannt zu machen und nebenbei die Deutschen soviel wie möglich zu ärgern, insonderheit seine Feinde. Diese Aufsätze bilden in seinen Werken heute die Bände „Deutschland“, und wir beginnen mit der Charakteristik des Bandes „Zur Ge-

schichte der Religion und Philosophie in Deutschland", obschon „Die Romantische Schule" diesem zeitlich voraufgeht. Man tut noch heute bisweilen bei uns, als wäre diese Schrift, in der Heine erzählt, „was das Christentum ist, wie es römischer Katholizismus geworden, wie aus diesem der Protestantismus und aus dem Protestantismus die deutsche Philosophie hervorging", wissenschaftlich ernst zu nehmen, aber sie ist bereits 1838 in Gustav Pfizers Schrift „Heines Schriften und Tendenz", die unsere Literaturhistoriker auf die gewaltige Autorität des „Schwabenspiegels" hin alle ungelesen gelassen zu haben scheinen, gründlich abgetan worden, und Franz Sandvoß, dem man wohl eine gute Bildung nicht absprechen kann, bezeichnet überhaupt alles, was Heines „wissenschaftliche" Tätigkeit zu Tage gefördert, einfach mit dem studentischen Ausdruck „Bockmist". Auch wenn man, wie ich, zugibt, daß Heine ein klarer Kopf war und die Fähigkeit besaß, Gedankenprozesse, die er bewältigen konnte, geschickt darzustellen, wird man doch nicht leugnen können, daß ihm zum Geschichtsschreiber der Philosophie nicht mehr als alles fehlte, und daß auch in diesem seinen Buche in Wirklichkeit die alten Feuilleton-Witzchen und -Mätzchen durchaus die Hauptsache sind. Woher er seine philosophische Weisheit geholt, welchen deutschen Leitfaden der Geschichte der Philosophie er benutzt, ist, soviel ich weiß, noch nicht festgestellt; wahrscheinlich aber hat er die von Viktor Cousin 1831 ins Französische übersetzte „Geschichte der Philosophie" von Tennemann gebraucht. Da ich selber, obwohl einst fleißiger Hörer Wundts, nicht die Anmaßung besitze, in philosophischen Dingen mitreden zu wollen — das überlasse ich Universalgenies wie R. M. Meyer und S. Lublinski —, so verweise ich einfach auf Pfizers Kritik, die in unseren Tagen natürlich noch sehr viel besser auszugestalten wäre. „In der Tat, schimpflicher sind die Franzosen nie verspottet worden", sagt Pfizer „als hier von ihrem Gastfreund und Schutzredner Heine, wenn er auf so läppisch spaßhafte Art ihnen die philosophische

Geistesbewegung in Deutschland erzählt, wie etwa eine Amme für ein vierjähriges Kind die Geschichte vom Dreißigjährigen Krieg oder von der französischen Revolution appretieren würde." Daß Pfizer kompetent ist, erweist schon die folgende Stelle: „Da Heine auf soziale Bedeutung losgeht, muß man ihm zu gute halten, daß er von dem eigentlich Philosophischen nichts versteht und z. B. Kant behaupten läßt: wir wissen von den Dingen nur insofern, als sie sich in unserem Geiste reflektieren, ein die ganze Erkenntnistheorie Kants aufs bewunderungswürdigste entstellender und fälschender Ausdruck." Aber mit dem geschichtlichen und sozialen Verständnis Heines steht es auch nicht besser: So ist ihm das Mönchsleben, das doch keineswegs ausschließlich christlich ist, die reinste Blüte der christlichen Idee, so sollen unsere deutschen Volkssagen Mißgeburten aus Blut und Nebel sein, so hat nach Heine Luther die letzten Gründe der katholischen Kirche gar nicht begriffen, da der Ablaßhandel kein Mißbrauch, sondern nur eine Konsequenz des ganzen Kirchensystems war (als ob die Kirche je auf die Buße verzichtet hätte!), so soll Molières „Tartüffe" gegen das Christentum selbst gerichtet sein, und was des Unsinns mehr ist. Sehr peinlich berührt bei Heine das Lob Luthers, den er als den deutschesten Mann unserer Geschichte hinstellt — glücklicherweise merkt man dann doch, daß er ihn nicht versteht: „Derselbe Mann, der wie ein Fischweib schimpfen konnte, er konnte auch weich sein wie eine zarte Jungfrau"; „Wie soll ich sagen, er hatte etwas Ursprüngliches, Unbegreifliches, Mirakulöses, wie wir das bei allen providentiellen Männern finden, etwas schauerlich Naives, etwas tölpelhaft Kluges, etwas erhaben Borniertes, etwas unbezwingbar Dämonisches." Man sieht, der deutsche Genius ist den Juden zuletzt unverständlich und unheimlich. Reiner Unsinn sind wieder Heines Bemerkungen über die Entstehung des Neuhochdeutschen und über Luther als Dichter: unsere neuere schöne Literatur beginnt nicht mit diesem, freilich auch nicht mit Hans Sachs, den Heine natürlich sehr unterschätzt. Doch besaß man damals überhaupt noch

nicht die volle Klarheit über diese Dinge. Heines Ausführungen über romantisch und klassisch sind rein antithetisch und widerspruchsvoll. Wie will man das vereinigen, daß unsere mittelalterliche Poesie romantisch-parabolisch und zugleich objektiv, episch und naiv sein soll, „als habe sie nicht der einzelne Mensch, sondern das ganze Volk gedichtet?“ Eine Ahnung, daß das mittelalterliche Volksepos und das romantische Rittergedicht zweierlei seien, hätte Heine doch haben müssen, wenn er sich jemals nur ein wenig ernsthaft mit Germanistik beschäftigt. Auch die Bemerkung, daß die neuere Poesie nicht mehr objektiv, episch und naiv, sondern subjektiv, lyrisch und reflektierend sei, ist in dieser Allgemeinheit falsch, wohl auf das Mißverstehen Schillers zurückzuführen. — Die philosophischen Ausführungen Heines gipfeln natürlich in dem Preise seines Rassegenossen Spinoza, von dem Heine dann auch seine eigene „Religion“ des Pantheismus ableitet — schon Pfizer hat ihm gesagt, daß der Pantheismus keine Religion, sondern ein Philosophem sei, im übrigen aber die Heinische Emanzipation des Fleisches mit Spinoza sehr wenig zu tun habe. Spaßeshalber will ich doch die Hauptsätze der Heinischen „Religion“ hierhersetzen: „Das Christentum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletriert, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern wie nach überstandener Pest.“ Diese Stelle hätte Gustav Frenssen, dessen philosophische Studien sich auf Heines Werke beschränkt zu haben scheinen, als Motto auf sein „Hilligenlei“ setzen sollen. Bekannter ist die folgende Stelle: „Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleich herrlicher, gleich heiliger, gleich beseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel,

kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödie.“ Da haben wir den sozialdemokratischen Himmel auf Erden. Nur schade, daß am Ende dieses köstlichen Erdendaseins die Rückenmarkschwindsucht und der absolute sittliche Marasmus stehen.

Aus der weiteren Entwicklung will ich nur noch das Lob Nicolais, der nach Heine in den Hauptsachen immer recht hatte — natürlich, die Juden sind Aufklärer von Geburt und möchten wie diese stets die Vergangenheit, die Tradition, das eigentliche Wesen ihrer Gastvölker vernichtet sehen — und das Lob Lessings hervorheben. „Seit Luther hat Deutschland keinen größeren und besseren Mann hervorgebracht als G. E. Lessing, diese beiden sind unser Stolz und unsere Wonne.“ Daß Lessing auch heute noch „unser“ Stolz und „unsere“ Wonne ist, wissen wir ja; Heine hat, obschon er gelegentlich gegen Lessing den Dichter sprach, zu dessen Erhebung unter die Götter auch sein Teil beigetragen, indem er ihn einfach zum Genie stempelte und davon redete, daß er das deutsche Volk bis in seine Tiefen aufgeregt habe, daß vor dem Lessingschen Schwerte alle zitterten, kein Kopf vor ihm sicher gewesen sei usw. Hiermit möchte er übrigens auch sich durch Lessing decken. In Wahrheit war Lessings Wirkung in seiner Zeit eine rein literarische und blieb auch auf verhältnismäßig enge Kreise beschränkt; gezittert hat vor ihm niemand, nicht einmal das niedere Federvieh — das zittert überhaupt nicht so leicht, sondern hofft, jede bedeutendere Erscheinung nach und nach totzukriegen. Wir Deutschen denken nicht daran, Lessings wirkliche Bedeutung zu bestreiten, aber mit den üblichen jüdischen Tiraden über ihn lockt man bei uns heute keinen Hund mehr vom Ofen; wir sind längst fest überzeugt, daß, wenn Lessings Gleichen heute wiederkehrte, er auf unserer Seite gegen die Juden stände — dazu kennen wir diese „edlen Raufernaturen“, die immer etwas auf den „Widerspruch“ gestellt sind, doch zu gut. Auf die Ausführungen Heines über Kant, Fichte, Schelling, Hegel gehe ich nicht ein (Kant war kein Genie, Fichtes patriotische Tätigkeit wird unter-

schlagen, Schelling wird verspottet, Hegel kaum behandelt), wohl aber verzeichne ich noch die blühende Weisheit, daß Goethe der Spinoza der Poesie gewesen sei. „Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethisches Lied. Daher die Wut unserer Orthodoxen und Pietisten gegen das Goethische Lied.“ Nun wissen wir's. Als ausdrückliche Lügen stellen sich zum Teil Heines Ausführungen über die Behandlung der Philosophen bei uns dar: „Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpsten und gemeinsten Tücken“, „Ohne Napoleon wären unsere Philosophen mitsamt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden“ — das ist die verlogene Tendenz, die sich noch heute bei uns in radikalen Blättern fortsetzt: Nein, das alte absolutistische Deutschland hat die Freiheit der Philosophie und auch die Freiheit der Kunst in weit höherem Grade respektiert, als es aller Voraussicht nach ein sozialdemokratisches tun würde, als es die radikale Welt, sobald man ihr entgegentritt, heute tut. Dafür kann ich Beweise liefern. Heines Buch endet mit einer großen Hymne auf das Deutschtum, die zum Teil echt Heinische Renommage und Komödie, zum Teil aber auch die instinktive (nicht klare) Erkenntnis unseres germanischen Wesens ist. Ja allerdings, die altgermanische Kampflust lebt noch in uns, Heine hatte, wie dann das Jahr 1870 bewiesen hat, ganz recht, als er die Franzosen vor ihr warnte. Aber er täuscht sich, wenn er glaubt, daß der deutsche Donner die gotischen Dome zerschlagen werde, zum Nutzen des jüdischen Radikalismus — nein, für die deutschen Dome werden wir jederzeit Verwendung haben, der deutsche Donner aber, oder vielmehr der deutsche Blitz wird schon das geeignete Zerstörungsobjekt finden.

„Die romantische Schule“ bildet jetzt die unmittelbare Fortsetzung des eben besprochenen Bandes, obwohl sie, wie bemerkt, früher entstanden ist. Julian Schmidt zählt sie zu dem Bedeutendsten, was Heine geschrieben, keiner der späteren Kritiker und Geschichtsschreiber habe das Wesen der deutschen Romantik schärfer und konkreter analysiert. Aber

Julian Schmidt war ein Gegner der Romantik, mußte es, der moderne Nicolai, der er von Natur war, sein; in Wirklichkeit ist bei Heine nicht die Spur eines Verständnisses der nationalen Triebkräfte, die die deutsche Romantik emporriefen, und die „Romantische Schule“ ist nicht anders als die anderen Bücher Heines, ja vielleicht noch in höherem Grade ad maiorem H. Heinii gloriam geschrieben. Der Eingang bringt religionsphilosophische Ausführungen, wie wir sie schon aus dem Bande über Religion und Philosophie in Deutschland kennen, nur noch weniger klar. Es ist jedenfalls eine große Torheit, die Dichtung des Mittelalters, wie Heine es tut, ganz aus dem Christentum abzuleiten, sie entspringt ebensogut aus dem deutschen Volkstum. Von unserer mittelalterlichen Dichtung verstand Heine im übrigen, wie wir ja auch schon gesehen haben, nicht viel, er hatte wohl nur flüchtig in das eine oder das andere Werk hineingeblickt. Nicht einmal das ist ihm aufgegangen, daß Gottfrieds von Straßburg „Tristan“, den er rühmt, doch seine ganze schöne Passionsblumentheorie über den Haufen wirft. So sind es zuletzt bloße Redereien, die Heine über mittelalterliche Dichtung und das Mittelalter überhaupt vorbringt. Selbst seiner alten Zweideutigkeiten kann er sich hier nicht enthalten — man vergleiche seine Erklärung des Unterschieds von klassisch und romantisch: „Wenn Homer die Rüstung eines Helden schildert, so ist es eben nichts anderes als eine gute Rüstung, die so und so viel Ochsen wert ist; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in seinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beschreibt, so kann man sich darauf verlassen, daß er sich unter diesen Röcken ebenso viele verschiedene Tugenden denkt, daß ein besonderer Sinn verborgen ist unter diesen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauschaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern ist, ganz vernünftigerweise als Mandelblüte besungen wird. Das ist nun der Charakter der mittelalterlichen Poesie, die wir die romantische nennen.“ Da wundert man sich dann, daß die Katholiken Heine verdammen. Was er über die Vorliebe der mittelalterlichen

Kunst für Martyrbilder, Kreuzigungen, sterbende Heilige, Zerstörung des Fleisches sagt, stimmt nicht einmal; bekanntlich ist es erst die Gegenreformation, die die besondere Vorliebe für Marterbilder und Henkerszenen schafft, das Mittelalter ist da noch völlig naiv und zieht das Grausame nicht etwa dem Lieblichen und Holdseligen vor. Was soll man gar dazu sagen, daß Heine die roten und grünen Kirchenfenster wie Blutstropfen und Eiter wirken läßt? Ich bin überzeugt, nie hat ein germanischer Mensch sie so empfunden, das ist künstliche Mache des dekadenten Juden. Der Reformation stellt Heine die italienische Renaissance gegenüber und erklärt diese für einen noch viel wirksameren Protest gegen das Mittelalter, worin ihm bekanntlich Nietzsche gefolgt ist. Dann kommt er sehr rasch zu Lessing, dem er natürlich auch hier seine Liebe erklärt, obgleich er ihn noch nicht so sehr preist wie in dem Philosophiebuche, sogar von der Schwäche Lessings im Bejahen, im Aufstellen positiver ästhetischer Prinzipien redet. Im allgemeinen sind Heines Bemerkungen über unsere klassische Literaturentwicklung Kohl. „Der Götz war ein dramatisierter Ritterroman, und diese Gattung liebte man damals“, heißt es — als ob der „Götz“ nicht die Gattung erst geschaffen hätte! „August Lafontaine war berühmter als Wolfgang Goethe“ — ja, so wie Frenssen berühmter als Wilhelm Raabe ist. Sobald Heine auf die Romantik kommt, wird Heine frech: Die Dichter der Romantik sollen dadurch, daß sie zu viel von dem verjüngenden Wundertrank nahmen, wieder kleine Kinder geworden sein; „wenn man sich einen Begriff von dem großen Haufen von Poeten machen will, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, so muß man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehen.“ Reine Fälschung sind Heines Aussagen über die napoleonische Zeit: „Wir Deutschen hätten den Napoleon ganz ruhig ertragen“, aber „wir erhielten den allerhöchsten Befehl, uns von dem fremden Joche zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorne ob der allzu lang ertragenen

Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körnerschen Lieder und wir erkämpften uns die Freiheit; denn wir tun alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird." Auch auf die Definition des französischen und des deutschen Patriotismus an diesem Orte mache ich noch aufmerksam — wahrlich, die Methode Erich Schmidt wäre bei Heine sehr oft wohl angewandt gewesen. — Der Ausgang der Befreiungskriege soll nun der Romantik den Sieg gebracht haben, was wieder ein großer geschichtlicher Unsinn ist. Damals waren die Schlegel und Tieck längst in den Hintergrund getreten, und von den jüngeren Romantikern hat nicht einer je eine beherrschende Stellung innegehabt; im Gegenteil kommt nach den Freiheitskriegen mit dem Schicksalsdrama und der Abendzeitung-Belletristik eine Richtung empor, die der alten Aufklärung viel näher steht als der Romantik. Auch was Heine über die Propaganda von Pfaffen und Junkern nach den Freiheitskriegen sagt, ist nicht zu halten, wenigstens bei uns in Deutschland trägt jene Periode einen ausgeprägt bürgerlich-philiströsen Charakter, die Verfolger der jungen Demagogen sind Bureaukraten und nicht Pfaffen und Junker. Endlich brachen nach Heine Johann Heinrich Vossens Schrift gegen Stolberg und Goethes Auftreten gegen die Nazarener die Macht der Romantik, was gleichfalls Unsinn ist — für unsere Entwicklung bedeuten beide Publikationen kaum etwas, die Voß-Stolbergsche Angelegenheit zumal ist über die Sphäre des persönlichen Klatsches kaum hinausgekommen. Auch ich will den alten Johann Heinrich nicht unterschätzt wissen, sein natürlicher Rationalismus entspricht gewiß einer Seite unserer Natur, aber unzweifelhaft ist er äußerst einseitig und bedarf dringend der Korrelate. Die wirkliche Bedeutung Vossens dann liegt auf einem ganz anderen Gebiete als dem des Kampfes für die Gewissensfreiheit. Höchst bezeichnend ist es, daß der stets in Persönlichkeiten machende Heine auch für die eigene schlechte Sache von Vossens Schrift gegen Stolberg Profit ziehen will und die Spießbürger nennt,

die Enthüllungen des Privatlebens nicht wollen. So vergißt er ganz die Grundsätze, die seinerzeit sein „hoher Meister“ Lessing aufgestellt, und die bis auf diesen Tag in Deutschland volle Geltung haben. Von Voß kommt Heine dann auf Goethe, und hier wollen wir etwas länger verweilen, um das Verhältnis des jüdischen zu unserem größten deutschen Dichter, neben den man ihn zu stellen gewagt hat, gründlich festzustellen.

Das rein persönliche Verhältnis habe ich bereits in dem ersten Teil dieses Buches besprochen und die Stellen aus den Briefen an Moser angeführt, in denen die Wut Heines darüber, daß er bei dem Meister völlig „abgefallen“ war, offen hervorbrach. Früher schon liegt eine kleine jüdische Frechheit, die mich wundersam an die heutige Praxis unserer Feuilletonisten gemahnt: „Ich will nicht ungerecht sein und hier unerwähnt lassen“, schrieb Heine in den „Briefen aus Berlin“, „die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt — der deutsche Dichter, von dem man hier am meisten spricht. Aber, Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unseres Goethe nicht das meiste dazu beigetragen haben, daß seine äußere Stellung so glänzend ist, und daß er in so hohem Maße die Affektion unserer Großen genießt? Fern sei es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe ist ein großer Mann in einem seidenen Rock.“ Wer merkte nicht die Absicht? Die Wut nach dem Fiasko in Weimar äußerte Heine begreiflicherweise nicht öffentlich, aber er war seitdem beständig darauf aus, Goethe etwas anzuhängen, seinen jungen Ruhm auf Kosten des Goethischen zu nähren. Dabei verfährt er ganz systematisch. In der „Harzreise“ wird Goethe, soviel ich sehe, noch nicht erwähnt, er taucht zuerst in „Norderney“ auf, und zwar da sofort als „der große Heide“, gegen den und dessen nackte Göttergestalten man das Kreuz predige. Auch später wiederholt Heine den Ausdruck immer wieder und behauptet, daß man Goethe in Deutschland allgemein so nenne — ich bin aber überzeugt, daß Heine das Wort,

etwa im Anschluß an den „Winckelmann", für seine Zwecke geschaffen und es halb zum Schutz für sich selber, halb aber auch, um Goethe zu diskreditieren, in Umlauf gebracht hat. Daß es, wenigstens, wenn man wie Heine an einen Heiden des Altertums denkt, töricht ist, daß Goethe eine germanische Natur und auch in seinen Hauptwerken „Götz", „Werther", „Faust", „Egmont", in seiner Lyrik, in den späteren Romanen nichts weniger als antik, ja, eher romantisch im guten Sinne ist, brauche ich verständigen Leuten ja nicht auseinanderzusetzen. Heine lobt dann in „Norderney" noch Goethes „Italienische Reise" und rühmt dessen gesund einheitlich und plastisches Wesen im Gegensatz zu seiner eigenen „Zerrissenheit", was sehr gescheit, aber auch ein bißchen komödiantisch ist. In den „Ideen" findet sich u. a. auch die Idee, daß Goethe „den großen Denkerschmerz, der seine eigene Nichtigkeit begreift, nur mit den Knittelversen eines Puppenspiels auszusprechen gewagt habe", was auch eine Idee ist. — Dann erscheint Wolfgang Menzels „Deutsche Literatur" mit den bekannten Angriffen auf Goethe, und nun kriegt auch Heine mehr Courage. Er hat, wie wohl schon erwähnt, eine glänzende Besprechung des Menzelschen Werkes geliefert, aus der man, nebenbei bemerkt, übrigens auch erkennt, wie sehr er in seinen politischen Ansichten von Menzel, dem damaligen Mitliberalen und Mitjungdeutschen, bestimmt wurde. Hier nun spricht er sich natürlich auch über Menzels Verhältnis zu Goethe und seine eigene Stellung dazu aus. Nachdem er zunächst gesagt hat, daß er nicht zu denen gehöre, die durch Vergleichung Schillers mit Goethe den Wert des letzteren herabdrücken möchten („Beide Dichter sind vom ersten Range, beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daß wir glauben, Goethe wäre imstande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn es der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in

seinen Werken bedurft hätte" — das ist übrigens törichte Witzelei), und über die Härte und Bitterkeit, womit Menzel von Goethe spricht, sein Erschrecken ausgedrückt hat, erklärt er, daß er keineswegs eine Verteidigung Goethes beabsichtige, und meint: „Selbst wenn Menzel recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein herbes Urteil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Rezensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch ebensoviel Courtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dies kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat." Ist das nicht reiner Spott und Hohn? Dann aber geht er auch selber angreifend vor:

„Woher aber kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hier und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern [?] bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis [?] gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie sehen, er schmeichelt den respektiven Korporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen", und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, ebensogut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whigisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daß jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und so wird auch Goethe nicht verhindern, daß jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte [?], dennoch im Tode mit ihm zusammenkommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur. — Die brütende Stimmung unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzipe steigt auf und, seltsam! wie das Menzelsche Buch merken läßt, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daß die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, notwendigerweise zusammensinkt, sowie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und daß neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich

nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das zivilisierte Goethentum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethesche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garnisonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethesche Uniform anziehen, müssen täglich exerzieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat; die Trompeter blasen — — Wird Kunst und Altertum im stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen? — Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter Goethentum nicht Goethes Werke verstehen, nicht jene teuren Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slavischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethesche Denkweise, diese Blume, die im Miste unserer Zeit [!] immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit [!] noch so sehr ärgern; mit dem Worte „Goethentum" deuteten wir eben vielmehr auf Goethesche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nicolait sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen „Werther" und den „Götz mit der eisernen Hand" schrieb! Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelstürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar andere, in seine alten Fußstapfen tretend, mit demselben Übermute ihre Titanenflegeljahre [!] austoben. Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer [?] unseren Goethe mit einem alten Räuberhauptmann verglichen, der sich vom Handwerk zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs kleinlichste alle Philistertugenden zu erfüllen strebt, und in die peinlichste Verlegenheit gerät, wenn zufällig irgend ein wüster Waldgesell aus Kalabrien mit ihm zusammentrifft und alte Kameradschaft nachsuchen möchte."

Man wird den Grundcharakter dieses Elaborats nicht verkennen. Da taucht („jene großen Geister, die er im Leben gerne entfernen wollte", „Titanenflegeljahre") schon der Anspruch Heines auf Gleichberechtigung auf, in dem Ausdruck Goethentum, der bewußt an Gotentum anklingt und dann so jämmerlich feig auf die blöde Jüngerschar eingeschränkt

wird (als ob es gegen die eines „Einbruchs der nordischen Barbaren" bedurft hätte!) und in dem Räuberhauptmannbilde — man beachte, daß er die Götz-Wertherzeit und die Zeit der Xenien ruhig zusammenwirft! — liegt unbedingt schon ein Versuch der Verächtlichmachung vor, und indem er die Kunstidee als Prinzip Goethes hinstellt, bereitet er sich den Weg, seine eigene „wilde Subjektivität" — wann war er je wild? —, seine Reisebilderei und politisierende Schriftstellerei über das künstlerische Schaffen Goethes zu erheben. In „Italien" setzt Heine darauf seine Angriffe gegen Goethe fort, immer mit einiger Vorsicht; denn er wußte im Grunde wohl, was Goethe war, oder ahnte doch seine Größe, aber darum meist um so perfider. Während er seine eigene Reisebeschreibung, da er nichts mehr weiß, aufgibt und auf die Goethes verweist, kann er sich doch nicht enthalten zu schreiben: „Nächst Goethes italienischer Reise ist Frau von Morgans „Italien" und Frau von Staels „Corinna" zu empfehlen. Was diesen Frauen an Talent fehlt, um neben Goethe nicht unbedeutend zu erscheinen, das ersetzen sie durch männliche Gesinnungen, die jenem mangeln" — was ja schon einigermaßen stark ist. Hier in „Italien" beginnen auch bereits seine Spöttereien über Eckermann, mit dem er in Göttingen zusammen studiert hatte. Die freche Stelle aus dem Schlußworte zu „Italien" vom 29. November 1830: „Armes deutsches Volk, das ist dein größter Mann" haben wir schon zitiert. In den „Französischen Zuständen", die als Buch nach Goethes Tode erschienen, heißt es darauf: „Goethe mit seinem Eiapopeia, die Pietisten mit ihrem langweiligen Gebetbücherton, die Mystiker mit ihrem Magnetismus hatten Deutschland völlig eingeschläfert, und weit und breit, regungslos lag alles und schlief" — nur der große Heinrich Heine, der Reisebilderer, war wach: „Wie ich so dahinwanderte, mit Ränzel und Stock, sprach ich oder sang ich laut vor mich hin, was ich den schlafenden Menschen auf den Gesichtern erspäht oder aus den seufzenden Herzen erlauscht hatte; — es war sehr still um mich her, und ich hörte nichts als das

Echo meiner eigenen Worte." Dabei erschienen in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre Goethes Werke, Ausgabe letzter Hand, und der Goethe- und Schillerbriefwechsel, Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende" und „Ein treuer Diener seines Herrn", Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind", Gedichte von Rückert, Platen, Justinus Kerner, Eichendorff, die besten historischen Romane der Deutschen vor denen von Willibald Alexis, Hauffs „Lichtenstein" und Spindlers „Der Jude", eine Anzahl der besten Novellen Tiecks, die Literaturkomödien von Platen, Wolfgang Menzels „Deutsche Literatur", Simrocks Nibelungenlied-Übersetzung, Jakob Grimms Rechtsaltertümer, die Anfänge der Monumenta Germaniae historica, Rankes „Fürsten und Völker von Südeuropa", um aus der großen historischen Literatur nur einiges zu nennen — wollte Gott, Deutschland schliefe immer so! — Hier schließt sich nun die Ausführung in der „Romantischen Schule" unmittelbar an: Zunächst wird behauptet, daß, während sich Schiller als ehrlicher Mann gezeigt, Goethe den Schlegeln gegenüber eine sehr zweideutige Rolle gespielt habe, obschon er doch den größten Teil seines Renommees ihnen zu danken hatte. Das letztere ist nicht wahr, einen Goethischen Ruhm bringen Leute wie Schlegel oder gar der Rahelsche Kreis nicht zu stande, der kommt aus dem ganzen Volke. Im übrigen liegt ja jetzt der Briefwechsel Goethes mit den Romantikern vor — daß er sie Schillern zuliebe einfach hätte abschütteln sollen, war nicht zu verlangen. Dann tritt bei Heine der große Heide, diesmal in Gestalt Jupiters, handelnd auf und vernichtet das dumpfe katholische Treiben mit einem Schütteln seiner ambrosischen Locken, eben dem Aufsatz über die christlich-patriotisch-neudeutsche Kunst, begründet damit aber, nach Heine, seine Alleinherrschaft. Nun, es ist bekannt, daß Goethes Einfluß auf unsere Malerei nicht bedeutend und auch nicht sonderlich günstig gewesen ist, die christlich-patriotisch-neudeutsche Kunst hat ihre Aufgabe ruhig erfüllt (mit welcher Behauptung wir uns natürlich nicht zum Verteidiger des Konvertitentums aufwerfen wollen).

Nach literarischer Alleinherrschaft in Deutschland hat Goethe nie gestrebt, so töricht war er nicht, und noch weniger hat er seine Stellung, wie Heine dann behauptet, gemißbraucht. Sein einziges Verbrechen war, daß er Heinrich Heine nicht anerkannte, diesen nicht ausdrücklich als seinen legitimen Nachfolger bezeichnete.

„Es traten unterdessen", schreibt der Thronprätendent, „einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantasie Goethe nicht viel nachgaben; aber sie erkannten ihn aus Courtoisie als ihr Oberhaupt, sie umgaben ihn huldigend, sie küßten ihm die Hand, sie knieten vor ihm; diese Granden des Parnassus unterschieden sich jedoch von der großen Menge dadurch, daß sie auch in Goethes Gegenwart ihren Lorbeerkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondierten sie ihn, sie ärgerten sich aber dann, wenn ein Geringerer [z. B. Menzel] sich ebenfalls berechtigt hielt, Goethe zu schelten. Die Aristokraten, wenn sie auch noch so böse gegen ihren Souverän gestimmt sind, werden doch verdrießlich, wenn sich auch der Plebs gegen diesen erhebt. Und die geistigen Aristokraten in Deutschland hatten während der beiden letzten Dezennien sehr gerechte Gründe, auf Goethe ungehalten zu sein. Wie ich selber es damals mit hinlänglicher Bitterkeit offen gesagt habe: Goethe glich jenem Ludwig XI., der den Adel unterdrückte und den tiers état emporhob. Das war widerwärtig, Goethe hatte Angst vor jedem selbständigen Originalschriftsteller und er lobte und pries alle unbedeutenden Kleingeister; ja, er trieb dieses so weit, daß es endlich als ein Brevet der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu sein. Späterhin spreche ich von den neuen Dichtern, die während der Goetheschen Kaiserzeit hervortraten. Das ist ein junger Wald, dessen Stämme erst jetzt ihre Größe zeigen, seitdem die hundertjährige Eiche gefallen ist, von deren Zweigen sie so weit überragt und überschattet wurden."

Wer die wirklichen Verhältnisse jener Zeit kennt, kann über diesen Ausfluß gekränkter jüdischer Eitelkeit nur lachen. Weder haben unsere deutschen Dichter jener Zeit vor Goethe gekniet, noch haben sie ihn frondiert, noch hat Goethe ihnen gegenüber die Mittelmäßigkeiten erhoben. Mit Ausnahme von Uhland etwa, den er dann aber Eckermann gegenüber auch noch einigermaßen rehabilitiert hat, hat Goethe seine jüngeren Zeitgenossen, Rückert, Platen, Grillparzer, Immermann usw., alle ziemlich richtig beurteilt, und die kleineren, übrigens durchaus echten Talente, über die er sich günstig

ausgesprochen hat, Egon Ebert, August Hagen, Wilhelm Meinhold usw., keineswegs auf ein zu hohes Piedestal erhoben. Die Opposition gegen Goethe ging, wenn man von den Herren Kotzebue und Müllner absieht, nicht von Dichtern aus, sondern von Politikern und Pietisten, war übrigens auch kaum so stark, daß Goethes Stellung irgendwie bedroht gewesen wäre, mochte auch das literarische Klatschpublikum, das jede Zeit hat, mit den verschiedenen Angriffen noch so geschäftig tun. Heine erwähnt Pustkuchen und weiter den Streit über die Größe Goethes und Schillers (wobei er eine ziemlich konfuse Abhandlung über Kunst und Moral zum besten gibt) und springt dann wieder auf das Thema von der Kunstidee über, in dem er das beste Mittel, Goethe zu diskreditieren, erkannt zu haben scheint. Diesmal wird sogar Schiller, der angeblich „für die großen Ideen der Revolution“ schrieb und „die Weltgeschichte besingt“, gegen Goethe ins Treffen geführt und diesem Indifferentismus vorgeworfen. Der Pantheismus, so meint der große Spinozist Heine, brauche keineswegs zum Indifferentismus zu führen.

„Nein, Gott manifestiert sich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentist wurde, und statt mit den höchsten Menschheitsinteressen, sich nur mit Kunstspielsachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beschäftigte: Gott manifestiert sich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieser beständigen Manifestation, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte, letztere ist das eigentliche Buch Gottes; und das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er ward ein ‚rückwärtsgekehrter Prophet‘, und er schrieb den Abfall der Niederlande, den Dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell. Freilich, auch Goethe besang einige große Emanzipationsgeschichten, aber er besang sie als Artist. Da er nämlich den christlichen Enthusiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philosophischen Enthusiasmus unserer Zeit nicht begriff oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus seiner Gemütsruhe herausgerissen zu werden fürchtete, so behandelte er den Enthusiasmus überhaupt ganz historisch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden soll, der Geist wurde Materie unter seinen Händen, und er gab ihm die schöne, gefällige Form. So wurde er der größte Künstler unserer Literatur, und alles, was er schrieb, wurde ein abgerundetes Künstlerwerk.“

Gott gerechter, ist unser Heine ein großer Ästhetikus! Goethes Dichten war also so eine Art Zuckerbäckerei, wobei man „kühl bis ans Herz hinan" bleibt. Was Goethes Beschäftigung mit der Naturwissenschaft bedeutet, das hat ein deutscher Dichter, Friedrich Hebbel, lange bevor die Naturforscher Goethe als den Ihrigen reklamierten, mit kurzen Worten klar ausgesprochen, und zwar auch im Gegensatz zu der einseitig gelobten Geschichtsbegeisterung Schillers: „Goethe wußte, daß man den Baum an der Wurzel begießen muß, wenn die Zweige blühen sollen. Andere glauben, sie dürften den Baum versäumen, wenn sie nur die Zweige pflegen, und dabei kommt dann nichts heraus als verkrüppeltes Wesen." Ich meine, wir hätten's erlebt, jedesmal, wenn die Zeit, das Moderne als Mittelpunkt der Kunst proklamiert wurde. — Zum Hauptschlag gegen Goethe holt Heine in dem nachfolgenden Absatz aus:

„Das Beispiel des Meisters leitete die Jünger, und in Deutschland entstand dadurch jene literarische Periode, die ich einst als die ‚Kunstperiode' bezeichnet, und wobei ich den nachteiligen Einfluß auf die politische Entwicklung des deutschen Volkes nachgewiesen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieser Gelegenheit den selbständigen Wert der Goetheschen Meisterwerke. Sie zieren unser teures Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen. Man kann sich darin verlieben, aber sie sind unfruchtbar: die Goetheschen Dichtungen bringen nicht die Tat hervor wie die Schillerschen. Die Tat ist das Kind des Wortes, und die Goetheschen schönen Worte sind kinderlos. Das ist der Fluch alles dessen, was bloß durch die Kunst entstanden ist. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein schönes Weib, sogar der Meister verliebte sich darin, sie wurde lebendig unter seinen Küssen, aber soviel wir wissen, hat sie nie Kinder bekommen. Ich glaube, Herr Charles Nodier hat mal in solcher Beziehung etwas ähnliches gesagt, und das kam mir gestern in den Sinn, als ich, die unteren Säle des Louvre durchwandernd, die alten Götterstatuen betrachtete. Da standen sie mit den stummen weißen Augen, in dem marmornen Lächeln eine geheime Melancholie, eine trübe Erinnerung vielleicht an Ägypten, das Totenland, dem sie entsprossen, oder leidende Sehnsucht nach dem Leben, woraus sie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt sind, oder auch Schmerz über ihre tote Unsterblichkeit; — sie schienen des Wortes zu harren, das sie wieder dem Leben zurückgäbe, das sie aus ihrer kalten, starren Regungslosigkeit erlöse. Sonderbar! Diese Antiken mahnten mich an die Goetheschen

Dichtungen, die ebenso vollendet, ebenso herrlich, ebenso ruhig sind, und ebenfalls mit Wehmut zu fühlen scheinen, daß ihre Starrheit und Kälte sie von unserm jetzigen bewegt warmen Leben abschnitt, daß sie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daß sie keine Menschen sind, sondern unglückliche Mischlinge von Gottheit und Stein."

Goethes so unmittelbar wie nur irgend eine dem Leben entwachsene Kunst eine Statuenkunst, von Stein — wahrlich, es ist in dieser „Entdeckung" etwas, was einem förmlich auf die Brust fällt, man möchte dem Halunken, der sie gemacht, an die Kehle springen. Denn man glaube nur nicht, daß Heine nicht weiß, was er tut: Gleich darauf preist er sich selber als „Mann der Bewegung" Goethe gegenüber und redet von dem quietisierenden Einfluß, den die Unfruchtbarkeit von Goethes Wort, sein Kunstwesen auf die deutsche Jugend ausgeübt habe, gleich darauf gesteht er cynisch, daß ihn der Neid bewogen habe, seine antigoetheanischen Überzeugungen auszusprechen — doch habe er in Goethe nie den Dichter angegriffen, sondern nur den Menschen! —, gleich darauf spielt er wieder Goethe gegen Schiller aus, indem er feststellt, daß Schillers ideale Gestalten viel leichter zu verfertigen waren als jene sündhaften, kleinweltlichen, befleckten Wesen, die uns Goethe in seinen Werken erblicken läßt, und redet über die „Gemeinheiten" im „Faust" und über die „Liederlichkeiten" im Meister, aus keinem anderen Grunde zuletzt, als um seine eigene Lumpenwirtschaft zu decken! Dann noch allerlei Halbwahrheiten über Goethes Kunstvollendung, eine Spötterei über Eckermann, das Lob Karl Immermanns, Varnhagens („ein Mann, der Gedanken im Herzen trägt, die so groß sind wie die Welt, und sie in Worten ausspricht, die so kostbar und zierlich sind wie Gemmen!") und noch einiger anderer, ferner Ausführungen über den „Faust", dessen Grundmotiv er völlig verkehrt (Faust soll der Spiritualist sein, der mit dem Geiste endlich die Ungenügbarkeit des Geistes begriffen, nach materiellen Genüssen verlangt und dem Fleische sein Recht wieder gibt) und über den „Westöstlichen Divan", den er weit überschätzt und gleichfalls als Offenbarung des

Sensualismus auffaßt, endlich etwas über das Falsche Buch, wobei noch einmal der Unsinn wiederholt wird, daß Goethe die Entpuppung der Menschheit selbst unbeachtet gelassen habe, und zum Schluß eine sehr bedenkliche „Unter die Götter-Versetzung Goethes“, bei der es zuletzt heißt:

„Um seinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieser Zug ist den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe schon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe daran, ihn griechisch anzureden [„griechisch hat er nicht gelernt“]; da ich aber merkte, daß er deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten. Ich hatte in so manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wieviel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn mal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihm, daß die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte —“

nun, wir kennen ja den Verlauf der Audienz. In späteren Schriften, so in dem Bande „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ und noch in den „Zerstreuten Gedanken und Einfällen“ findet man wenigstens bisweilen einen Angriff auf Goethe, so heißt es einmal in den letzteren: „Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch.“ Wir wollen auf solche Äußerungen kein besonderes Gewicht legen; es ist klar, daß Heine ein volles Verständnis Goethes nicht hatte, nicht haben konnte. Aber das können wir ihm niemals verzeihen, daß er Goethes Majestät gegenüber sein eigenes Lumpentum aufgespielt hat. Heinrich von Kleist wollte einst Goethe den Kranz von der Stirn reißen, und er hätte es, wenn es möglich gewesen wäre, vielleicht getan, der kranke Mensch, der er war, wäre aber dann sicher den Eumeniden völlig verfallen; der Jude Heine warf nach Goethe mit Schmutz, weil dieser nicht Reklame für ihn

gemacht hatte, und lockte mit diesem Schmutz noch das Publikum an.

Aber Heine hat ja keinen seiner bedeutenderen Zeitgenossen unbeschmutzt gelassen, wenn diese irgendwie gefährliche Konkurrenten waren, seine ganzen literarischen Verhältnisse erklären sich von Grund aus nur, wenn man den jüdischen Konkurrenzbegriff einführt, selbst die persönlichen Feindschaften gehen meist auf Konkurrenz zurück. In Bezug auf Platen haben wir schon früher hervorgehoben, daß örtliche Nebenbuhlerschaft mitspielte; später hat Heine es dann offen eingestanden, daß er den gräflichen Dichter als gefährlichen lyrischen Konkurrenten „geschunden“ habe. Gerade die „Romantische Schule“ ist eine der Hauptunternehmungen Heines im Konkurrenzkampf, und wenn ihr Verfasser dann von Gervinus Literaturgeschichte sagt: „Die Aufgabe war: was Heine in einem kleinen Büchlein [frei nach Friedrich Schlegel, Franz Horn und Wolfgang Menzel] voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst“, so beweist er nur, daß seine Eitelkeit noch größer als seine Frechheit war. Wir haben seine Behandlung A. W. Schlegels und deren Motive bereits charakterisiert: Außer den grenzenlosen persönlichen Gemeinheiten haben wir hier auch durchaus ungerechte historische und ästhetische Beurteilung. So soll Schlegel in der ästhetischen Kritik von andern Zeitgenossen, namentlich Solger weit überragt worden sein — wir schätzen Solger auch, aber gestehen der Wahrheit gemäß ein, daß der Kritikenband der Schlegel, den Heine wenigstens einmal in der Hand gehabt hatte, fast durchgängig grundlegende Arbeiten enthält. „Im Studium des Altdeutschen steht turmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns durch seine Deutsche Grammatik von jener Oberflächlichkeit befreite, womit man nach dem Beispiel der Schlegel die altdeutschen Sprachdenkmale erklärt hatte“ — dabei war es bekanntlich gerade A. W. Schlegel, der Jakob Grimm durch seine scharfe Kritik von der Oberflächlichkeit seiner ersten Arbeiten befreite! Das Reelle der sanskritischen Leistungen

Schlegels gehört nach Heine, „wie jeder weiß“, Herrn Lassen — nun, Lassen war Schüler Schlegels und erhielt durch diesen das Stipendium, das ihm seine Forschungen in England ermöglichte. Weiter wird behauptet, daß Schlegels Ruhm „eine natürliche Tochter des Skandals“ gewesen sei, der Skandalmacher war aber bekanntlich gar nicht August Wilhelm, sondern Friedrich Schlegel. Heine exemplifiziert hierbei auf Bürger — wir haben schon bemerkt, daß Schlegels Kritik bei aller Strenge im Gegensatz zu der Schillers steht, wovon Heine keine Ahnung hat. Und das will Geschichte schreiben, und ein Julian Schmidt erklärt das Geschreibsel für das beste Werk über die Romantik! Der Merkwürdigkeit halber sei auch noch erwähnt, daß Heine die Gedichte Bürgers „die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen“ nennt, „welchen eine Aristokratie von hannoverschen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälte“ — einen andern Grund für diese Behauptung, als daß, wie er selbst bemerkt, Bürger gleichbedeutend mit citoyen ist, dürfte er dafür schwerlich gehabt haben. Natürlich werden auch Schlegels Vorlesungen, zumal die über die dramatische Literatur, heruntergemacht, und es wird das Lob des von Schlegel scharf charakterisierten Racine gesungen („Wer weiß, wie viele Taten aus Racines zärtlichen Versen erblüht sind“ — Goethes Worte waren, wie man sich erinnert, tot!). Schlegel ist hier wie auch in seiner Verdammung des Euripides gewiß zu weit gegangen, aber seine (bedingte) Behauptung, daß die Franzosen das prosaischeste Volk der Welt seien, und daß es in Frankreich gar keine Poesie gäbe, hat im Hinblick auf die französische klassische Literatur immerhin einen gesunden Kern und wird durch Heines leicht durchsichtige captationes benevolentiae gegen die Franzosen nicht widerlegt, wohl aber durch die neuere Entwicklung ihrer Literatur, ihre Béranger, Viktor Hugo, vor allem Musset. Wenn Heine dann das Bild eines deutschen Dichters älterer Zeit folgendermaßen malt: „Ein deutscher Dichter war ehemals ein Mensch, der einen abgeschabten, zerrissenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte

für einen Taler das Stück verfertigte, statt der guten Gesellschaft, die ihn abwies, desto bessere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Gosse lag, zärtlich geküßt von Lunas gefühlvollen Strahlen. Wenn sie alt geworden, pflegten diese Menschen noch tiefer in ihr Elend zu versinken, und es war freilich ein Elend ohne Sorge, oder dessen einzige Sorge darin besteht, wo man den meisten Schnaps für das wenigste Geld haben kann", so beweist er damit wieder nur, daß er von der Entwicklung der deutschen Literatur auch nicht die bescheidenste Vorstellung hatte. Gewiß, es hat solche „Dichter" gegeben, in Deutschland wie anderswo, aber schon im Barock- und Rokoko-Zeitalter sahen die führenden Geister im allgemeinen anders aus, sind von Opitz und Fleming bis Brockes und Haller durchschnittlich durchaus respektable Persönlichkeiten; seit Klopstock dann trug unser Volk seine Dichter. Dagegen beweisen die paar Ausnahmen wie Günther und Bürger nicht das Geringste; „Dichter" zehnten Grades aber kommen überhaupt nicht in Betracht, es ist auch im nationalen Interesse immer noch besser, daß diese zu Grunde gehen, als daß sie sich auf die Zeitungsschreiberei werfen und ihre größeren „Kollegen" verreißen. Heine bringt seine Schilderung übrigens auch nur als Kontrast zu der dann folgenden persönlichen Schilderung A. W. Schlegels, die wir bereits berührt haben. — Friedrich Schlegel behandelt er günstiger als August Wilhelm, wohl, weil er sich ihm verwandter fühlte und die „Vorlesungen über die Geschichte der Literatur" benutzte. Der Tadel der „unzüchtigen Nichtigkeit" der „Lucinde" nimmt sich im Munde des Verfassers der „Bäder von Lucca" und der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" natürlich höchst eigenartig aus.

Daß Tieck ein Dichter sei, erkennt Heine zunächst an und meint, er sei einst trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit wie der delphische Gott gewesen — nein, ganz so war's nicht. Dann setzt aber nach und nach der Tadel gegen Tieck ein, und wir vernehmen zuerst, daß die Werke,

die Tieck in seiner ersten Manier schrieb, sehr unbedeutend, ja sogar ohne Poesie seien — was auch wieder nur halb stimmt. Die Berührung mit den Schlegel habe dann Tiecks Poesiereichtum emporgerufen: „Herr Tieck mußte für die Schule die schon erwähnten satirischen Lustspiele schreiben und zugleich nach den neuen ästhetischen Rezepten eine Menge Poesie jeder Gattung verfertigen" — das ist nicht nur geschichtlich unrichtig, sondern auch an und für sich Unsinn („trunken von lyrischer Lust" und „nach Rezepten"!), aber selbstverständlich steckt herabziehende Tendenz darin. Die Charakteristik der Novellen, die „Herr Tieck in seiner zweiten Manier geschrieben", wie „Der blonde Ekbert", ist wenigstens von ungefähr richtiger Ahnung getragen, wenn sie auch das eigentlich Bezeichnende nicht herausfindet und nur die übliche „Heinische" Romantik gibt. In der dritten Periode soll Tieck von Goethe bestimmt sein — das ist wahr, aber nicht erschöpfend; denn selbstverständlich war Tieck in den von Goethe beeinflußten späteren Novellen auch immer noch Tieck.

„Ich kann nicht umhin zu bemerken", heißt es dann zum Schluß, „daß der Tiecksche Verstand in seinen jüngsten Novellen noch grämlicher geworden, und daß zugleich seine Phantasie von ihrer romantischen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten sogar mit gähnendem Behagen im Ehebette liegen bleibt und sich dem dürren Gemahle fast liebevoll anschließt. Herr Tieck ist jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Gestalten schaffen, und aus seinem Herzen bringen Worte, die unsere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Wesen, etwas Unbestimmtes, Unsicheres, eine gewisse Schwächlichkeit ist nicht bloß jetzt, sondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieser Mangel an entschlossener Kraft gibt sich nur allzu sehr kund in allem, was er tat und schrieb. Wenigstens in allem, was er schrieb, offenbart sich keine Selbständigkeit. Seine erste Manier zeigt ihn als gar nichts; seine zweite Manier zeigt ihn als getreuen Schildknappen der Schlegel; seine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethes. Seine Theaterkritiken, die er unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" gesammelt, sind noch das Originalste, was er geliefert hat. Aber es sind Theaterkritiken. Um den Hamlet ganz als Schwächling zu schildern, läßt Shakespeare ihn auch im Gespräch mit den Komödianten als einen guten Theaterkritiker erscheinen."

Ein gutes Beispiel dafür, wie man mit der einen Hand alles geben und mit der andern alles nehmen kann, wenn man Wahrheit und Lüge richtig mischt. Tieck war keine „Kraft", aber er war durchaus original. Später kommt Heine noch einmal auf Tieck zurück und hebt seine Unpopularität hervor. Das Finale bildet die bekannte Strophe in dem Tannhäuserliede:

„In Dresden sah ich einen Hund,
Der einst gehört zu den bessern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wässern."

Tieck hatte 1834 die Märchennovelle „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein" veröffentlicht, die sich auch gegen Heine richtet, und dieser gab nun die übliche Quittung. — Im Zusammenhang mit Tieck kommt Heine auf den „Don Quixote", den Tieck bekanntlich übersetzt hat, und über den er, Heine, allerlei Geistreiches zu Markte bringt, und dann auf Jakob Böhme und die romantische Philosophie, vor allem auf Schelling, den er haßte, wahrscheinlich von München her. Welch ein Kohl im Grunde Heines philosophische Erörterungen sind, beweist die einfache Erwähnung der Tatsache, daß er hier Fichte den „Herzog von Braunschweig des Spiritualismus" nennt, während er in dem Buche über Religion und Philosophie zum „Napoleon der Philosophie" aufrückt. Steffens und Görres werden kurz erwähnt, Görres als „beauftragt von der heiligen Alliance", als „Bluthund", als „tonsurierte Hyäne" hingestellt — in der Besprechung des Menzelschen Buches heißt es noch von ihm: „Wir sehen diesen hohen Geist immer lieber überschätzt als parteiisch verkleinert"; damals, 1828, hoffte Heine eben noch Kollege dieses Münchner Professors zu werden und machte auch noch in Rheinländerei. Notabene, der „Athanasius" erschien erst 1837. Wenn Heine dann von dem „dünnen, aber harmlosen Charakter" der deutschen Philosophie vor Schelling redet, so ergibt das auch eine hübsche Illustration dazu, daß Heines „wissenschaftliche" Arbeit stets feuilletonistische

Momentarbeit ist — später läßt er Kant die Welt umkehren. Die Charakteristiken Hoffmanns und Novalis', die dann folgen, sind sehr oberflächlich, bei Novalis fällt er geradezu in den Reisebilderstil zurück. Bezeichnend ist, daß er Goethes Wort „Lazarettpoesie" übernimmt und meint: „Oder ist die Poesie vielleicht eine Krankheit des Menschen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsstoff ist, woran das arme Austertier leidet?" Solche Bemerkungen hielt man ehedem für bedeutend und geistvoll. Auch die Charakteristiken von Clemens Brentano und Ludwig Achim von Arnim sind keineswegs gut, so sehr sie auch Julian Schmidt imponiert haben mögen. Clemens Brentanos Muse ist keine chinesische Prinzessin, die barocke Natur seiner Poesie wurzelt etwa in der Gegenreformation und zum Teil im Mittelalter, aber nicht in China. Ebenso ist Arnim nicht ohne weiteres der Dichter des Todes, er verfügt auch über einen gesunden Realismus. Manche Einzelheiten in diesen Ausführungen stimmen aber; so steckt, wie das Heine richtig empfunden hat, in Brentanos „Gründung Prags" in der Tat mehr, als man heute gemeinhin weiß, so ist Arnims „Isabella von Ägypten" in ihrer Art allerdings wundervoll, wenn auch nicht so fürchterlich unheimlich und grausig, wie Heine meint. Sehr lobenswert ist Heines Begeisterung für das Volkslied, doch hat auch er zu der falschen Anschauung von der Entstehung des Volksliedes beigetragen, die noch heute selbst bei Gelehrten grassiert. Das „Nibelungenlied" zwischen Clemens Brentano und Achim von Arnim zu stellen ist auch nicht übel; die Charakteristik Heines von ihm erscheint etwas gemacht, aber doch im Kerne treffend. — Über Jean Paul weiß Heine nicht viel Besonderes zu sagen: „Abstruse Verworrenheit, barocke Darstellungsart, ungenießbarer Stil," man kennt die Redensarten. Hier in diesem Kapitel findet sich die Bemerkung, daß Sterne ebenbürtig mit Shakespeare sei — wahrscheinlich wegen der „Reisebilder" Heines —, und ferner das Lob des jungen Deutschlands, Heinrich Laubes großes flammendes Herz und Karl Gutzkows Seele voller

Poesie, die wir an anderer Stelle benutzen. Zacharias Werner und Fouqué werden im ganzen freundlich behandelt, doch kannte Heine von Werner schwerlich etwas außer dem „Vierundzwanzigsten Februar", den er eines der kostbarsten Erzeugnisse unserer dramatischen Literatur nennt, und etwa noch eine Rezension der „Mutter der Maccabäer". Es soll Werner fast gänzlich an Kenntnis der Theaterverhältnisse gefehlt haben. Von Fouqué hatte Heine nur die „Undine" gelesen, die er ganz allgemein mit Rosen und Nachtigallen charakterisiert; seine Ritterromane wirft er mit den historischen Walter Scotts zusammen und verdammt alle beide. Das ist natürlich zum Teil Berechnung; denn der historische Sinn Scotts wie überhaupt aller Respekt vor dem Gewordenen war dem radikalen Juden in tiefster Seele zuwider, zum Teil ist es aber auch Mangel an Unterscheidungsvermögen. — Auf Uhland übergehend, rühmt Heine zunächst dessen „Ernst von Schwaben" und kommt von diesem Drama auf Raupach und die Birch-Pfeiffer, die natürlich eine ganze Lage Witze ins Gesicht bekommen. Darauf kehrt er zu Uhland zurück und leistet sich ein Meisterstück der Herabsetzung. „Ich bin in diesem Augenblick in einer sonderbaren Verlegenheit," beginnt er. „Ich darf die Gedichtsammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbesprochen lassen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs solcher Besprechung günstig ist. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erscheinen, und ehrliche und offene Worte könnten als Mangel an Nächstenliebe gedeutet werden. In der Tat, die Sippen und Magen der Uhlandschen Muse und die Hintersassen seines Ruhmes werde ich mit der Begeisterung, die mir heute zu Gebote steht, schwerlich befriedigen." Ja, da fragt sich doch jeder, weshalb er nicht einen Tag mit besserer Stimmung abgewartet. Aber natürlich stellt er sich nur an, er *ist* perfid. Oder war er wirklich so beschränkt, nicht zu empfinden, daß das Gedicht „Der schöne Schäfer zog so nah", auf dem er herumreitet, nur für Uhlands erste, seine „ossianische" Periode charakteristisch sei, daß der schwäbische Dichter in der

Totalität seiner Gedichte etwas ganz anderes und viel mehr sei? Da ist dann immer von dem elegischen Dichter, der die katholisch-feudalistische Vergangenheit in so schönen Balladen und Romanzen zu besingen wußte, von dem Ossian des Mittelalters die Rede, da soll es schärferen Blicken als denen Heines nicht entgangen sein, daß „das hohe Ritterroß mit seinen bunten Wappendecken und stolzen Federbüschen nie gepaßt habe zu seinem bürgerlichen Reiter, der an den Füßen statt Stiefeln mit goldenen Sporen nur Schuhe mit seidenen Strümpfen und auf dem Haupte statt eines Helms nur einen Tübinger Doktorhut getragen hat", daß Uhland „die naiven, grauenhaft kräftigen Töne des Mittelalters nicht eigentlich in idealisierter Wahrheit wiedergibt, daß er sie vielmehr in eine kränklich-sentimentale Melancholie auflöst; daß er die starken Klänge der Heldensage und des Volksliedes in seinem Gemüt gleichsam weich gekocht habe, um sie genießbar zu machen für das moderne Publikum". Gewiß hat kein Dichter weniger an das Publikum, und gar an das moderne, gedacht als Ludwig Uhland, wohl aber entspricht seine Auffassung des Mittelalters, schon die erste elegische (man vergleiche Jung-Stilling und Maler Müller) durchaus der, die im deutschen Volke selber herrschte, und Uhland hat sie immer reicher und kräftiger entwickelt, wie ja schon die bloße Erwähnung von Balladen wie „Schwäbische Kunde" und „Junker Rechberger", „Graf Eberstein" und „Graf Eberhard der Rauschebart" beweist, die keine Spur von Weichlichkeit haben. Man kann von Heine keine Sympathie für das Mittelalter verlangen, aber was er Uhland verdankte, hätte er doch eigentlich wissen sollen — noch seine späteren Balladen gehen, wie wir sehen werden, öfter auf Uhlandsche Muster zurück. Perfid ist es auch, wenn es später heißt: „Und hier ist der Ort, wo ich noch manchen von der romantischen Schule rühmen kann, der in Betreff des Stoffes und der Tonart seiner Gedichte die sprechendste Ähnlichkeit mit Herrn Uhland bedeutet, auch an poetischem Werte ihm nicht nachzustehen braucht und sich etwa nur durch mindere Sicherheit in der

Form von ihm unterscheidet“ — folgt das billige Lob Eichendorffs, Kerners, Wilhelm Müllers, Brentanos, Chamissos, die alle, im ganzen gesehen, in Stoff und Ton von Uhland und unter sich durchaus verschieden sind — fühlte Heine das wirklich nicht? — und nur das mit ihm und untereinander gemein haben, daß — Heine sie samt und sonders wie Uhland ausgeschlachtet hat, wenn man's denn deutsch ausdrücken soll. Wohlverstanden, ich weiß, daß Heine kein bloßer Nachahmer ist, aber von fremdem Gut lebt er zuletzt denn doch, und weil er das empfand, so urteilt er hier hochmütig herablassend oder frech über seine deutschen Meister und Muster. Ich will die ganze Stelle hierhersetzen:

„Ich wiederhole es, die Leute von 1813 finden in Herrn Uhlands Gedichten den Geist ihrer Zeit aufs kostbarste aufbewahrt, und nicht bloß den politischen, sondern auch den moralischen und ästhetischen Geist. Herr Uhland repräsentiert eine ganze Periode, und er repräsentiert sie jetzt fast allein, da die anderen Repräsentanten derselben in Vergessenheit geraten und sich wirklich in diesem Schriftsteller alle resumieren. Der Ton, der in den Uhlandschen Liedern, Balladen und Romanzen herrscht, war der Ton aller seiner romantischen Zeitgenossen und mancher darunter hat, wo nicht gar besseres, doch ebenso gutes geliefert. Und hier ist der Ort, wo ich noch manchen von der romantischen Schule rühmen kann, der, wie gesagt, in Betreff des Stoffes und der Tonart seiner Gedichte die sprechendste Ähnlichkeit mit Herrn Uhland bekundet, auch an poetischem Werte ihm nicht nachzustehen braucht und sich etwa nur durch mindere Sicherheit in der Form von ihm unterscheidet. In der Tat, welch ein vortrefflicher Dichter ist der Freiherr von Eichendorff; die Lieder, die er seinem Roman ‚Ahnung und Gegenwart‘ eingewebt hat, lassen sich von den Uhlandschen gar nicht [!] unterscheiden, und zwar von den besten derselben. Der Unterschied besteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfrische und der krystallhafteren Wahrheit [!] der Eichendorffschen Gedichte. Herr Justinus Kerner, der fast gar nicht bekannt ist, verdient hier ebenfalls eine preisende Erwähnung; auch er dichtet in derselben Tonart und Weise die wackersten Lieder; er ist ein Landsmann des Herrn Uhland. Dasselbe ist der Fall bei Herrn Gustav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den schwäbischen Gauen hervorgeblüht, und uns noch jährlich mit hübschen und duftenden Liedern erquickt. Besonderes Talent besitzt er für die Ballade, und er hat die heimischen Sagen in dieser Form aufs erfreusamste besungen. Wilhelm Müller, den uns der Tod in seiner heitersten Jugendfülle entrissen, muß hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutschen Volksliedes klingt er ganz

zusammen mit Herrn Uhland; mich will es sogar bedünken, als sei er in solchem Gebiete manchmal glücklicher und überträfe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geist der alten Liedesform und brauchte sie daher nicht äußerlich [!] nachzuahmen; wir finden daher bei ihm ein freieres Handhaben der Übergänge und ein verständiges Vermeiden aller veralteten Wendungen und Ausdrücke. Den verstorbenen Wetzel [Karl Friedrich Gottlob Wetzel aus Bautzen, 1779—1819, Konvertit], der jetzt vergessen und verschollen ist, muß ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er ist ein Wahlverwandter unseres vortrefflichen Uhlands, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinschmelzender Innigkeit. Diese Lieder, halb Blume, halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der älteren Jahrgänge [1817 und 1818] von Brockhaus' ‚Urania'. Daß Herr Clemens Brentano seine meisten Lieder in derselben Tonart und Gefühlsweise wie Herr Uhland gedichtet hat, versteht sich von selbst; sie schöpften beide aus derselben Quelle, dem Volksgesange, und bieten uns denselben Trank; nur die Trinkschale, die Form ist bei Herrn Uhland gerundeter. Von Adalbert von Chamisso darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er teilnahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigentümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört. Aber in den Liedern seiner früheren Periode weht derselbe Odem, der uns aus den Uhlandschen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmut, dieselbe Träne . . . Chamissos Tränen sind vielleicht rührender, weil sie, gleich einem Quell, der aus dem Felsen springt, aus einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen."

Das ist ein ganz infames Geseires (Pardon!), bis fast in jede Einzelheit falsch und verlogen; denn beispielsweise ist doch Uhland der große schwäbische Balladendichter und nicht Schwab, beispielsweise ist doch Wilhelm Müller der bloße Nachahmer des Volksliedtones und nicht Uhland, dessen hierher gehörige Gedichte wie „Es zogen drei Bursche" direkt Volkslieder sind, der in der Tat wie ein alter Volkssänger schafft, beispielsweise hat Chamisso Uhland unzweifelhaft nachgeahmt, ohne ihm übrigens im Wesen irgendwie zu gleichen, er ist weit mehr Nachempfinder als der durchaus originale Uhland. Aber Uhland war Heines gefährlichster Konkurrent, war volkstümlich, daher mußte er heruntergemacht werden.

Den eigentlichen Lyriker Uhland, den unaufdringlichsten und keuschesten unserer Dichter, unterschlägt Heine ganz — Unaufdringlichkeit war ihm freilich wohl unverständlich. Die Uhland-Charakteristik schließt dann: „Herr Uhland ist nicht der Vater einer Schule, wie Schiller und Goethe oder sonst einer, aus deren Individualität ein besonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenossen einen bestimmten Widerhall fand. Herr Uhland ist nicht der Vater, sondern er ist selbst nur das Kind einer Schule, die ihm den Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht ursprünglich angehört, sondern den sie aus früheren Dichterwerken mühsam hervorgequetscht hatte. Aber als Ersatz für diesen Mangel an Originalität, an eigentümlicher Neuheit bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die ebenso herrlich wie selten sind. Er ist der Stolz des glücklichen Schwabenlandes, und alle Genossen deutscher Zunge erfreuen sich dieses edlen Sängergemütes. In ihm resumieren sich die meisten seiner lyrischen Gespielen von der romantischen Schule, die das Publikum jetzt in dem einzigen Manne liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um so inniger, da wir im Begriffe sind, uns auf immer von ihm zu trennen." Das ist ekelhaft. Nein, Herr Heine hat sich doch getäuscht, wir sind jetzt im Begriff uns von ihm selber auf immer zu trennen (mag auch ein halbes Dutzend deutscher Dichter mit großem Namen jetzt noch für sein Denkmal eintreten), Uhland aber werden wir festhalten, solange wir als Volk leben; denn er ist der deutscheste unserer Dichter, die schlichteste Verkörperung unserer Volksnatur. — Der Schluß der „Romantischen Schule" bringt die übliche politische Hundekomödie mit „Partei der Lüge", „Schergen des Despotismus", „Christentum wie eine Spinne", „heiliger Name Napoleon". Man begreift nicht, wie man die Heinische Pfuscherei mit ihrer augenscheinlichen Perfidie und der offenbaren Tendenz, sich selbst zum einzigen großen deutschen Lyriker oder gar Dichter neben Goethe emporzuschwindeln, je für etwas hat halten können.

Daß Heine in all seinen Prosaschriften weiter nichts als der Macher seines Ruhmes ist, läßt sich ernsthaft nicht bestreiten; seinem Ruhme diente das Herunterreißen seiner Feinde und Konkurrenten, seinem Ruhme das Aufloben seiner Freunde. Er hatte früh die bestimmte Absicht gehabt, eine Schule zu bilden (vgl. den Brief an J. H. Detmold vom 15. Februar 1828: „Ich gehe nach Italien, sammle mich, kehre gerüstet nach Norddeutschland zurück und bilde eine Schule. Es tut not, daß einer das Nötige tue“), was für ihn selbstverständlich sehr charakteristisch ist; nach 1830 erhielt er dann etwas wie eine solche in dem jungen Deutschland, aber er hat nicht viel Freude an ihr erlebt, trotzdem er sich mit ihr Mühe genug gegeben hat. Hier mag nun die Stelle aus der „Romantischen Schule“ über Laube und Gutzkow stehen:

„Ich habe den Namen Heinrich Laube genannt; denn wie könnte ich von dem jungen Deutschland sprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendsten hervorleuchtet? Heinrich Laube, einer jener Schriftsteller, die seit der Julirevolution aufgetreten sind, ist für Deutschland von einer sozialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann. Er hat alle guten Eigenschaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden, und verbindet damit den apostolischen Eifer des jungen Deutschlands. Dabei ist seine gewaltige Leidenschaft durch hohen Kunstsinn gemildert und verklärt. Er ist begeistert für das Schöne ebenso sehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein scharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, selbst wenn sie als Kämpen für noble Gesinnung dem Vaterlande nützen. Dieser Kunstsinn, der ihm angeboren, schützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotischen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unseren großen Meister Goethe zu verlästern und zu schmähen. — In dieser Hinsicht verdient auch ein anderer Schriftsteller der jüngsten Zeit, Herr Karl Gutzkow, das höchste Lob. Wenn ich diesen erst nach Laube erwähne, so geschieht es keineswegs, weil ich ihm nicht ebensoviel Talent zutraue, noch viel weniger, weil ich von seinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Karl Gutzkow muß ich die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kraft und des urteilenden Kunstsinnes zuerkennen, und auch seine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffassung unserer Zeit und ihrer Bedürfnisse; aber in allem, was Laube schreibt, herrscht eine weit austönende Ruhe, eine selbstbewußte Größe, eine stille Sicherheit, die mich persönlich tiefer anspricht, als die pittoreske, farbenschillernde und stechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkowschen Geistes. Herr

Karl Gutzkow, dessen Seele voller Poesie, mußte, ebenso wie Laube, sich zeitig von jenen Zeloten, die unseren großen Meister schmähen, aufs bestimmteste lossagen. Dasselbe gilt von den Herren L. Wienbarg und Gustav Schlesier, zwei höchst ausgezeichneten Schriftstellern der jüngsten Periode, die ich hier, wo vom jungen Deutschland die Rede ist, ebenfalls nicht unerwähnt lassen darf. Sie verdienen in der Tat, unter dessen Chorführern genannt zu werden, und ihr Name hat guten Klang gewonnen im Lande."

Wer den ganzen Skandal und Jammer des jungen Deutschlands kennt, wer da weiß, daß das große flammende Herz eines Heinrich Laube in der Tat das eines kleinen Cliquenjournalisten war, der sich über die Erfolge einer Birch-Pfeiffer aufregte und sich von Heine (siehe den oben angeführten Brief!) sogar schmutzige Geschäfte zumuten ließ, wer da weiß, daß der hohe Kunstsinn Heinrich Laubes einen großen Dichter wie Hebbel fast ganz um seinen unmittelbaren Erfolg gebracht, dagegen die französische Sittenkomödie mit dem größten Wohlbehagen bei uns eingeführt hat, wer einmal in die Gutzkowsche Seele, leider mit kleinlichem Neid statt mit Poesie gefüllt, gründlich hineingeblickt hat, der versteht solche Heinische Lobeshymnen, bei denen man das Bild der Katzenpfote mit eingezogenen Krallen nicht los wird, nach Gebühr zu schätzen. Die beste Schilderung des jungen Deutschlands ist unzweifelhaft immer noch die von dem trefflichen Juden Emil Kuh in dessen Biographie Hebbels:

„Fortan galt der literarische Betrieb als der oberste Grundsatz der sogenannten neuen Dichtung; der geschäftliche Umsatz in Redensarten und Deklamationen, in Kameradschaft und Eigenlob war der Hauptpunkt geworden. Die virtuose Handhabung des Geschäftlichen hatte Heine gelehrt, der unter hundert Briefen neunzig in seinem persönlichen Interesse schrieb, der jedes Zeitungsblatt ängstlich überwachte, ob die guten Freunde rührig und die Gegner schweigsam seien. Bei Goethe, Schiller, Winckelmann, aber auch bei Ludwig Tieck, Ludwig Uhland, Justinus Kerner war die poetische oder schriftstellerische Leistung eine von dem Verlag und der buchhändlerischen Verbreitung derselben ganz und gar getrennte Sache. ‚Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunstwerkes in und an sich selbst; jene denken an dessen Wirkung nach außen, um welche sich der wahre Künstler gar nicht bekümmert, so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Kolibri hervorbringt.' So lauten einige Briefzeilen Goethes an Zelter. Bei den Neuen, den Modernen hingegen fielen Produktion und Leipziger

Messe schon im Entwurfe zusammen; das Erste war ohne das Zweite hier kaum denkbar. Der jungdeutsche Schriftsteller illustrierte, was Karl Rosenkranz über Reinholds Schreiblust bemerkt: ‚Er hat immer schon geschrieben, er ist schon gedruckt, bevor er noch gedacht hat.‘ Mit Politik und Gesellschaftsmoral, mit Demokratie und Volkswohl hatten die Zöglinge der Julirevolution begonnen, bei Bücherkritiken und Persönlichkeitsfehden, Belletristenarbeit und Journalgezänk waren sie angelangt. Wenn wir Heine als geistige und dichterische Potenz gebührendermaßen von den Literaten jener Tage trennen [das tue ich natürlich nicht], so werden wir über diese sagen müssen, daß die angeblichen Erneurer unserer Literatur nichts hervorgebracht haben, was in seinen Anregungen nachhaltig und was in der Form durchgebildet gewesen wäre. Die überhinhuschende Kritik hatte an pointierter Handfertigkeit, der politische Korrespondenzbericht an perfider Gewandtheit gewonnen, aber weder der künstlerischen Gestaltung, noch der Schönheit oder Klarheit der Sprache war ein bedeutsamer Vorteil erwachsen. Vielmehr schreibt sich seit jener Zeit neben der Respektlosigkeit im Urteilen die Haarkräusler-Galanterie und Tanzmeister-Nonchalance im Ausdruck her, sowie die plumpe Wohldienerei gegen den Tag und das lächerliche Schlagwort: Modern. Auch die damals aufgekommene Unart, welche Klaus Groth hervorhebt: eine physische oder moralische Eigenschaft nicht dem Menschen direkt, sondern einem Accidens an ihm beizulegen, z. B. ein Mann mit einem gutmütigen Hute [sie stammt von Heine, und R. M. Meyer bewundert sie noch jetzt], dieses Ausdrucksmittel unsinnlicher Schriftsteller, ist noch heutzutage der beliebte Behelf jener Leute, welche vom Geist im Stiche gelassen, das Prädikat des Geistreichen ansprechen und erhalten. Die Reformatoren der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts sind Verwüster unserer Gesittung und Sprache gewesen.“

Nun, Heine sollte selber bald erkennen, welch ein Geschlecht er großgezogen. Zunächst machte er mit Menzel, der ja auch halb und halb zum jungen Deutschland gehörte, sehr schlechte Erfahrungen, und wenn es ihm auch gelang, diesen „Denunzianten“ durch seine Verleumdungen einigermaßen unschädlich zu machen, Gutzkow, einst Menzels Vertrauter und ihm von Natur nahestehend, nahm, wenn er sich auch mit Menzel überworfen, sozusagen den Handschuh wieder auf. Sobald er in seinem „Telegraphen“ eine feste journalistische Position hatte, suchte er die Führerschaft des jungen Deutschlands an sich zu reißen und trat auch als Mentor Heines auf, warnte ihn in einem großen Briefe davor, seine neuen Dirnengedichte drucken zu lassen („Nennen Sie mir

die Nation, die solche Sachen in ihre Literatur aufgenommen hat? Wer hat in England, in Frankreich dergleichen zum Jokus der Kommis herausgegeben, Gedichte, die man sich vorliest im Tabaksqualm bei ausgezogenen Röcken, in einem gemieteten Zimmer, unter leeren Flaschen, die auf dem Tische stehen? Béranger scheut sich nicht, von einem nächtlichen Besuch bei einer Grisette zu sprechen, aber sagt er: ‚ich habe mich wohlbefunden?‘ Spricht sich bei ihm je das Gefühl von Übersättigung und aufgestachelter heimlicher Trägheit aus? Ich verletze Sie, indem ich dies schreibe, aber ich muß es Ihnen sagen, denn Sie scheinen in einer Sorglosigkeit über Ihren Namen befangen, die grenzenlos ist. Sie gehören doch einmal den Deutschen an und werden die Deutschen nie anders machen, als sie sind. Die Deutschen sind aber gute Hausväter, gute Ehemänner, Pedanten und, was ihr bestes ist, Idealisten") und wagte sogar zu sagen, daß Heines Begriffe von Poesie in einer theoretischen Verwirrung zu sein schienen. Heine geriet durch den Gutzkowschen Brief, der diesem immerhin Ehre macht, in große Verlegenheit, so daß er Campe fragte, was er tun solle. Dann schrieb er eine Antwort, die sein Biograph Prölß ein kleines Meisterstück nennt, die aber „faul" durch und durch ist. Ich zitiere nur die eine Stelle über die anstößigen Gedichte: „Ich glaube überhaupt, bei späterer Herausgabe kein einziges dieser Gedichte verwerfen zu müssen, und ich werde sie mit gutem Gewissen drucken, wie ich auch den Satirikon des Petron und die römischen Elegien des Goethe drucken würde, wenn ich diese Meisterwerke geschrieben hätte. Wie letztere sind auch meine Gedichte kein Futter für die rohe Menge. Sie sind in dieser Beziehung auf dem Holzwege. Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften oder allzu natürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. Ein eigentliches Urteil können nur wenige Deutsche über diese Gedichte aussprechen, da ihnen der Stoff selbst, die abnormen Amouren in einem Welthaus, wie Paris ist, unbekannt sind.

Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheirateten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage. Mein Wahlspruch bleibt: Kunst ist der Zweck der Kunst, wie Liebe der Zweck der Liebe und gar das Leben selbst der Zweck des Lebens ist." Wer war es doch, der sich nicht genug über Goethes „Kunstidee" entrüsten konnte? Jetzt taucht hier plötzlich das l'art pour l'art auf — Heine konnte eben immer auch anders. Sehr hübsch ist noch die folgende Bemerkung in dem Briefe: „Ehrlich gestanden, die großen Interessen des europäischen Lebens interessieren mich noch immer weit mehr als meine Bücher", auch die Wendung: „Ich danke Ihnen nochmals für das Wohlwollen, mit welchem Sie mich auf den Splitter, den Sie in meinem Auge bemerkt haben, aufmerksam machen." Die weitere Entwicklung des Verhältnisses zu Gutzkow, das dann durch Heines Buch über Börne den großen Riß bekam, wollen wir nicht darstellen, die Lumpereien des jungen Deutschlands gehen uns, Gott sei Dank, heute nichts mehr an. Man wird vielleicht zugeben müssen, daß sich dann Gutzkow nicht ganz untadelig benahm, obschon er einem Heine gegenüber immer der bessere Mann, selbst vielleicht der größere Geist bleibt (denn seine späteren Zeitromane sind als Niederschlag wirklicher Zeiterfassung weit wertvoller als Heines Werke). Heine haßte Gutzkow später auf den Tod, dieser hatte ihn eben schwach gesehen, und das konnte er nicht verzeihen. Aber er ging nie öffentlich gegen ihn vor, er scheute den mächtigen Journalisten; nur in geheimen Niederschriften (siehe die „Gedanken und Einfälle"), in Briefen, besonders denen an Laube, und in Privatgesprächen schüttete er seinen ganzen Ingrimm und seine ganze Bosheit über Gutzkow aus. Als Hebbel 1843 in Paris war, sagte Heine zu diesem, daß die Natur in Gutzkow alles Kleine und Kleinliche vereinigt habe, wie in Napoleon alles Große. Hebbel ist, wie ich hier gleich erwähnen will, einer der wenigen deutschen Dichter, die Heine unbeschmutzt gelassen hat. Er respektierte in ihm die Kraft, und übrigens war Hebbel, der Dramatiker, wie Immermann und Grabbe, ja

kein Konkurrent. In der Vorrede zur zweiten französischen Ausgabe der „Lutetia“ erhielt Hebbel sogar ein offizielles Lob: „Jedenfalls sind sie [Kleist, Immermann und Grabbe] seither nicht übertroffen worden, obgleich das deutsche Theater der Gegenwart zwei Dichter von dem seltensten Verdienst in der Person meiner Freunde Friedrich Hebbel, des Dichters der „Judith“, und Alfred Meißner, des Autors der Tragödie „Das Weib des Urias“ besitzt. Der erste ist ein Geistesverwandter von Kleist und Grabbe, und es ist nicht Sache eines banalen Kritikers, sein Genie zu würdigen.“ Hebbel war schwach genug, den Freundestitel, den ihn Heine ex abrupto erteilte (sie waren schon in Paris auseinander- oder vielmehr überhaupt nicht zusammengekommen) zu acceptieren, obgleich ihn doch schon die Gesellschaft, in der er gelobt wurde — Meißner wurde der einzig berechtigte Erbe Friedrich Schillers in Deutschland genannt! — bedenklich hätte machen sollen. Aber er war durch Lob nicht eben verwöhnt, und nun zieht Herr Karpeles aus diesem Ausnahmeverhältnis eines deutschen Dichters zu Heine seinen Profit.

Inzwischen war übrigens über Heine das Strafgericht hereingebrochen, das er lange verdient, zu dessen Vollstreckung sich aber der richtige Mann bisher nicht gefunden hatte. Im dritten Bande seines „Salon“, 1836, hatte Heine eine feuilletonistische Kompilation „Elementargeister und Dämonen“ veröffentlicht, in der sich sein schon genanntes Tannhäuserlied befindet, das in eine Verhöhnung der deutschen Zustände ausläuft. Es enthält u. a. die Stelle:

„In Schwaben besah' ich die Dichterschul',
Gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Kackstühlchen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.“

Diese Strophe und natürlich auch die Verunglimpfung Uhlands in der „Romantischen Schule“ veranlaßte die schwäbischen Dichter zunächst vom Chamisso-Schwabschen Musenalmanach zurückzutreten, als dort im Jahrgang 1837 Heines Bildnis erscheinen sollte, und darauf veröffentlichte

Gustav Pfizer in der von Menzel herausgegebenen „Deutschen Vierteljahrsschrift“ von 1838 noch den großen Aufsatz „Heines Schriften und Tendenz“, der, wie bereits gesagt, nicht mehr und nicht minder als die Vernichtung Heines bedeutet. Ich habe schon in der Einleitung auf seine Bedeutung hingewiesen und sage hier noch ausdrücklich: Es ist eine Schande, daß niemand in Deutschland sich um diesen Aufsatz gekümmert hat, daß sich alle deutschen Literaturhistoriker, soweit ich sehe, durch das windige Gewitzel Heines im „Schwabenspiegel“ über die Bedeutung dieser männlichen Tat Gustav Pfizers haben hinwegtäuschen lassen. Pfizer, wenn er auch kein großer Dichter war, besaß das, was Heine vollkommen fehlte, Charakter und gründliche Bildung, und so war er ihm mehr als gewachsen. Leider kann ich den ganzen großen Aufsatz von 80 Seiten hier nicht abdrucken lassen, ich will aber doch eine Übersicht seines Inhaltes mit einigen Auszügen geben. Pfizer stellt zunächst fest, daß Heine sich selbst gewissermaßen für vogelfrei erklärt hat, und rückt ihm mit dem folgenden schweren moralischen Geschütz auf den Leib:

„Auch dann besteht jenes normale Verhältnis zwischen dem Kritiker und dem Autor nicht mehr, wenn der letztere ausdrücklich oder tatsächlich seinen festen Entschluß zu erkennen gibt, von seiner Art und Weise in keinem Fall mehr zu lassen, auf Vorstellungen, Einwendungen und Tadel keine Rücksicht zu nehmen, und seiner Manier, seiner Laune allein zu folgen. Und dies, glauben wir, ist die Stellung, in welche Heine der Kritik gegenüber getreten ist; nicht als ob wir meinten, es sei ihm gleichgültig, gelobt und gepriesen zu werden, es läge ihm nicht daran, besprochen zu werden, per hominum ora tractari; aber wir hegen die Überzeugung, weder in Beziehung auf die Richtigkeit und Wahrheit des Inhalts seiner Schriften wünscht und verlangt er irgend Winke und Belehrungen, noch werden Reflexionen über die Tendenz, über den sittlichen Gehalt, über den ästhetischen Wert, über die moralischen Wirkungen seiner Produktionen einen fruchtbaren Eindruck auf ihn machen und ihn zum Nachdenken, zum Prüfen, zum Umkehren vermögen. Wenn diese Überzeugung uns einerseits mancher Rücksichten entbindet, welche die Kritik da zu nehmen hat, wo sie dem Autor selbst durch Tadel und Zurechtweisung nützlich zu werden hoffen kann, in welchem Falle sie die Pillen versilbert und den Rand der bitteren Schale mit Honig bestreicht: so schärft sie zugleich das Bewußtsein unserer Pflicht dem Publikum gegenüber, je egoistischer

Heine nur seine Sache treibt und die Gesetze, welchen jeder Autor im Grunde stillschweigend zu huldigen sich verpflichtet, verlacht; und was wir dem Schriftsteller, auf dessen Bereitwilligkeit, durch ernste Gründe und wohlwollenden Rat sich überzeugen zu lassen, wir rechnen dürfen, nur leise andeuten würden, das dürfen und müssen wir dem Publikum, das er in seinen Bann zu bekommen trachtet, unumwunden und offen, warnend und abmahnend heraussagen... Längere Zeit, wir können dies zugeben, mochte man im Zweifel sein, was man bei Heine für den eigentümlichen Kern und die Substanz seines Wesens, was dagegen für zufällige Zutat und Auswuchs halten sollte, ob das Erz die Schlacken überwiegen, ob aus der schillernden Schlangenhaut ein Kakodämon oder ein Agathodämon hervorbrechen würde? Der Dichter konnte einem das strenge Maß aus den Händen schmeicheln und manche Sünden, deren man den Autor und den Menschen zu zeihen sich berechtigt glaubte, mit einem glänzenden Firnis bedecken und beschönigen; durch die anscheinende Harmlosigkeit, durch den oft affektierten Leichtsinn, durch das scherzhafte Preisgeben seiner eigenen Person konnte sich die Kritik eine Zeitlang entwaffnen lassen, und es gab eine Zeit, wo man etwa geneigt sein mochte, ihm das Prädikat eines „ungezogenen Lieblings der Grazien“ zu gönnen, wobei man immer noch einen Abstand zwischen ihm und Aristophanes annehmen konnte, so groß etwa als zwischen der Konditorei von Stehely in Berlin und der Akademie in Athen. Aber diese verblendete Langmut mußte ihr Ende erreichen, als Heine, mehr und mehr die Dichterlarve abwerfend und die Farben seiner Poesie nur zu gelegentlicher Dekorationsmalerei in seinen anderweitigen Schriften verwendend, sich selbst jener Entschuldigungen begab, womit die ihm Wohlwollenden seine Unarten zudeckten, als er statt des poetischen Strebens: die Welt zu ergötzen und zu erfreuen, sich die „Mission“ beilegte: die Menschheit als „Apostel“ neuer Lehren zu unterrichten, als er anfing wie ein Meister vom Stuhl sich zu gebärden — freilich auch wieder von einem Freimaurer-Meister, in anderer Art, so sehr verschieden wie von einem Aristophanes. Heine kann jetzt nicht mehr vorschützen, daß er nur ein harmloser, etwas leichtsinniger Dichter, eine honigsammelnde Biene sei, die sich nur in der Notwehr des Stachels bediene; er hat mehr von der Natur der Wespe angenommen, oder gar der Hornisse — doch ist sein Stachel, so viel wir wissen, noch keines Mordes schuldig geworden, obgleich es ihm nicht an Genossen fehlt, so daß sie leicht zu drei oder sieben einen Mann oder ein Roß sollten töten können. Wir müssen, da Heine in neuerer Zeit so ganz die Poesie verlassen hat — oder die Poesie ihn —, seine dichterische Periode von der prosaischen einigermaßen trennen, wobei wir zwar keineswegs übersehen, daß auch seine prosaischen Schriften noch hin und wieder etwas von den disjecti membra poetae aufweisen, zugleich aber auch im voraus bemerken, daß man die in seinen späteren Schriften

deutlicher und unverhüllter hervortretende Tendenz auch in seinen Poesien schon im Keime zu finden berechtigt ist; wir wollen Heine, trotz seiner vielbesprochenen *Zerrissenheit*, eine gewisse *Einheit* und Konsequenz gar nicht absprechen; wir anerkennen, daß in all seinem Treiben und Schaffen eine *Methode* ist; ob aber jene Einheit eine gediegene, ob diese Methode eine die Erreichung eines würdigen Zieles verbürgende sei, muß sich im Verlaufe unserer Erörterung ergeben.“

Man ersieht schon aus dieser Probe, daß Pfizers Arbeit Hand und Fuß hat. Er beginnt dann die gründliche Untersuchung der Werke Heines, zunächst der Spukgedichte, wobei konstatiert wird, daß Heine „nicht einmal als Dichter“ an sein Gespenstervolk glaubt, dann auch der erotischen Gedichte, wobei ihm Pfizer unseres Erachtens noch viel zu viel zugesteht, wenn er auch die parodistische Natur der späteren Liebeslyrik hervorhebt. Sehr schön schildert Pfizer die Wirkung der Heinischen Dichtung auf die schwächeren Talente und Halbgebildeten: „Die Nachlässigkeit und Ungeniertheit, womit Heine seine Lieder hinwarf, ohne auf Metrum und Reim [scheinbar] besondere Sorgfalt zu verwenden, die Leichtigkeit, womit er die gewöhnlichsten Dinge in die Poesie hereinzog und zuweilen zu Poesie wirklich erhob, schienen nicht Wenigen das wahre Geheimnis der Poesie zu sein, und sie lernten ihm treulich ab, wie er sich räusperte und spuckte. Weil Heine schöne Bilder und Empfindungen oft in nachlässige Verse kleidete, hielten sie schlechte Reime für den Schlüssel zur Poesie; weil sich bei Heine oft Unwürdiges in die sonst trefflichen Lieder einschlich, machten sie auf das Gemeine Jagd, und den die echte Poesie tötenden Witz hielten sie für ihr Lebensprinzip. Jeder, dem es spatzenhaft zu Mute war, glaubte seine „Mission“ zum Dichter à la Heine in der Brust zu empfinden und begann sich damit zu legitimieren, daß er aus Heines Gedichten unerhört stahl.“ Von hier aus begreift man erst die Mission Platens. „Bei aller Virtuosität der Phantasie“, heißt es dann über Heine selbst weiter, „fehlt es Heine unseres Erachtens an dem Vermögen der Komposition im höhern Sinn; bei der poetischen Lust fehlt ihm, wir wollen gar nicht einmal sagen der sittliche, es fehlt ihm schon der

künstlerische Ernst, der sich selbst bei den leichtesten und frivolsten Erzeugnissen in der sorgfältigen Ausarbeitung des Einzelnen, in der künstlerischen Abrundung des Ganzen, bei einem Anakreon wie einem Béranger beurkundet. So ziemlich als Regel gilt von Heines Gedichten, daß die kürzesten die schönsten sind; sobald sie etwas ausgedehnter werden, sobald bemächtigt sich auch gleichsam ein feindseliger Dämon derselben und beschädigt und entstellt sie durch einen häßlichen Schluß; desinit in piscem mulier formosa superne; seine Phantasie ist nicht ein stetes Feuer, sondern eine rasch aufflackernde Flamme, die bald ermattet, und an deren Stelle sich dann der kalte, boshaft züngelnde Witz, der feindselige Hohn drängt." Der Witz hat nach Pfizer in Heine die Oberhand über die Einbildungskraft, „daher jene seltsamen Übertreibungen, jene unsinnigen, häufig mehr unklugen und phantastischen Verbindungen und Zusammensetzungen, jene zur stehenden Manier gewordenen Verschmelzungen von Sinnlichem und Geistigem, von Abstraktem und Konkretem, die gezwungenen monströsen Bilder und Vergleichungen", kurz, alles das, was man unter das Kapitel des épithète rare bringen könnte, und was einem gesund ästhetisch empfindenden Geiste auch die wirkliche Heinische Poesie nach und nach verleidet. Über die Dirnenpoesie, die Pfizer dann charakterisiert, haben wir selber noch bei den „Neuen Gedichten" zu reden. Zum Schluß der Abhandlung über Heines Dichtung gibt der Kritiker zu, daß sie in einer poetisch ziemlich lauen und erschlafften Zeit zunächst anregend gewirkt habe, aber dann ein Rückschlag gegen Heine eingetreten sei: „Mancher, dem Heines sprühende Phantasie, seine schäumende und farbenleuchtende Poesie wieder den poetischen Hunger gereizt, aber nicht befriedigt hatte, sucht sich jetzt wieder gesündere und kräftigere Nahrung bei andern Dichtern, so daß er, der alle Dichter zu verdunkeln sich schmeicheln mochte, und der nur Goethes Superiorität anerkannte, d. h. ‚ihn beneidete', wider seinen Willen dazu beitrug, sie in ein helleres Licht zu stellen; daß er, der als Diktator sich zu gebärden Lust zeigte, eine Reaktion herbeiführte, die den von

ihm Bedrohten oder Verachteten neuen Glanz verlieh." In der Tat schrieb Chamisso 1838: „Zu Geburtstags-, Paten-, Christ- und Brautgeschenken werden in Deutschland beiläufig 1000 Uhland [1834 2 Auflagen in einem Jahr!] und 500 Chamisso gebraucht", was Heines geheime Wut gegen Uhland reichlich erklärt.

Darauf kommt Pfizer auf den Prosaschriftsteller Heine und spricht zunächst von seinem „göttlichen Stil", den er richtig als Form des mit Absicht und Bewußtsein tätigen Geistes, als „Vehikel des Geistmachens" bezeichnet, eine „stark gewürzte Brühe (weder ein Getränk, noch eine solide Speise)" nennt, mit der die verschiedensten Gerichte angerichtet werden. „Hohes und Niedriges, Edles und Gemeines, Ernstes und Spaßhaftes, Kunst, Literatur, Politik, Wissenschaft, Religion wird gleicherweise mit dieser kostbaren Tunke übergossen und dem Publikum aufgetischt." Gut ist auch das Bild von dem Vogel Strauß, der zwar mit den Flügeln gewaltig schlägt, aber nicht fliegt — Heine reitet auf ihm in der Wüste herum. Äußerst gründlich nimmt Pfizer dann die Sprache Heines unter die Lupe, redet direkt von seiner Sprachfälscherei, dann weiter von seinem Autoregoismus, seiner frivolen Witzsucht, seinem grundlosen und gemachten Humor, seiner würdelosen Spaßmacherei, seinem absoluten Skeptizismus und Nihilismus. Er ist auch boshaft genug, dazu aufzufordern, einmal zu zählen, wie oft Heine allein in seinen prosaischen Schriften weint — ich bemerkte es früher schon. Der materialisierenden Tendenz des Heinischen Stils, der sich in grellsinnlicher Verdeutlichung des Geistigen (die etwas ganz anderes ist als Veranschaulichung) gar nicht genug tun kann, geht er noch im besonderen zuleibe. Darauf wird Heines Persönlichkeit charakterisiert, und zwar unter ausdrücklich hervorgehobener Schonung seines Privatlebens: „Heine dünkt sich, nach seinen Schriften zu urteilen, der Mittelpunkt der Welt — der Riß der Welt soll ihm mitten durchs Herz gegangen sein; er dünkt sich der Repräsentant ihrer Intelligenz [ich erinnere hierbei an unsern famosen modernen Ausdruck „die

Intellektuellen", den Heines Rassegenossen zur Zeit der Dreyfuß-Aufregung geschaffen haben], der reifste Sohn der Zeit, der reinste Ausdruck des jetzigen Bewußtseins der Menschheit und der Prophet der Zukunft zu sein. Über welche Gegenstände glaubt sich Heine nicht berufen mitzusprechen? steht er nicht auf der Höhe aller Strebungen in den verschiedensten Gebieten des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft? — nur über die Kriegskunst erinnern wir uns nicht etwas von ihm gelesen zu haben, aber wer so wie er von Napoleon trunken ist, müßte auch im Krieg, als Theoretiker wie als Praktiker, exzellieren — und überall spricht er die Sprache der Überlegenheit — des Witzes und Spottes, zum deutlichen Beweis, daß er eigentlich über das alles schon hinaus ist und seinem von höherem Licht der Wahrheit erleuchteten Blick die gesamte Welt, die seinem Geist nicht nachkommt, als eine verkehrte erscheint. Hiermit ist Heines Wesen und Ansicht am schärfsten ausgesprochen: die Welt erscheint Heine als verkehrt; davon ist aber die natürliche Folge, daß umgekehrt Heine der Welt als verkehrt erscheint, und es fragt sich nur, wer recht hat? was natürlich nicht durch Stimmenmehrheit sich entscheiden läßt." Daß Heine die Rolle des Lustigmachers wählt, um ungestraft frech sein zu können, entgeht Pfizer natürlich auch nicht, er läßt sich überhaupt nirgends täuschen: „Vielmehr müssen wir behaupten, daß er, um Effekt zu machen, den Ernst und die Wahrheit aufopfert dem Idol seiner grenzenlosen Eitelkeit, welche soweit geht, daß sie in moralischem Selbstmord dem (berühmten) Namen die Würde der Persönlichkeit zum Opfer bringt." Auch sein Ziel zeigt Pfizer klar auf: Er will Kaiser und Diktator werden in der deutschen Literatur, und eben deshalb stellt er sich als den Mann der Bewegung, den einzig wahren Vertreter des Fortschritts hin, womit er übrigens dem wahren Fortschritt nur geschadet hat: „Heine hat die Sache des Fortschritts in einem Sinn und in einem Maß ausposaunt, daß er vielmehr der Reaktion in die Hände arbeitet; es fehlt ihm am Bewußtsein eines positiven Ziels, vielleicht sogar an

dem Streben nach einem solchen, und was nach ihm fortschreitende Bewegung sein soll, gemahnt uns eher wie ein tolles im Kreis Herumspringen, dessen Folge Betäubung und Schwindel sind. Wirklich erscheint er nicht selten von einem geistigen Schwindel ergriffen, in welchem er zwar noch immer mitunter geistreich und witzig, aber halb bewußt- und sinnlos lallt" — wenn er nicht Komödie macht, füge ich hinzu. Im Anschluß hieran kommt Pfizer auf die fälschende popularisierende Tätigkeit Heines und gibt nun die gründliche Analyse des Buches über die Religion und Philosophie in Deutschland, die wir bereits erwähnten, und damit in Verbindung eine Kritik seiner Weltanschauung, weiter auch seiner politischen Stellung und seiner Ästhetik: „Seine ästhetische Weltanschauung ist nicht die höhere Verklärung einer ihr zu Grunde liegenden sittlichen Weltanschauung, nicht die über dem Kampf schwebende Ruhe eines siegreichen Herzens — es ist die sich selbst den Horizont verengende, sich verblendende faule Behaglichkeit der sittlichen Indifferenz [die er fälschlich Goethe anzudichten strebte], und so gilt ihm als Bestimmung des Menschen, des Einzelnen und der Völker, nicht der geistige und sittliche Fortschritt, sondern er, der Mann der Bewegung, verlangt nach wollüstiger Ruhe [die eben das orientalische Ideal ist]! Steigerung der Bildung hat für ihn Wert nur als Erweiterung der Genußfähigkeit, denn Genuß, nicht Tätigkeit kann nach seiner Theorie Aufgabe des Lebens sein." Darauf wird noch Heines Denunziantengeschrei vornehm abgelehnt, und dann folgen zum Schluß, die auch heute noch beherzigenswerten Worte:

„Sollen wir, müssen wir zum Schluß fragen, aus der Aufnahme und dem Beifall, welchen Heine beim lesenden Publikum auch mit seinen prosaischen Schriften gefunden hat, einen Rückschluß machen auf den Geschmack, die Gesinnungen und Ansprüche wenigstens eines großen Teils der Leser in Deutschland, und würde das Resultat dieses Schlusses schmeichelhaft ausfallen? Freilich mögen viele sagen: er hat uns belustigt — warum sollten wir ihm gram sein; er hat unsern Neigungen geschmeichelt, warum sollten wir ihn hassen? er hat keck ausgesprochen, was andere nicht zu gestehen den Mut haben — warum sollten wir seine Freimütigkeit

schelten? er hat die Pedanten und Schulfüchse gegeißelt, warum sollten wir ihm nicht applaudieren? er hat uns den Vorhang von manchen angeblichen Geheimnissen weggezogen — warum sollten wir nicht dahinter schauen und lachen? er hat uns manches Licht aufgesteckt — warum sollten wir es ausblasen? und bei dieser Ansicht werden sie bleiben, trotzdem, was man ihnen zur Berichtigung ihres Urteils vorstellen mag — Heine ist das Organ dieser Unmündigen geworden, und sein Verdienst: ausgesprochen zu haben, was ihnen auf der Zunge lag oder halbdunkel vorschwebte, gilt ihnen natürlich für unbestreitbar groß und wichtig. Die Zahl der Nachzügler und Marodeurs der echten Bildung ist notwendig groß in einer Zeit, wo sich die Mittel der Geistesbildung so vervielfältigen, aber große, allgemein anregende, auch äußerliche Interessen, welche die strebenden Geister in ihren Dienst nähmen, fehlen. In einer solchen Zeit tritt der Egoismus, der, um alles zu sein, alles aufgibt, der, weil er alle Gestalten anzunehmen sucht, jeden Gehalt und Kern verliert, der gegen alles kämpft — für nichts, und der, von wie vielen Gleichgesinnten er auch anfänglich jubelnd begrüßt werden mag, doch seinem Wesen nach keine Gemeinschaft stiften kann, sondern nur eine äußerliche, eine Weile zusammenhaltende Faktion, welche die Keime der Entzweiung in ihrem Schoße trägt. Denjenigen wird man umsonst predigen, die sich durch die Gesinnung zu Heine hingezogen fühlen; aber die übrigen, welche nur durch sein Talent für ihn eingenommen wurden, werden bald alle einsehen, oder haben schon eingesehen, daß er kein Leuchtturm der Wahrheit ist, sondern ein Irrlicht; daß er Lichter anzündet zu Phantasmagorien; daß seine Vorurteilslosigkeit die Leerheit des ausgebrannten Herzens, seine Freimütigkeit eine Tochter der Lieblosigkeit und Schadenfreude ist; daß er selbst großenteils die Götzen und Puppen verfertigt und ausstaffiert hat, von denen er den Vorhang wegzieht, über deren Entlarvung er triumphiert; daß die Geißel seiner Satire gar oft nur klatscht, aber nicht trifft — daß Heine einem Bajazzo gleicht, der, auf einem im Kreis galoppierenden Pferde stehend, zur Belustigung des Publikums eine Menge übereinander angezogener Kleider von verschiedenstem Stoff, Schnitt und Farbe nacheinander abwirft, bis er endlich in seiner Narrenjacke dasteht, welche auch noch abzuwerfen ihm — dem Bajazzo — denn doch eine auf Dezenz haltende Polizei verwehren würde. Zöge er dann auch alle abgeworfenen Kleider wieder an — es würde ihn niemand mehr für einen Ritter, Kanzler, Bischof usw. halten. — Mit vielen schönen Gaben ausgestattet von der gütigen Natur, ist Heine dennoch kein Wohltäter für die Literatur geworden, weil ihm der Ernst und der Wille fehlen; um eine frivole Laune zu befriedigen, eines Effekts und Spektakels willen würde er — diese Ansicht haben wir von seiner Philanthropie — ohne Zaudern die Büchse der Pandora öffnen, und nicht einmal die Hoffnung darin zurückbehalten."

Das Schlußurteil stimmt im Grunde mit dem Worte Rahels von dem „kotigen Harlekin“, der absolute Nihilismus Heines ist einem klarblickenden Beobachter nie entgangen.

Und wie begegnete Heine nun diesem wahrhaft vernichtenden Angriff? Er veröffentlichte seinen „Schwabenspiegel“ (dessen Titel übrigens Karl Gutzkow erfand), ein Sammelsurium von faulen Witzen und Mätzchen, das höchstens die ewig Unmündigen zu amüsieren im stande war, ernste Leute aber anekeln mußte. In der Vorbemerkung nennt er seine Gegner natürlich wieder Denunziatoren, dann höhnt er über die Bildgeschichte und seufzt „Ach, die schwäbische Schule macht mir viel Kummer“. Darauf eine Definition der schwäbischen Schule: Schiller, Schelling, Hegel, David Strauß gehören nicht dazu, aber Schwab (der Bedeutendste! Perfidie gegen Uhland), Justinus Kerner, Karl Mayer. Die Charakteristik dieses Dichters hat immer das höchste Entzücken unserer Spatzenköpfe erregt, so daß ich sie hersetze: „Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daß er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare; er ist eine matte Fliege und besiegt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor dessen Toren man ihm eine Statue setzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses hölzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahr' mit Ölfarbe neu angestrichen werden, alle Jahr' im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piedestal wird die Inschrift zu lesen sein: Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden.“ Dann passiert Heine etwas sehr Spaßhaftes. Er schreibt: „Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr * * * — er sei erst kürzlich zum Bewußtsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht bloß Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiß sehr löblich ist.

Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig wert, daß man sie besinge, nämlich, wenn sie gebraten sind. Über den Charakter und respektiven Wert der * * *schen Dichtungen kann ich, solange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urteil fällen, ebensowenig wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule." Sollte man nicht statt Herr * * * einfach Herr — Mörike setzen dürfen, wäre es nicht möglich, daß Heine etwas von der bevorstehenden Veröffentlichung der Mörikeschen Gedichte, die 1838 erschienen, gehört hätte und dadurch zu seiner Verulkung gekommen wäre? Dann läge hier einer der allerbesten Witze der Weltgeschichte vor, gegen den die Heinischen über Karl Mayer nicht eben viel besagen würden; denn bekanntlich ist der Schwabe Herr Mörike (* * *, er verdient wirklich die drei Sterne) der Dichter, der den großen Dichter Heine entthront, ihm die Stellung neben Goethe definitiv geraubt hat. Weiter folgen im Schwabenspiegel Menzelwitze, und dann geht Heine ganze zwei, sage zwei Seiten auf die Pfizersche Schrift ein. Ein? Gott bewahre, er versichert, daß Pfizer ihm nicht den Schlaf gekostet, daß er Pfizers Gedichte herzlich schlecht gefunden habe und auch seine Prosa. Über die Abhandlung selbst bemerkt er:

„Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stilisiert; letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien kotisiert. Das beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Freilich, der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen, daß der eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz [er meint: vorhergehenden Satz] beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; daß ferner die aneinandergereihten Sätze nicht bloß aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen werden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben; daß aber eben diese Widersprüche von der höchsten Konsequenz zeugen würden, wenn man Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die euro-

päische Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute etwas als äußerst wichtig verfechten muß, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen anderen zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Allianzen, die Siege oder Niederlagen des Tages erfordern! — Das einzige Neue und Eigentümliche, was ich in der obenerwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst — dieses ist neu, ist eigentümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten zitiert. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabnis des Fälschens in seinen Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. ‚Hostien' zitiert, statt der gewöhnlichen ‚Oblaten' des Originaltextes, oder mehrmals ‚göttlich' zitiert, statt des ursprünglichen vortrefflich — so weiß er doch noch nicht recht, welchen Gebrauch er von solcher Fälschung machen kann. Er ist ein junger Anfänger. Aber sein Talent ist unleugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendste Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daß ihm Wolfgang Menzel mit der tapfern Hand seinen schäbigsten Lorbeerkranz aufs Haupt drückt. — Indessen, ehrlich gestanden, ich rate ihm, sein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn das Gelüste anwandeln, jenes edle Talent auch auf außerliterärische Gegenstände anzuwenden. Es gibt Länder, wo dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich sah zu Old Bayley in London [als er seinen Oheim um die 400 Pfund Sterling begaunerte] jemanden hängen, der ein falsches Zitat unter einen Wechsel geschrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger getan haben, nicht aus Büberei oder aus eitel Neid, oder gar um eine kleine Lobspende im ‚Stuttgarter Literaturblatt', ein literarisches Trinkgeld zu verdienen. Ich hatte deshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei dessen Exekution sehr viele Zögerungen vorfielen. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß das Hängen in England so schnell von statten gehe. Die Zubereitungen dauerten fast eine Viertelstunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langsamkeit dem armen Menschen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm standen seine Freunde, vielleicht die Genossen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo sie ihm den Liebesdienst erweisen konnten; dieser Liebesdienst besteht darin, daß sie den gehenkten Freund, um seine zuckende Todesqual abzukürzen, so stark als möglich an den Beinen ziehen. — Ich habe von Herrn Pfizer geredet, weil ich ihn bei der Besprechung der schwäbischen Schule nicht

füglich übergehen konnte. So viel darf ich versichern, daß ich in der Heiterkeit meines Herzens nicht den mindesten Unmut wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegenteil, sollte ich je imstande sein, ihm einen Liebesdienst zu erweisen, so werde ich ihn gewiß nicht zappeln lassen."

Also nicht der bescheidenste Versuch, sich gegen den streng wissenschaftlichen Artikel irgendwie zu verteidigen, einfach die Beschuldigung der Fälschung gegen Pfizer erhoben, und dann zum Schluß der Witz! Welches Raffinement der Gemeinheit steckt aber in dieser Entgegnung, wie ist selbst die Anekdote auf das unverständige Gros der Leser eingerichtet! Ich brauche nicht zu sagen, daß die Geschichte von dem Kniff Pfizers und von seiner Fälschung reiner Schwindel ist. Pfizer gibt sich kaum die Mühe, durch Zitate zu belegen, da er ja aus dem Vollen charakterisieren konnte, und selbst wenn er statt „Oblaten" „Hostien" gesagt hätte (ich weiß nicht, welche Stelle bei Heine gemeint ist, es sind aber verschiedene passende da), so kann man fest überzeugt sein, daß Heine mit den Oblaten Hostien gemeint hat, redet er doch sogar einmal von Menschen, die ihren Gott „fressen". Dann kommt Heine wieder auf Uhland, in Bezug auf den er jetzt in seiner Weise revoziert: Uhland ist ihm jetzt ein großer Toter. Zum Schluß gibt es dann noch etwas Reisebilder-Romantik. Das ist der berühmte „Schwabenspiegel" — man muß ihn unmittelbar nach Pfizers Schrift lesen, dann kommt er einem wie ein Blasrohr-Pusten nach einer Kanonade vor. Aber unsere Literaturhistoriker kennen, wie gesagt, Pfizers Schrift nicht, und so darf R. M. Meyer ruhig die Meinung aussprechen, daß Heine Pfizer freilich allzu übel mitgespielt habe. Später hat er ihn allerdings, trotzdem er gar keinen Unmut gegen ihn empfand, noch des Platenschen Lasters geziehn. Ich finde, daß er doch ein bißchen viel nach dem nämlichen Rezept gemein war.

Über die übrigen prosaischen Schriften Heines, die noch in die dreißiger Jahre fallen, kann ich mich verhältnismäßig kurz fassen. Die im dritten Band des „Salon" abgedruckten

„Elementargeister“ wurden schon als feuilletonistische Kompilation erklärt: Sie stellen deutsche und nordische Sagen ziemlich wahllos zusammen, verraten natürlich aber hin und wieder Heines poetischen Blick. Es wird richtig sein, daß Wagners „Tannhäuser“ von hier aus Einflüsse empfangen hat. — Die zuerst in August Lewalds „Allgemeiner Theater-Revue“ 1837 hervorgetretenen Vertrauten Briefe „Über die französische Bühne“ gehören wieder in die Reisebilder-Region. Gleich zu Anfang stoßen wir auf Meyerbeer, der darauf die glänzendste Lobeserhebung findet, die ihm je zu teil geworden ist. Die „Hugenotten“ sind „ein gotischer Dom, dessen himmelstrebender Pfeilerbau und kolossale Kuppel von der kühnen Hand eines Riesen aufgeflanzt zu sein scheinen“! Selbst Meyerbeers Mutter, der Heine, wie er sagt, alle Hilfsbedürftigen, und nie ohne Erfolg auf den Hals jagte, und seine Tochter Blanka bekommen ihr Rühmchen — die reinste jüdische Familienfeier! Freilich, so ganz „zweifelsohne“ ist ja Heines Lob nie, und so läßt er denn auch Meyerbeers Schwächen, seine ängstliche Erfolgjägerei z. B., bereits durchblicken. Der Prügelknabe ist in diesen „Vertrauten Briefen“ Karl Streckfuß, das sentimentale Idyll entstammt dem französischen Dorfleben und der Napoleon-Legende (richtig weint Heine gleich zu Anfang einmal wie ein Kind), im übrigen aber enthalten die Theaterbriefe manches Gute, wenn auch nichts Bedeutendes. Die Raupach-Verspottung im ersten Briefe lassen wir uns gern gefallen, die Bemerkungen über das deutsche und das französische Lustspiel gehen zwar nicht besonders tief, sind aber doch nicht falsch, die über die Tragödie freilich bleiben ganz an der Oberfläche. Das tun auch seine Urteile über die französischen Dichter seiner Zeit: Viktor Hugo wird er, trotzdem er ihn lobt, nicht gerecht (was heißt das, wenn er sagt: „Seine Dramen sind ebenso lobenswert wir seine Oden“ oder „Er hat Phantasie und Gemüt und dazu einen Mangel an Takt, wie er nie bei den Franzosen, nur bei uns Deutschen gefunden wird“?); eher gelingt ihm Alexander Dumas, den er aber überschätzt —

wie kann man den „Kean“ eine „Schöpfung“ nennen? Recht gut sind seine Bemerkungen über die französischen Schauspieler, über die Schauspielkunst überhaupt, nur persifliert er bei der Schilderung der deutschen Schauspielkunst wieder reichlich stark. Dann geht er auf die Musik über (hier erwähnt er seinen Freund Detmold, der jetzt der Lobknabe seiner Schriften wird), und es erfolgen die Charakteristiken von Rossini und Meyerbeer, letztere nicht ohne einen Hieb auf Mendelssohn, das gewisse junge Genie, „das man als legitimen Thronfolger Mozarts betrachtete“. Heine hatte am Ende in dem Berliner Hause Mendelssohn nicht die ihm seiner Meinung nach gebührende Beachtung gefunden — angeblich wollte er aber von Felix seines „Christelns“ wegen nichts wissen. Bei der Schilderung der französischen Oper erhalten wir die übliche Unanständigkeit („Das rote Buch“), und dann werden Berlioz und Liszt charakterisiert, in der Hauptsache durch Persönlichkeiten. Von Liszt empfing Heine dafür, wie schon einmal erwähnt, eine gehörige Abfuhr („Irre ich nicht, so habe ich zur Zeit, als ich im stillen den Predigten der Saint-Simonisten mit vielen anderen folgte, aus der Ferne auch Sie, den berühmten Dichter, vordringen sehen bis in das Sanktuarium, zu dem Sie sich später auch furchtlos bekannten, indem Sie dem père Enfantin ein schönes Buch [etwa das ‚Buch der Lieder‘?] mit der Bitte dedizierten, durch Raum und Zeit hindurch sich mit Ihnen verbinden zu wollen. Etwas später gewährte mir die Güte des Herrn Ballanche eine Begegnung mit Ihnen in seinem Hause und machte mich einige Male zum demütigen Echo der Bewunderungsaussprüche, die aus Ihrem Munde ihm nur schmeicheln konnten. Es ist wahr, Sie konnten das Kreuz zu Golgatha immer besser entbehren als ich, und doch wiesen Sie mit Energie die Beschuldigung zurück, zu jenen zu gehören, die es dem Erlöser der Welt errichtet haben. Und was sagen Sie zur Jakobinermütze? Sollte sie bei eifrigem Nachsuchen wirklich nicht mehr in Ihrer Garderobe zu finden sein?“) — Heines Rache war dann das bekannte Gedicht

mit „Liszt, du himmlischer Kater", eine Gemeinheit, wie immer. — Chopin wird sehr herausgestrichen, und dann gibt es noch etwas Heimweh-Komödie (sie wird von jetzt an stereotyp) und zum Schluß einen Traum. Charakteristisch ist noch, daß in diesen Briefen zuerst die Bourgeois-Angst vor der freiheitlichen Entwicklung, selbst in sittlicher Beziehung, durchblickt, die dann immer stärker bei Heine wird, bis ihm in der Matratzengruft die große „Wurstigkeit" und damit die Hinneigung zum Kommunismus kommt. — „Shakespeares Mädchen und Frauen" sind eine auf Bestellung gefertigte Arbeit, die kaum einen Wert hat, wenn sich auch hier und da eine gute eigene oder fremde Bemerkung findet. Erwähnenswert ist höchstens, daß die Einleitung zu einem bübischen Angriff auf Tieck benutzt wird, und daß selbst hier der Maßmann-Spaß nicht fehlt. Anfänglich versucht Heine, die Shakespeareschen Gestalten zu charakterisieren, dann gibt er nur noch die wichtigsten Stellen aus Shakespeare selbst. Man braucht kaum zu erwähnen, daß hier, wie übrigens schon in den „Vertrauten Briefen", auch ein wenig in Shylock-Tragik gemacht wird. — Das Buch „Heinrich Heine über Ludwig Börne" ist eines der allerwichtigsten zur Erkenntnis Heines, seines Charakters, seiner Stellung zum Judentum usw., doch habe ich durchaus keine Lust, die ganze schmutzige Wäsche, die sich hier findet, nachzuwaschen. In dem „Berg" dieses Buches, politischen Briefen aus Helgoland von 1830, die an die „Englischen Fragmente" erinnern, findet sich zuerst die famose Einteilung der Menschheit in Juden und Hellenen, die Heine dann auch in das eigentliche Börne-Buch herübernimmt. Sie wurde natürlich im Grunde nur gemacht, damit er, Heinrich Heine, nicht mehr als Jude erscheine: „‚Juden' und ‚Christen' sind für mich ganz sinnverwandte Worte, im Gegensatz zu ‚Hellenen', mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborene als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen,

Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen.“ Heine war danach natürlich kein Jude, sondern ein Hellene. Ich habe einen Bekannten, der mit annähernd gleicher Berechtigung die gesamte Menschheit in Schuster und Schneider einteilt. — Sehr hübsch ist die fernere Entdeckung Heines, daß das Mauscheln die eigentliche Frankfurter Landessprache, nicht etwa eine jüdische Rasseneigentümlichkeit sei; auch das Lob der Dynastie Rothschild, das bei Heine dann für längere Zeit obligatorisch wird („Richelieu, Robespierre, Rothschild!“, was man deutsch etwa mit Bismarck, Bamberger, Bebel wiedergeben könnte), sei gebührend hervorgehoben. In einer Nachschrift zu den Helgoländer Briefen konstatiert Heine bereits, daß die „Bourgeoisie“ den Nutzen von der Revolution gehabt habe. Die eigentlichen Börne-Erinnerungen, die das erste, dritte und vierte Buch füllen, übergehen wir also, zumal wir die Madame Wohl-Geschichte bereits gebracht haben — die Charakteristik Börnes ist, wenn auch nicht ohne Übelwollen, doch im Grunde treffend, bis auf den Unsinn von dem deutschen Patriotismus Börnes, den Heine im Interesse des Judentums festhält. Börnes Gedanken klammerten sich an Deutschland, gewiß, aber es war die Herrschsucht des radikalen Politikers, die ihn nicht vom „Vaterlande“ loskommen ließ. Daß Heine auch jetzt, 1840, noch nichts gelernt und nichts vergessen hatte, zeigen die Ausführungen über deutsche Politik im vierten Buche — wir kommen darauf zurück. Hier wird dann Menzel halb und halb rehabilitiert und Pfizer nochmals beschmutzt. Darauf ein Ausbruch der Verzweiflung über das Exil: „Es rieselt mir wie Eiswasser durch die glühendsten Empfindungen, und mein Leben ist nur ein schmerzliches Erstarren. O, kalte Winterhölle, worin wir zähneklappernd leben! . . . O Tod, weißer Schneemann im unendlichen Nebel, was nickst du so verhöhnend! . . . Glücklich sind die, welche in den Kerkern der Heimat ruhig hinmodern . . . Denn diese Kerker sind eine Heimat mit eisernen Stangen, und deutsche Luft weht

hindurch, und der Schlüsselmeister, wenn er nicht ganz stumm ist, spricht er die deutsche Sprache!" usw. usw. — ich bitte die Stelle ja im Heine ganz auszulesen, sie ist sehr poetisch und wirkt noch um so pikanter, wenn man sie im Zusammenhang mit gewissen Geständnissen wie: „Wenn Montalembert Minister wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris vaut bien une messe" zusammenliest. Auch die Ausführung über „Charakter", die sich im Börne-Buche findet, ist sehr gut: „Es ist immer ein Zeichen von Borniertheit, wenn man von der bornierten Menge leicht begriffen und ausdrücklich als Charakter gefeiert wird . . . Der Grundsatz, daß man den Charakter eines Schriftstellers aus seiner Schreibweise erkenne, ist nicht unbedingt richtig . . . Bei Artisten ist jener Grundsatz unzulässig; denn diese sind Meister des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen Zwecke, prägen es nach Willkür, schreiben objektiv, und ihr Charakter verrät sich nicht in ihrem Stil." Auch diese schöne Stelle verdient, ganz genossen zu werden. Den Schluß des Börne-Buchs bildet ein Traum, der die späteren „Götter im Exil" vorwegnimmt. — Hier seien dann gleich einige Bemerkungen über die seit 1840 neu erscheinenden politischen Berichte für die Augsburger „Allgemeine Zeitung", die später als „Lutetia" gesammelt wurden, angeschlossen. Sie sind in demselben Charakter wie die früheren, nur in der Haltung etwas gleichmäßiger, weniger Momentarbeit — schon die französische Pension gab Heine selbstverständlich einen bestimmten Halt. Die Bezüge auf Deutschland sind viel seltener, das deutsche Leben war Heine eben allmählich fremd geworden, nur hier und da noch dringt das alte Geschimpfe auf die Altdeutschen hervor, manchmal predigt Heine sogar den Frieden mit Deutschland, an dessen große Zukunft er nun zu glauben vorgibt — oder hoffte er etwa doch noch, zur französischen auch noch eine deutsche Pension zu erhalten? Ach, er predigt überhaupt den Frieden, er ist dick und bequem geworden, ein Bourgeois, hat Angst vor Kriegen und Angst vor dem Kommunismus. Dabei

fühlt er sich wieder mehr als Jude: Das Judenmassacre in Damaskus wird in zahlreichen Briefen besprochen, so oft, daß es der Augsburger „Allgemeinen“ zuletzt zu viel wurde, und Heines Entrüstung ist durchaus echt. Auch Rothschilds Ruhm wird oft gesungen, und auch hier ist Echtes, echte Begeisterung, die Foulds dagegen werden gescholten — ich vermag nicht zu sagen, ob dies mit der Politik des Hauses Rothschild zusammenhing, jedenfalls rächte es sich. Bereits 1843 hörten Heines Briefe auf, weshalb weiß man nicht; schwerlich hat Karpeles recht, wenn er meint, daß Guizot sie sich verbeten habe, aber vielleicht war etwas von Deutschland aus passiert; denn Heines Deutschenhaß tritt nun wieder hervor und kann sich kaum genug tun, obschon er noch nicht wissen konnte, daß man ihn polizeilich verfolge — sonst wäre er doch wohl nicht 1844 zum zweiten Mal nach Deutschland gegangen. 1848 schrieb Heine dann noch einige neue Briefe, in denen er Lamartine preist und sich rasch mit der Republik ausgesöhnt zeigt, dagegen von Giacomo Meyerbeers Scheinleben redet und Jenny Lind vor ihm warnt. Die musikalischen Berichte hatte Heine überhaupt noch bis 1847 fortgesetzt — wir können sie hier wohl übergehen, wie auch die über die Pariser Salons (Gemälde-Ausstellungen), die bereits 1831 beginnen und nicht ohne Wert sind.

Jetzt endlich können wir denn zu dem Dichter Heine zurückkehren: Nach 1840 beginnt seine dritte Periode: die erste ist die des „Buches der Lieder“ und der „Reisebilder“, 1822—1831, die zweite die der politischen und populären Schriftstellerei, 1831—1840, und in dieser dritten, 1840—1856, bis an seinen Tod, ist er in der Hauptsache wieder Poet. Inzwischen war nämlich in Deutschland eine neue bedeutsame dichterische Entwicklung hervorgetreten, und Heine erhielt von ihr neue poetische Elemente zugeführt, die er benutzen konnte. Es ist die Entwicklung der sogenannten „politischen“ Poesie. Man hat sich in neuerer Zeit daran gewöhnt, sie ohne weiteres mit dem jungen Deutschland zusammen zu werfen, in ihr einfach revolutionäre Poesie zu sehen. Aber diese

Anschauung ist falsch: Während das junge Deutschland kosmopolitisch oder sagen wir franzosenfreundlich ist, ist die politische Dichtung bei aller Freisinnigkeit überwiegend national. Heine merkte das auch und verhöhnte sie deshalb. Aber dann spielt bei ihm natürlich auch das Konkurrenzgefühl mit, er fand sich abgelöst, überflüssig gemacht und trat deshalb in Opposition zur politischen Poesie, suchte ihr weiterhin den Rang abzulaufen und benutzte zu dem Zwecke ihre Stoffe und Töne. Doch ist seine Abhängigkeit von den politischen Dichtern nicht so groß wie die von den Romantikern — selbstverständlich nicht: Er war ja nun kein Lernender mehr, sondern ein fertiger Dichter und konnte sich deshalb nicht in gleichem Maße einleben. Immerhin soll man sein Verhältnis zu Chamisso, der ja in gewisser Hinsicht der früheste unserer politischen Dichter ist, zu Hoffmann von Fallersleben, zu Mosen, Lenau und Grün, zu Freiligrath und zu Herwegh, vor allem das zu Dingelstedt einmal genau untersuchen: Der letztgenannte hat viel von Heine gelernt, Heine aber auch wieder viel von ihm. Nicht bloß die politischen Stoffe und Weisen hat Heine von den politischen Dichtern übernommen, auch ihre Neigung zum Exotischen, ihren Exotismus, der ja besonders stark bei Chamisso, Lenau und Freiligrath ausgeprägt ist, und ohne den Heines „Romancero" nicht wäre, was er ist. Sein Verhältnis zu Chamisso hat Heine halb und halb eingestanden, indem er in der „Romantischen Schule" davon spricht, daß dieser Dichter in der letzten Zeit „in ganz neue Tonarten überging, sich als einer der eigentümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört". Man erkennt denn auch den Einfluß der politischen Gedichte Chamissos, wie der berühmten tragischen Geschichte vom Zopf, der hinten hängt, auf Heine recht wohl, nur daß die Chamissosche Harmlosigkeit oder besser Bonhomie natürlich durch Bösartigkeit ersetzt ist. Über Hoffmann hat Heine scharf geurteilt: „So wie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die

Tendenzpoesie. Deshalb, nicht bloß, weil sie ihrer Tendenz dient, wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende." Selbstverständlich wird niemand die „Unpolitischen Gedichte" Hoffmanns für bedeutend erklären — als Lyriker, Volksliednachdichter läuft er zu Anfang seiner Entwicklung dem jungen Heine parallel und erreicht als Kinderliederdichter dann eine ganz einzige Stellung, was unsere modernen Ästhetizisten manchmal nicht einsehen —, aber manche von ihnen sind gut pointiert, und so klingen Heinische Zeitgedichte öfter an sie an, z. B. „Stoßseufzer" („Unbequemer neuer Glauben"). Über Lenau hat Heine stets perfid herablassend gesprochen: Er sei seit der Julirevolution durch seine liberalen Bestrebungen und durch den anpreisenden Eifer „meines Freundes" Laube zu einem Renommee gekommen, das er bis zu einem gewissen Grade verdiene; Freiligrath hat er geradezu verfolgt: „Es ist nicht der arme Ungar Niembsch oder der Handlungsbeflissene aus Lippe-Detmold", heißt es in den „Gedanken und Einfällen", „welcher das schöne Gedicht hervorgebracht, sondern der Weltgeist. Nur diesem gebührt der Ruhm, und es ist lächerlich, wenn sich jene etwas darauf einbilden." Das ist eine schöne Argumentation, danach hat die Gedichte Heines zwar nicht der Weltgeist, aber der Juden- und Zeitgeist geschaffen. Er hat dann, ebenfalls in den „Gedanken und Einfällen", noch eine längere Charakteristik Freiligraths gegeben:

„Das Wesen der neueren Poesie spricht sich vor allem in ihrem parabolischen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung sind ihr hauptsächlichster Inhalt. Mit diesen Gefühlen korrespondiert der Reim, dessen musikalische Bedeutung besonders wichtig ist. Seltsame, fremdgrelle Reime sind gleichsam eine reichere Instrumentation, die aus der wiegenden Weise ein Gefühl besonders hervortreten lassen soll, wie sanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetenstöße unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benützen zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrtume entspringt. Seine schönen Reime sind

oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eigenen Gemüts, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied. — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) partizipiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohllaut ist meist rethorischer Art. — Es existiert eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen, wie Wohllaut. — Freiligrath ahmt Viktor Hugo nach. Er ist Genremaler, er gibt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Ozeans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländereien. — Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in südliche Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht" uns zusammengeträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient. — Nein, er ist exakt wie Burkhard und Niebuhr, seine Gedichte sind ein Appendix zum Cottaschen „Ausland", und die Verlagsbuchhandlung hat seine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Wert für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa."

Es steckt eine bestimmte Wahrheit, oder vielmehr, es sind Wahrheiten in diesen ziemlich abrupten Ausführungen, aber lächerlich ist die Behauptung, daß Freiligrath Grabbe und Heine, wenn auch nur „gemütlich", plagiiert habe — weit eher kann man Heine einen Plagiaten auf diesem Gebiete nennen, mag er das übernommene Gefühl dann auch heinisieren, d. h. parodieren. Sehr charakteristisch ist die Berufung auf die Naturlaute und die Behauptung, daß das Lied das Kriterium der Ursprünglichkeit sei, eine Behauptung, die übrigens häufiger bei Heine ist, und mit der er seine Überlegenheit über Platen und so weiter dokumentieren wollte. Sind denn bei Heine wirklich Naturlaute? Sind sie häufiger?

Inwieweit ist seine Lyrik ursprünglich? Wir haben über diese Punkte schon einiges gesagt und werden noch mehr darüber zu sagen haben. Hier nur soviel: Heine verwechselt das Liedmäßige und das Spezifisch-Lyrische, oder vielmehr, er setzt es unberechtigterweise gleich. Die Liedform an und für sich, auch wo sie natürlich kommt, garantiert noch keineswegs das Vorhandensein von Naturlauten und Eigentlich-Lyrischem, und die Stimmung im deskriptiven Gedicht wie dem Freiligrathschen kann auf genau so starkem und ursprünglichem Gefühl beruhen wie der lyrische Gehalt im Liede, wenn beim deskriptivem Gedicht Naturlaute (im engeren Sinne), Gefühlsäußerungen, die wie Interjektionen unmittelbar hervorbrechen, auch nur beiläufig möglich sind. An diese Feststellungen könnte man dann noch eine kleine Untersuchung über gemachte Naturlaute anschließen, doch wir wollen die Heinischen Expektorationen, die keineswegs auf klar durchgebildeter ästhetischer Erkenntnis beruhen, nicht allzu ernst nehmen, sie gehen doch zuletzt wieder aus dem Bestreben des jüdischen Dichters, alles, was neben ihm von Bedeutenderem auftauchte, herunterzusetzen, hervor, wenn hier freilich auch die natürliche Gegensätzlichkeit der Talente vorhanden ist. Hat er dann doch die Freiligrath-Persiflage sozusagen zum Leitmotiv eines ganzen epischen Gedichtes gemacht.

Dieses Gedicht ist „Atta Troll. Ein Sommernachtstraum“, 1841/42 entstanden und 1843 in Laubes „Zeitung für die elegante Welt“ zuerst veröffentlicht. In der Vorrede findet sich eine längere Verhöhnung der politischen Dichtung, die klar beweist, daß Heine ihren nationalen Charakter begriffen hatte, Freiligrath wird dann aber als einer der bedeutendsten Dichter, die seit der Julirevolution in Deutschland aufgetreten, hingestellt — er hatte inzwischen sein radikales „Glaubensbekenntnis“ und „Ça ira“ herausgegeben, und so konnte es Heine schon wegen der Genossen im Befreiungskriege der Menschheit nicht stillschweigend bei der Persiflage des „Mohrenfürst“-Gedichtes bewenden lassen. „Was den ästhetischen Wert meines Poems betrifft“, heißt es dann

bescheiden, „so gab ich ihn gern preis, wie ich es auch heute noch tue; ich schrieb dasselbe zu meiner eigenen Lust und Freude in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe." Man soll sich durch diese Bescheidenheit Heines nicht täuschen lassen, in dem Gedicht selbst vergleicht er sich mit Meister Ludwig Ariosto und redet bereits von dem „letzten freien Waldlied der Romantik", das der „Atta Troll" vielleicht sei. Später, in den „Geständnissen" hat er sich dann folgendermaßen über das „Waldlied" und seine Poesie überhaupt ausgesprochen: „Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Übertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn [wir kennen die Weise, wir kennen den Text, wir kennen auch den Verfasser] der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war das ‚letzte freie Waldlied der Romantik', und ich bin ihr letzter Dichter; mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik von mir eröffnet ward. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläufig auszulassen, aber ich darf mit gutem Fuge sagen, daß ich in der Geschichte der deutschen Romantik eine große Erwähnung verdiene." Heine hatte die von seinen Rassegenossen meist geteilte Überzeugung, daß das, was man stetig wiederholt, zuletzt Glauben findet, und wenn es auch der ärgste Schwindel ist, und in der Tat sind manche deutsche Literaturhistoriker auf das „letzte freie Waldlied der Romantik" hineingefallen, beispielsweise Julian Schmidt. Noch R. M. Meyer sagt: „Nie hat ein Dichter sein eigenes Werk treffender charakterisiert", wobei ich freilich zu bedenken bitte, daß R. M. Meyer Jude und Heine-Gläubiger sans phrase, nein,

mit sehr viel Phrasen ist. Jedoch, die Renommees, die auf ewig wiederholter Selbstreklame beruhen, stehen im Grunde auf sehr schwankem Boden, es braucht nur ein unabhängiger Mann ernsthaften Widerspruch zu erheben, und sie fallen um. Beim „Atta Troll" hat dies schon Treitschke getan, und ich stehe nicht an, sein ablehnendes Urteil noch etwas schärfer zu wiederholen: Das Ding taugt den Teufel nichts und ist nichts weniger als das letzte freie Waldlied der deutschen Romantik, hat mit Romantik überhaupt gar nichts zu tun, sondern ist das übliche Reisebilder-Feuilleton, diesmal in vierfüßigen Trochäen. Nicht einmal das Verdienst der besonderen Form und des eigenen Tons hat Heine; denn in dieser Hinsicht ist sein Werk völlig von Immermanns „Tulifäntchen" (um nicht noch weiter hinaufzugehen) abhängig, das er sehr genau kannte; denn er hatte die schlechten Verse darin verbessert. Die große Gewandtheit des Trochäus oder meinetwegen, um mit R. M. Meyer zu reden, die „unbeschreibliche Gefügigkeit des Rhythmus" besitzt der „Atta Troll" allerdings — obschon sich auch miserable Strophen genug finden —, aber das ist auch sein einziges Verdienst und wieder vom Standpunkt der Entwicklung unserer Literatur aus durchaus kein Verdienst, denn die unschwer zu erlernende Leichtigkeit des trochäischen Versemachens hat in Dilettantenhänden später sehr unheilvoll gewirkt und der Herausbildung eines wahrhaft deutschen humoristischen Stils entgegengearbeitet. Davon noch später. Außer dem gewandten Vers ist im „Atta Troll" wenig Gutes zu finden, und vor allem das Ganze bedeutet nichts. Die Erfindung ist gleich null, hier tritt eine völlige Impotenz zutage: Ein Tanzbär entläuft seinem Führer, kommt in die heimischen Berge, die Pyrenäen, zurück, hält dort seinen Söhnen und Töchtern demagogische Vorträge und wird von dem Bärenjäger Laskaro, dem sich der Dichter angeschlossen hat, mit Hilfe von dessen Mutter, der Hexe Uraka, erschossen, nachdem man ihn durch das nachgeahmte Brummen seiner Gattin, der schwarzen Mumma, die in der Gefangenschaft zurückgeblieben, aus seiner Höhle hervorgelockt

hat. Ein Aufenthalt Heines in einem Pyrenäenbade war natürlich die Veranlassung der Dichtung, die also auch reisebildermäßigen Ursprung hat. Von ihren 27 Kapiteln schildern zwei die Flucht des Bären, vier seinen Tod und den Verrat seiner Gattin, die sich in einen Eisbären verliebt, acht sind Räsonnemente des Atta Troll, zehn dienen der Schilderung des Pyrenäen-Ausflugs des Dichters in Gesellschaft des Jägers, der Rest ist ganz persönlich-Heinisch. Allzu weit in die Einzelheiten des Gedichts möchte ich nicht gehen, doch will ich ein paar charakteristische herausheben. Gleich in Kapitel I lesen wir von der Mumma:

„Ja, es will mich schier bedünken,
Daß sie manchmal kankaniere
Und gemütlos frechen Steißwurfs
An die Grand-Chaumière erinn're" —

Freies Waldlied der deutschen Romantik! Die Abschlachtung des Freiligrathschen „Mohrenfürsten" habe ich schon erwähnt. Statt der toten Maria und sonstiger romantischer Requisiten der „Reisebilder" haben wir hier ein sehr lebendiges Pariser Dämchen namens Juliette, mit dem der Dichter seine Nächte verbringt — paßt auch jedenfalls besser zum Stil. In Kapitel III gibt er echte Heinische Romantik:

„Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer samt der Schöpfung."

Er sagt es auch noch! Sonst nennt man das Nihilismus. Die Bärensprache kommt Heine bekannt vor, er hat sie früher in der deutschen Heimat vernommen. Atta Trolls Töchter werden mit Predigertöchtern verglichen, sein jüngster Sohn schlägt Purzelbäume wie Maßmann, über den die hergebrachten Witze losgelassen werden. Das Räsonnement Atta Trolls ist demokratisches oder sagen wir lieber gleich sozialdemokratisches Gerede gegen die Aristokratie der Menschheit. Manches ist noch heute zeitgemäß:

„Doch es ist vielleicht ersprießlich
Für den Menschen, der den höhern
Viehstand bildet, daß er wisse,
Was da unten räsonniert wird.

Ja, da unten in den düstern
Jammersphären der Gesellschaft,
In den niedern Tierweltschichten
Brütet Elend, Stolz und Groll.

Was naturhistorisch immer,
Also auch gewohnheitsrechtlich
Seit Jahrtausenden bestanden,
Wird negiert mit frecher Schnauze.

Von den Alten wird den Jungen
Eingebrummt die böse Irrlehr',
Die auf Erden die Kultur
Und Humanität bedroht."

Noch manche anderen Strophen könnte ich hier anführen, so enthalten die auf „Grundsatz sei die volle Gleichheit" in demselben Kapitel (VI) folgenden unbedingt eine Verhohnigelei des Demokratismus und des Zukunftstaates, aber trotzdem bleibt natürlich Heine der Dichter der deutschen Sozialdemokratie; denn deren Führer wissen recht gut, daß ihnen der Heinische Nihilismus, weil er alles „verungeniert", zuletzt doch zu gute kommt. Auch fehlt es ja bei dem späteren Heine nicht an Sympathiebezeigungen für den Kommunismus — von den Unterschieden zwischen diesem und dem Sozialismus wußte man damals im allgemeinen noch nichts — und dann, er war ein Jude und hat Deutschland beschmutzt. Im übrigen stimmt nicht alles, was Atta Troll vorbringt, zu seinem sonstigen Radikalismus, der Proudhons Lehre vom Eigentum als Diebstahl übernimmt, er ist z. B. fromm, und indem er sich seines Bärentums rühmt, erscheint er doch wieder als Vertreter des Deutschtums. — Bei der Bergfahrt Heines werden die Wanzenplage und die Mühseligkeit des Bergsteigens geschildert, was natürlich auch vortrefflich zu dem Waldlied der Romantik stimmt. Die Gestalten des Bärenjägers Laskaro

und seiner Mutter, der Hexe Uraka, entstammen Ludwig Achim von Arnim, auch taucht gelegentlich, so in der Hexenküche, der gelungsten Szene des Ganzen, E. T. A. Hoffmann auf. Die Naturschilderungen sind manchmal recht hübsch, doch nicht gerade ungewöhnlich; auch merkt man deutlich, daß die Großartigkeit der Gebirgsnatur Heine eigentlich abstößt (Kap. XV, XVI). Stellenweise sind gräßlich prosaische Verse:

„Offiziell treibt die Uraka
Ein Geschäft, das sehr honett;
Denn sie handelt mit Bergkräutern
Und mit ausgestopften Vögeln."

Als Glanzpunkt seines Gedichts hat Heine zweifellos die Schilderung der wilden Jagd in Kapitel XVIII bis XX angesehen wissen wollen, echte Romantik ist aber auch die nicht geworden. Zunächst stört uns Deutsche die Verlegung dieser echt germanischen Sage nach den Pyrenäen und dann die Aufnahme der „heterogensten" Persönlichkeiten in den Zug, natürlich unter Aufbietung aller möglichen Bosheit. Was sollen Karl X. von Frankreich und unser Goethe, Franz Horn und Shakespeare beisammen? Das ist auch wieder Ramschbasar. Drei Frauenbilder hebt Heine besonders hervor: Diana, die in seiner Phantasie unkeusch geworden ist (wir werden noch sehen, daß er von dieser Gestalt nicht loskam), die Fee Abunde und Herodias mit dem Haupte des Täufers. Hier, wo die Jüdin auftaucht, wird Heines Gefühl echter, und die Sehnsucht nach diesem Weibe gewinnt jenes Orientalisch-Orgiastische, das Lublinski als charakteristisch für Heine bezeichnet hat:

„Denn ich liebe dich am meisten!
Mehr als jene Griechengöttin,
Mehr als jene Fee des Nordens,
Lieb' ich dich, du tote Jüdin!

Liebe mich und sei mein Liebchen!
Schleudre fort den blut'gen Dummkopf
Samt der Schüssel und genieße
Schmackhaft bessere Gerichte.

Bin so recht der rechte Ritter,
Den du brauchst — mich kümmert's wenig,
Daß du tot und gar verdammt bist —
Habe keine Vorurteile."

Merkwürdige Dinge für das freie Waldlied der deutschen Romantik! Ganz reisebildmäßig kommt in Kapitel XXI auch ein Traum mit Meyerbeerscher Musik vor — ach, es stimmt einen ganz wehmütig, daß dann auch das Lob Meyerbeers ein Ende nahm! Es gibt doch nichts Beständiges auf dieser Welt. Wenigstens blieb Heine der Verspottung der Schwaben bis zuletzt treu — die hier erfolgende ist so gemein wie alle anderen. Auch Atta Troll hat dann noch einen Traum, ehe er erschossen wird. Daß seine Grabschrift die geliebte Partizipialkonstruktion König Ludwigs I. verspottet, ist bekannt. Aus den Schlußkapiteln erwähne ich noch, daß der Freiligrathsche Mohr als Gemahl einer blonden Köchin aus dem Elsaß auftritt:

„Ihre Füße mahnen mich
An die holden Elefanten.
Wenn sie spricht französisch, klingt mir's
Wie die schwarze Muttersprache."

Der Hohn auf die Deutschen bleibt nie aus. Außer der erwähnten Selbstreklame findet sich zuletzt noch eine Diatribe gegen die politischen Dichter. — Wie gesagt, das Ganze ist nicht viel wert: Heine hat sich in der Hauptsache an wohlfeilen Einfällen genügen lassen, von denen ein Teil schon deshalb nicht mehr wirken kann, weil er sich auf längst vergessene Dinge bezieht. Wirklich freie Laune oder gar göttliche Heiterkeit, wie sie solche Dichtungen haben müssen, vermissen wir durchaus, noch mehr aber das Rauschen des deutschen Waldes und die echt romantische Stimmung, die ohne Naivität wohl gar nicht denkbar ist. Eine Begeisterung, wie sie Julian Schmidt für diese Dichtung hegte, ist uns völlig unverständlich geworden. Nach ihm soll es der tugendhafte, liberale und patriotische Philister sein, den Heine geißelt —

vielleicht wollte Schmidt durch das Lob der Dichtung beweisen, daß er kein solcher sei.

„Atta Troll“ ist als Buch erst 1847 erschienen, vorher, 1844, traten noch die „Neuen Gedichte“ und „Deutschland. Ein Wintermärchen“ hervor. Die „Neuen Gedichte“ sind bis zu einem gewissen Grade eine Nachlese, alles, was seit 1829 in Zeitschriften hervorgetreten war, aber auch noch älteres, ward in ihnen vereinigt. Am meisten an das „Buch der Lieder“, die Zyklen „Lyrisches Intermezzo“ und „Die Heimkehr“ erinnert der Zyklus „Neuer Frühling“, von dessen 44 Gedichten 24 im Jahre 1831 im Morgenblatt zuerst erschienen waren, doch ist er im ganzen schwächer. Die berühmtesten Stücke sind etwa „In dem Walde sprießt und grünt es“, „Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche“, „Gekommen ist der Maie“, „Leise zieht durch mein Gemüt“, „Der Schmetterling ist in die Rose verliebt“, „Die schlanke Wasserlilie“, „Wie des Mondes Abbild zittert“, „Es war ein alter König“, „Sterne mit den goldnen Füßchen“. Von ihnen ist das erste ein Liedbruchstück im Eichendorffschen Stil („Übern Garten durch die Lüfte“), „Ich lieb eine Blume“ mit den Versen „Ich such ein Herz, so schön wie das meine, so schön und bewegt“ wie auch „Der Schmetterling ist in die Rose verliebt“ sind sehr gemacht, „Gekommen ist der Maie“ ist reines Spiel mit überkommenen Vorstellungen, „Leise zieht durch mein Gemüt“ darf trotz seiner unreinen Reime ein niedliches Stückchen heißen, ist ja aber freilich von dem bekannten deutschen Volkslied „Wenn du zu mei'm Schätzle kommst, sag', ich laß sie grüßen“ vollkommen abhängig und in der Allgemeinheit seiner Bestimmungen („Haus, wo die Blumen sprießen“ und „eine Rose“) doch sehr blaß. Dagegen verdient die an die „Lotusblume“ anklingende „Wasserlilie“ in ihrer Art hohes Lob, sie gibt ein originelles Bild, mag sie auch zuletzt auf einer Antithese, ja, fast einem Witz beruhen. Für das beste Gedicht des Zyklus halte ich „Wie des Mondes Abbild zittert“, auch „Sterne mit den goldnen Füßchen“ liebe ich wegen seiner

Grundstimmung sehr, trotz der unserem deutschen Naturanschauen nicht völlig entsprechenden Bilderzurichtung. „Es war ein alter König" ist ganz Volksliednachklang, aber in seiner knappen Art, die an den „König in Thule" erinnert, nicht zu verachten. Charakteristisch und sehr beliebt ist noch „Ich wandle unter Blumen", aber doch nicht mehr als ein Sottisengedicht. Auf den Rest der Gedichte gehe ich nicht näher ein. Alle Heinischen Unarten und Schwächen sind hier selbstverständlich auch zu finden. So läßt er beispielsweise in Nr. 8 Kiebitz und Storch als Waldvögel auftreten, so glänzt in Nr. 26 ein Landhaus „weiß und lüstern", so spielen auch hier das bloße Referat und das Räsonnement, die Pointe und die Antithese, die Renommage und die Sentimentalität ihre Rolle, ja, selbst die Blasphemie fehlt nicht, mag sie auch der gewöhnliche Leser beispielsweise in dem Gedicht Nr. 9 „Im Anfang war die Nachtigall" nicht gleich erkennen. Merkwürdig ist, daß noch hier Goethe nachwirkt:

„Ach, der Liebe süßes Elend
Und der Liebe bittre Lust
Schleicht sich wieder himmlisch quälend
In die kaum genes'ne Brust."

Im großen Ganzen darf man den „Neuen Frühling" als Ausklang des „Buches der Lieder" bezeichnen. — Und dann taucht Neues auf, zunächst in dem Zyklus „Verschiedene" die Reinkultur Heinischer Frivolität und Frechheit. Die erste Reihe dieser Gedichte „Seraphine" und die späteren Reihen „Kitty" und „Katharina" (wohl dieselbe Person) sind noch erträglich. Unter den Meerliedern der ersten Reihe, obwohl sie im allgemeinen schwächer sind als die der „Heimkehr", ist doch noch eines „Es ragt ins Meer der Runenstein" wegen seiner Einfachheit mit Recht zu großer Beliebtheit gelangt, während „Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff" sehr gut gemacht und das Sottisengedicht „Das Fräulein stand am Meere" immerhin als berechtigte Satire anzusprechen ist; von den Kitty- und Katharina-Liedern sind „Das Glück, das gestern mich geküßt" und „Das gelbe Laub erzittert" in der Tat

echte Resignationsgedichte, das letztere mit etwas Eichendorff, während freilich das berühmte „Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht“ seinen Ruhm nicht ganz verdient, das Pathos ist ein bißchen „angestrengt“, wie bei Heine fast immer. — Aber das übrige! Gutzkows Bemerkungen in seinem berühmten Briefe, daß dergleichen höchstens nur zum Jokus der Kommis (und welcher, füge ich hinzu) dienen könne usw., sind ganz zweifellos richtig, gebildete deutsche Menschen, auch wenn sie durchaus vorurteilsfrei sind, ekelt solche Dirnenpoesie an. R. M. Meyer glaubt freilich in „Jolanthe und Marie“ den Duft des verspritzten Champagners in der Luft zu fühlen, aber das Gedicht Nr. 4 dieser Reihe, auf den sich diese Bemerkung allein beziehen kann, ist sehr gewöhnlich — man halte einmal die Liliencronsche Kunst in dem Gedicht, wo er sich in Grog bezecht, dagegen! Ich halte es nicht für nötig, über diese Dirnenlieder genauere ästhetische Untersuchungen anzustellen, jedes mäßige Talent, das einige Erfahrung und die nötige Unverfrorenheit hat, kann solche Sachen ebensogut machen, wenn es sich darauf verlegt. Auf die Dirnenlieder folgt der „Tannhäuser“, der wenigstens in seinem Schlußteil zu ihnen paßt, dann ein Zyklus ziemlich alberner Schöpfungslieder, darauf mit dem Zyklus „Katharina“ noch einige echte Lyrik, aus der „Es treibt dich fort von Ort zu Ort“ (ein bißchen gewöhnlich), „Ich hatte einst ein schönes Vaterland“ (wirksam, aber im Grunde dünn) und vor allem die „Tragödie“ („Entflieh mit mir und sei mein Weib“) trotz ihrer Sentimentalität hervorzuheben sind. Der Müllersknecht in der letzteren stammt natürlich von Wilhelm Müller. Was Heine dann unter „Lieder“ zusammenstellt, ist ziemlich kümmerlich, mit Ausnahme der frommen Verse „Wo wird einst des Wandermüden“, die auch von Heines Jugendfreund Philipp Spitta sein könnten. — Dann aber kommen „Romanzen“, und unter ihnen findet sich einiges, was zu dem Unvergänglichen Heinischer Poesie gehört, so gleich die „Frühlingsfeier“ mit dem Refrain „Adonis, Adonis“, die mich an Shelley oder Keats gemahnt und mir fast über alles

andere Heinische geht. Scherze wie „Ein Weib", „Die Nixen", „Begegnung" und den Zyklus „Unterwelt" trifft man wohl auch anderswo, aber wiederum sind „Childe Harold" (bis auf die Schlußstrophe), „Die Beschwörung", „Ritter Olaf" (der schöne Schluß entstammt dem Volksliede „Peter Unverdorben"), die dem Dänischen nachgearbeitete „Frau Mette", der gleichsam Uhlands „Harald" fortsetzende „König Harald Harfagar" gut durchgeführt. „Bertrand de Born" ist nur ein schwacher Nachklang von Uhland. Daneben finden sich natürlich auch allerlei Nichtsnutzigkeiten. Auf die beiden Deutschland-Gedichte „Anno 1829" und „Anno 1839" kommen wir in anderem Zusammenhange. — Den Einfluß der politischen Poesie zeigen die den Band abschließenden „Zeitgedichte". Ihr poetischer Wert ist mit wenigen Ausnahmen gering, und die Gesinnung Heines verrät sich als in stetem Sinken. Manches ist inhaltlich gerade so widerlich, wie die Form schlampig ist. Oder finden auch Strophen wie die folgende noch ihre Bewunderer:

„Wir nennen sie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigentümlich gehört den Fürsten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten"?

Es lohnt sich natürlich nicht, Gedichte wie „Der neue Alexander" und die „Lobgesänge auf König Ludwig", die heute nur noch für verhetzte Sozialdemokraten und dumme Jungen Reiz besitzen, näher anzusehen, aber man soll auf den Gegensatz hinweisen, in dem sie zu der salbungsvollen Heinischen Familienpoesie („Das neue israelitische Hospital zu Hamburg" auf Onkel Salomon) stehen. Unsere Fürsten dürfen gemein beschmutzt werden, aber die jüdischen Wohltäter der Menschheit werden in den Himmel erhoben. Schade, daß Heine Herrn Singer nicht noch erlebt hat — auf das Lobgedicht wäre ich neugierig gewesen. Auch unter den Zeitgedichten stehen einige („Lebensfahrt", „Deutschland", „Nachtgedanken"), die in dem Kapitel Heine und Deutschland behandelt werden müssen.

Die größere Dichtung „Deutschland. Ein Wintermärchen" schließt sich nach Form und Inhalt unmittelbar an die Zeitgedichte an, mit denen sie auch vereinigt erschien. Treitschke lobt dieses Werk im Gegensatz zu „Atta Troll" sehr stark, selbstverständlich nicht wegen seiner Tendenz, sondern wegen seiner Folgerichtigkeit und Geschlossenheit als Satire, und in der Tat, wenn man sich zu dem Satze „Wenn schon — denn schon!" bekennt, dann verdient „Deutschland" alles Lob: In keiner seiner Dichtungen hat Heine seinem Haß gegen Deutschland und alles Deutsche so unmittelbaren und starken Ausdruck verliehen, nirgends hat er mit so unbeirrbarer Sicherheit alle die realen und geistigen Mächte, auf denen Deutschlands Zukunft beruhte, zum Gegenstand seines Hohnes gemacht, nirgends auch läßt er sich mehr gehen und kommt infolgedessen sein eigentliches Wesen deutlicher zur Erscheinung als hier, nirgends sind seine Witze treffender und erhebt sich sein sogenannter Humor oder vielmehr sein Talent der Verhohnigelei in gleichem Maße zu einer gewissen Großzügigkeit. Freilich, eine wirklich geniale Satire möchte ich „Deutschland" doch nicht nennen, eine solche ist nur möglich, wenn der Satiriker eine große, im Grunde tiefernste Persönlichkeit ist; bei Heine langt es dazu in keiner Beziehung, und das erkennt man denn auch gerade hier ganz klar. So würde ich „Deutschland. Ein Wintermärchen" etwa als das hohe Lied der Schnoddrigkeit bezeichnen; diese, die die Durchschnittsform des Verhohnigelnwollens um jeden Preis ist, ergibt zuletzt doch den Grundcharakter der Dichtung, obschon einige Stellen, vor allem der Schluß, einen gleichsam diabolischen Charakter gewinnen, die ganze Tiefe der Gemeinheit Heines offenbaren. Von fremden Dichtungen sind namentlich Dingelstedts „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" von Einfluß auf diese Dichtung Heines gewesen, ja man darf sie von jenen geradezu ableiten, trotz des Heinischen Jugendgedichts „Deutschland" und der Tannhäuser-Strophen, die ja etwas wie das „Wintermärchen"-Gedicht in nuce sind. Man wird wohl einmal eine

Doktor-Dissertation daran setzen müssen, um das Verhältnis der beiden Dichtungen — auch Dingelstedts „Lieder“ bilden ein Ganzes — festzustellen, wobei man bis auf Reim und Rhythmus heruntergehen muß, denn jedenfalls ist Heine durch Dingelstedt in der Vorliebe für komische Reime bestärkt worden (vgl. beispielsweise bei diesem:

„Deutschland, ja auch du hast dein Rom,
Diese freie Stadt am Mainstrom“

und manches andere), wenn auch schon Byron hier der erste Meister war. — Daß auch „Deutschland“ ein Reisegedicht ist und im Charakter der Reisebilder bleibt, brauchte man kaum zu erwähnen, so selbstverständlich ist es bei Heine, und so leicht sind alle Charakteristika der Reisebildermanier aufzuzeigen. Das Gedicht beginnt mit einem „Abschied von Paris“: „Das deutsche Herz in meiner Brust ist plötzlich krank geworden“ und führt uns rasch in Deutschland hinein. Natürlich weint Heine, als er an die Grenze kommt („Die Augen begunnen zu tropfen“), dann tritt ein Harfenmädchen auf, siehe „Italien“, das das alte Entsagungslied, das Eiapopeia vom Himmel singt, wie es ja die frommen Harfenmädchen in der Regel tun. Heine erhält dadurch Gelegenheit, „ein neues Lied, ein besseres Lied“ anzustimmen, aus dem die berühmte Strophe

„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen“

stammt, die den sozialdemokratischen Kindsköpfen immer noch so großes Vergnügen bereitet. Das alte Lied von dem irdischen Genußleben, das Lied von den „Zuckererbsen“ begeistert den Dichter so stark, daß er Eichen zerbrechen möchte und sich als Antäus aufspielt. Inzwischen visitieren (Kaput II) die Douaniers seine Koffer, und da rühmt Heine, allerdings frei nach Voltaire, die Kontrebande in seinem Kopfe und renommiert sogar mit „der Zukunft Krondiamanten“, den „Tempelkleinodien des neuen Gottes, des großen Unbe-

kannten", die sich dort fänden — nein, die lassen sich nicht stehlen. Ein Bild wie das folgende:

„Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest
Von konfiszierlichen Büchern"

fällt einem ordentlich auf die Nerven, so genial es R. M. Meyer wahrscheinlich auch findet. Folgt noch Spott über den Zollverein. In Aachen (Kaput III) wird Karl der Große mit Karl Mayer aus Schwaben zusammengebracht und das preußische Militär verhohnigelt, wobei die Pickelhaube die Pointe hergeben muß. Daß er den Preußen Feigheit vorwirft, ist eine seiner gaunerischen Frechheiten — er wußte natürlich recht wohl, daß selbst Jena noch lange kein Roßbach ist. Aber er tut hier wieder einmal rheinländisch. Zu Köln (Kaput IV) behauptet er zu viel Rheinwein getrunken und infolgedessen Gesichte gehabt zu haben. Seine tiefe Geschichtsauffassung illustriert die Strophe:

„Der Cancan des Mittelalters ward hier
Getanzt von Nonnen und Mönchen;
Hier schrieb Hochstraten, der Menzel (!) von Köln,
Die gift'gen Denunziatiönchen".

Er hätte den getauften Juden Pfefferkorn nicht vergessen sollen. Darauf kommt er natürlich mit „unserm teuren Doktor Martin Luther", der bekanntlich ein großer Judenfreund war, und das Stocken des Kölner Dombaus wird als Denkmal des Protestantismus hingestellt. Die mißglückte Prophezeiung:

„Er wird nicht vollendet, der Kölner Dom"

schließt sich an, dieser die freche Aufforderung, die heiligen drei Könige aus dem Morgenland an Stelle Johanns von Leiden usw. in den Käfigen an der St. Lamberti-Kirche zu Münster aufzuhängen, und falls etwa einer fehlte, einen abendländischen König hinzuzunehmen — wie mag ihn der „Witz" gekitzelt haben! Kaput V bringt ein Gespräch mit Vater Rhein, der mit Tränen um die Rückkehr der Franzosen bittet (!), ferner eine Charakteristik der neueren Franzosen,

die schon in einer seiner Prosaschriften da war. Auch den Spiritus familiaris Paganinis Georg Harrys aus Hannover, der in Kaput VI auftaucht, kennen wir schon von früher, wie sich denn Heine in seinen späteren Sachen überhaupt vielfach wiederholt; an ihn aber knüpft die viel herausgestrichene Heinische Erfindung von dem vermummten Gast an, der ihm folgt und der Ausführer seiner Gedanken, der Vollstrecker der Urteile des Richters Heinrich Heine, sein Henker und Büttel ist — er brauchte sich hier wirklich nicht in Unkosten zu setzen, den Henker und Büttel hat er stets selbst gemacht. Übrigens ist die Schilderung des vermummten Gastes recht gut, wenn die Idee natürlich auch nicht neu ist und selbst dem „Hinko" der Frau Birch-Pfeiffer entstammen kann, der ja wieder nach einem Roman von Ludwig Storch gearbeitet ist. In Kaput VII haben wir einen Traum und sehen Heine und seinen Büttel in Tätigkeit — Heine taucht seinen Finger in das Blut seiner berühmten Herzenswunde und bestreicht Haustürpfosten, worauf jedesmal das wehmütig wimmernde Sterbeglöcklein erschallt. Wir bezweifeln ja gar nicht, daß der Dichter seine Feinde gern auf diese bequeme Weise ums Leben gebracht hätte, aber wenn wir uns ihn selber in seiner ganzen Charakterherrlichkeit vorstellen, dann fällt uns doch immer wieder ein, daß der mittelalterliche Büttel auch auspeitschte. Kaput VIII bis XIX schildern die Reise von Köln nach Hamburg, wobei sehr viele Witze vorkommen, so im Genre des berühmten

„Das halbe Fürstentum Bückeburg
Blieb mir an den Stiefeln kleben".

Besonders, wo er ausmalt, wie Deutschland aussähe, wenn es römisch geworden, gelangt er ganz auf die Höhe seines Renommees, indem er die Birch-Pfeiffer Terpentin saufen läßt, und was derlei Scherze mehr sind. Doch fühlt er dann das Bedürfnis, seinen Lesern bedeutender zu kommen, und so hält er im Teutoburger Walde eine Rede an seine Mitwölfe, in der er versichert, daß sein Herz und seine

Zähne wölfisch seien (man könnte aber recht wohl behaupten, er renommiere nur, er sei, um im Bilde zu bleiben, gar kein Wolf, sondern nur ein bissiger Hund), und läßt darauf eine poetische und patriotische Stelle folgen, in der Kaiser Rotbart Gericht über die Mörder der „teuren wundersamen goldlockigten Jungfrau Germania“ hält („Sonne, du klagende Flamme“). Selbstverständlich verdirbt er sich aber den Eindruck sofort wieder, indem er in einem Kyffhäusertraume Kaiser Rotbart quasi als jüdischen Antiquitätenhändler vorführt und sich ihn nach Moses Mendelssohn und der Gräfin Dubarry erkunden läßt, wobei er Abraham Mendelssohn, den Sohn des Moses und Vater des Felix, als „gestorben, verdorben“ hinstellt, vielleicht dem Reime zuliebe, vielleicht auch, weil er ihn einmal vergeblich angepumpt hatte — man kann das ja bei Heine nie genau wissen. Natürlich muß sich Kaiser Rotbart dann noch sehr über die Guillotine und die Hinrichtung Ludwigs XVI. und der Marie Antoinette entrüsten, Heine aber verhöhnt ihn in Gassenbubenmanier:

„Herr Rotbart — rief ich laut — du bist
Ein altes Fabelwesen,
Geh, leg dich schlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlösen.

Die Republikaner lachen uns aus,
Sehn sie an unserer Spitze
So ein Gespenst mit Scepter und Kron',
Sie rissen schlechte Witze.

Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,
Die altdeutschen Narren verdarben
Mir schon in der Burschenschaft die Lust
An den schwarzrotgoldnen Farben.

Das Beste wäre, du bliebest zu Haus,
Hier in dem alten Kyffhäuser —
Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser.“

Darauf denkt er zu weit gegangen zu sein, und es kommt das Rührspiel: „Vergib mir, mein teurer Kaiser!“ —

Jüdisch-drollig ist die Schilderung der Ankunft in Hamburg (Kap. XX), dann folgt eine Schilderung des Hamburger Brandes, wobei er merkwürdigerweise des Verlustes seines vollendeten „Rabbi von Bacharach" gar nicht gedenkt, weiterhin tauchen allerhand Erinnerungen auf — leider sind hier die schönsten Verse, die, die die Dirnen der Heinischen Hamburger Blüteperiode besingen, im Druck weggeblieben; man kann sie ja aber vielleicht wieder zu Ehren bringen, indem man sie auf die Hinterseite des geplanten Heine-Denkmals setzt, natürlich nur auf die Hinterseite, die man nicht ansieht — ich weiß, was sich schickt. Die alten Witze über Hamburg und die Hamburger aus den Memoiren des seligen Herrn von Schnabelewopski spuken hier auch noch einmal wieder, selbst die Juden bekommen ihr Teil — sie ertragen's ja von ihren Rassegenossen. Nachdem der Dichter darauf mit seinem Freund Campe ein Rheinwein- und Austern-Souper eingenommen, wobei die übliche Reklame für den Verleger und für alte und neue Freunde wie François Wille und den Doktor Fucks, der übrigens trotz seiner persönlichen Feindschaft mit Jehovah aus dem alten Testament war, gemacht wird, geht er hinaus, um eine Dirne zu finden, und trifft auf die Göttin Hammonia, die ihn mit auf ihr Zimmer nimmt, wo er ihr von seiner Vaterlandsliebe erzählt (er spricht, wie er sagt, sonst nicht gern davon), dann im Nachtstuhl der Göttin Deutschlands Zukunft schaut oder vielmehr riecht.

„Doch dieser deutsche Zukunftsduft
Mocht alles überragen,
Was meine Nase je geahnt —
Ich konnt' es nicht länger ertragen."

Damit ist die Gemeinheit auf dem Gipfel. Es folgt noch etwas Renommage:

„Mein Herz ist liebend wie das Licht
Und rein und keusch wie das Feuer;
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leier.

Es ist dieselbe Leier, die einst
Mein Vater ließ ertönen,
Der selige Herr Aristophanes,
Der Liebling der Kamönen."

Wehe Heine, wenn einmal ein wirklicher Aristophanes über ihn gekommen wäre! Nicht dessen Gleichen ist er, wie er sich so oft gerühmt hat, sondern nur ein Objekt für einen großen Satiriker. Zuletzt die Drohung an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und seine Feinde überhaupt:

„Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer sind als Jovis Blitz,
Den ja der Poet erschaffen.

Kennst du die Hölle des Dante nicht,
Die schrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten —"

Nun, man muß sagen, es kommt darauf an, wer verdammt; ein Dante oder ein Heine, das ist ein großer Unterschied. Die kotschleudernde Gemeinheit hat noch nie einen großen Mann oder auch nur einen anständigen Menschen zu verdammen vermocht, ihr Wurfgeschoß ist stets auf sie selber zurückgeflogen. So können wir es auch ruhig aussprechen, daß Heine mit all seinen Schmäh- und Schmutzgedichten gleichsam nur selber den Käfig gezimmert hat, in dem er für alle Ewigkeit mit all seinem Unrate sitzt. Selbst der Lachkitzel, den einst die Heinischen Anzüglichkeiten gegen Maßmann, Menzel, Pfizer usw. hervorriefen, ist heute schon fortgefallen, entweder man kennt diese Männer, und dann verdammt man Heine, oder man kennt sie nicht, und dann entfällt meist der Witz. Was nun im besonderen „Deutschland. Ein Wintermärchen", die Dichtung als Ganzes, anlangt, so hat Treitschke bei ihr an Ham erinnert, der seines Vaters Scham entblößt — das Bild stammt von Heine selbst, der sich gerühmt, daß er es nie tun werde, aber es nach seiner Art dann gerade getan hat. Doch

nein, er ist ja kein Deutscher, ich möchte seine Zugehörigkeit zu uns nicht einmal in dem beschränkten Sinne des deutschen Juden festhalten, und so ist denn dies „Wintermärchen" weiter nichts als ein Schlag in das Gesicht unseres Volkes, ein heimtückischer Schlag, denn der Mann, der ihn führte, wollte ja ein deutscher Dichter, gar einer unserer besten sein. Vom nationalen Standpunkt freuen wir uns jetzt, daß diese Dichtung da ist, sie allein genügt, um jeden Anspruch Heines, ein deutscher Dichter zu sein, rundweg abzuweisen, sie ist uns mit ihrer absoluten Negation, ihrer Schmähung alles dessen, was Deutschland später groß gemacht hat, der deutlichste Beweis, daß uns das Judentum politisch nichts zu geben hat. Im übrigen ist sie auch trotz einiger poetischen Stellen als Dichtung im ganzen nichts, recht wohl hätte sie als feuilletonistisches Reisebild in Prosa geschrieben werden können und würde dann nur eine frechere „Harzreise" sein. Gewandte, gutpointierende Knittelverse machen ja noch lange keine wirkliche Dichtung.

Heines Krankheit hat seine dichterische Produktion nicht unterbrochen: In allen Jahren von 1846 an erscheinen einzelne Gedichte, 1851 tritt dann der „Romancero" hervor. Er hatte, mit dem Bilde des leidenden Dichters geschmückt, großen Erfolg und wird noch heute auch von manchen geschätzt, die den früheren Gedichten nicht allzu viel abgewinnen können — ist doch nach ihrer Ansicht hier zuerst die Spielerei dem Ernste gewichen. Es ist hier der Ort, noch einiges über den Einfluß der Krankheit auf Heine und Heines Poesie zu sagen. Seine Bewunderer halten ihn für bedeutend:

„Wo wäre die erhebende Bedeutung der Tragödie", meint Prölß, „wenn sich im Leiden und Sterben des Menschen die ordnende Macht, die das Leben beherrscht, sowie die Kraft und Schönheit des menschlichen Geistes nicht in besonders bedeutsamer und ergreifender Weise enthüllte? So ist auch die lange Leidensgeschichte des Dichters, dessen Leben ich darstelle, weit minder ein klägliches, niederdrückendes, als ein erhebendes Schauspiel. Es war ein immer wieder erneuter Kampf zwischen Körper und Geist und ein immer aufs neue wieder errungener Sieg des Geistes

über den Körper. Wie oft man über den Dichter, solange er noch im Genusse des Lebens wollüstig schwelgte, den Stab auch möchte gebrochen haben, hier konnte man ihm Bewunderung doch nicht versagen. Wie oft der über alles, selbst noch das Schönste und Heiligste von ihm ausgesprochene Spott an seinem inneren Ernst, an seiner Wahrhaftigkeit Zweifel erregt hatte, hier mußte es jedem klar werden, daß diesem zwar glänzenden, aber widerspruchsvollen, zweideutigen Leben ein großes Herz, ein starkes Gemüt, ein unerschrockener Geist zu Grunde gelegen habe. An ihm selbst, der die Sinnlichkeit und den Körper dem Geist gegenüber in ihr ebenbürtiges Recht einzusetzen gestrebt, sollte es einleuchtend werden, wie hoch der Geist sich über beide erhebt."

Diesem Triumph des Geistes über den Körper sind überhaupt zahlreiche Lobgesänge gewidmet worden — ich habe bereits früher eingestanden, daß mich die jüdische Zähigkeit Heines nicht eben wundernimmt, und daß ich keinen günstigen Einfluß der Krankheit erkenne, da unzweifelhaft seine „Geständnisse" und seine „Letzten Gedichte" das Frechste und Zynischste sind, was er geschrieben hat. Im übrigen stelle ich mich hier gar nicht auf den moralischen Standpunkt, ich finde es ganz natürlich, wenn ein schwergepeinigter Mensch flucht und schimpft, und glaube, daß dem Verkommen des Körpers ein Sinken des Geistes in der Regel entspricht, mögen auch hochmoralische Naturen, wie z. B. Friedrich Nietzsche eine war, ihre innere Reinheit dabei wahren können. Aber gegen die Erhebung des Heinischen Martyriums ins rein Tragische protestiere ich, gegen das Gerede von seinem großen Herzen und seinem starken Gemüt — dies hat er so wenig in der Krankheit wie früher verraten, nur etwa ein größerer Ernst ist, wie schon angedeutet, der späteren Poesie Heines nachzurühmen, Fluchen und Schimpfen schließen eben den Ernst mit Notwendigkeit ein, sind nicht spielerisch. Und die besondere Begabung der jüdischen Nation für das Fluchen, vor allem das Verfluchen, ist ja von altersher bekannt. Doch kehren auch, wie wir sehen werden, die alten lyrischen Gattungen bei Heine noch in spätester Zeit wieder, erhalten nur ein zynischeres Gepräge und werden formloser. Von dem „Romancero", um nun zu ihm zurückzukehren, hat Heine selber nicht viel gehalten. „Sie haben", schreibt er von den in

ihm enthaltenen Gedichten, „weder die künstlerische Vollendung, noch die innere Geistigkeit, noch die schwellende Kraft meiner früheren Gedichte, aber die Stoffe sind anziehender, kolorierter, und vielleicht auch die Behandlung macht sie der großen Menge zugänglicher." Darin steckt Wahrheit, Heine hatte sich jetzt auch der exotischen Stoffe und Farben der Zeit, soweit sie ihm zugänglich waren (bis zu dem Viktor Hugo-Freiligrathschen „Realismus" gelangte er freilich nicht und fand deshalb die Trauben sauer), bemächtigt, und indem er das Publikum nach dem alten Ägypten und Siam, nach Mexiko und dem alten Spanien führte, erzielte er in der Tat stoffliche Wirkungen, die im Bunde mit den alten, beliebten Unarten die Leser über das Ermatten der künstlerischen Kraft hinwegtäuschen. Prölß schreibt: „Man wird den qualvollen Zustand, aus welchem die von Fieberträumen geängstete Phantasie des Dichters, dem der Schatten des Todes immer zur Seite stand, diese Gedichte schuf, bei ihrer Beurteilung nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Dann aber wird man nicht nur die gestaltende Kraft und den immer noch quellenden Reichtum seiner Phantasie, nicht nur die Gewalt des Geistes über die körperlichen Leiden, die sich darin auf das siegreichste darlegt, sondern ganz besonders die Zartheit, Weichheit, Lieblichkeit der Empfindungen, Gedanken, Gestalten und des Ausdrucks bewundern, deren seine verdüsterte Seele immer noch fähig war", und Emil Kuh redet sogar von den unheimlichen, übermütigen, frechen, den rührend schönen, den gemüterschütternden Gesängen des „Romancero" — R. M. Meyer ist sein Widerhall, wenn er behauptet, daß das moderne Kunsturteil den „Romancero" gar über das Buch der Lieder stelle. Nein, das Kunsturteil tut das nicht, es ist die menschliche Sympathie, aber wir erkennen doch unseren alten Freund Heine im „Romancero" deutlich wieder und lassen unser Urteil nicht durch das Gerede vom Triumph des Geistes bestechen. Es sind nur wenige Gedichte in dem Bande, die dem feingebildeten Geschmack völlig genügen, nur etwa dem „Schelm von Bergen", der seine innere Verwandtschaft mit Uhlands

„Grafen von Eberstein" nicht verleugnen kann (der Stoff entstammt einem Gedichte von Theobald in Raßmanns „Rheinisch-westfälischem Musen-Almanach" auf 1821, vgl. Heines Rezension), dem „Asra" und der „Pfalzgräfin Jutta" erteilen wir unbedingt das Plazet, den Ehrenplatz in der Literatur. Lyrisches ersten Ranges finden wir gar nicht im „Romancero", bei Heine vielleicht überhaupt nicht. Das berühmteste Stück ist der „Asra", und ich leugne sein Verdienst, das der äußersten Prägnanz, nicht, aber der Ton ist nicht neu, ist der der spanischen Romanze (auch die serbischen Gedichte in Goethes Übersetzung klingen ähnlich), und der Schluß ist pointenhaft — daß die nüchterne Bosheit fragen könnte, wie pflanzen sich denn die Asra fort, wenn sie sterben, sobald sie lieben, will ich nur ganz bescheiden andeuten; denn ich weiß schon aus meinem Studium Heinrich Heines, daß nüchterne Bosheit und Poesie nichts miteinander gemein haben. Als hervorragendste Ballade Heines überhaupt hat man die „Schlacht bei Hastings" bezeichnet — auch ich habe etwas für sie übrig, aber man soll doch ihre Schwächen nicht übersehen: Die Mönche erzählen dem Abte von Waltham, was er schon weiß, und können sich der Heinischen Schimpferei („Der lausigste Lump aus der Normandie"), die hier ganz aus dem Rahmen fällt, nicht enthalten. Auch der feinste Zug des Ganzen, daß Edith Schwanenhals die drei kleinen Bißnarben entdeckt, will mir heute bei der germanischen Jungfrau, mochte sie auch eines Königs Liebchen gewesen sein, nicht mehr ganz passend erscheinen. Dann bedeuten hier natürlich die Muster der englischen Balladen und auch Augustin Thierry (ich meine nicht bloß die von Heine mitgeteilte Vorlage) und Walter Scott außerordentlich viel. Die übrigen Balladen und Romanzen tragen größtenteils parodistischen Charakter, so „Rhampsinit", „Der weiße Elefant", der stellenweis geradezu albern ist und an W. Busch denken läßt (der aber natürlich nicht albern wirkt, weil er „in seinem Humor" ist), „Karl I." — wohl eher Zukunftsmusik als historisches Gedicht —, „Marie Antoinette", das echt barock wirken

könnte, wenn Heine nicht aus der Rolle fiele, „Der Apollogott", in den Sumpf versinkende Romantik (das Jüdische ist auch hier, wie immer, gut), „Geoffroy Rudel", „Himmelsbräute", das besonders stillos ist. Ernst, doch jüdisch-nihilistisch sind die „Walküren", ziemlich unbedeutend „Der Helfer" und „König Richard", „Pomare" ist stark auf Rührung angelegt und endet blasphemisch, „Kleines Volk" hat Humor, der ja aber dem Niederdeutschtum entstammt, „Zwei Ritter" („Krapülinski und Waschlapski") ist berechtigte Satire, „König David" ein scharfes Räsonniergedicht, „Nächtliche Fahrt" bleibt unklar (die „arme Schönheit" entstammt übrigens Eichendorff), „Der Mohrenkönig" und „Der Dichter Firdusi" sind zu breit und uncharakteristisch, „Vitzliputzli" ist geradezu geschwätzig (das Präludium dazu im frechsten Ramschstil), wie auch die das dritte Buch bildenden „Hebräischen Melodien" mit Ausnahme der sorgfältiger gearbeiteten „Disputation", die das höchste Entzücken unserer modernen Ungläubigen bildet. Damit hätten wir die Balladen und Romanzen mit Ausnahme der stellenweis wirksamen „Spanischen Atriden", die versehentlich in das Buch „Lamentationen" geraten sind, alle kurz charakterisiert. Auch die Lyrik dieses Buches ist gelegentlich breit — es scheint, als sei die frühere knappe Weise Heines umgeschlagen, die Reaktion eingetreten. Gleich das erste Gedicht der „Lamentationen", „Waldeinsamkeit" hat etwas Schleppendes, ist überhaupt teilweise bloße Reimerei — der Stoff entstammt den „Elementargeistern" —, obschon hier und da echte Resignationsstimmung durchbricht. Ein Teil der „Lamentationen" sind Spottgedichte: „Der Exlebendige" (Herwegh), „Der Exnachtwächter" (Dingelstedt), „Festgedicht" (auf Meyerbeer), „Plateniden" — im besonderen das „Festgedicht" hat jene spätere schlampige Manier Heines, die künstlerisches Empfinden so unangenehm berührt. Hier und da, wie in „Hoffahrt" („O Gräfin Gudel von Gudelfeld"), finden wir berechtigte Satire. Manches ist äußerst unbedeutend. Die eigentliche Lyrik kann man zum Teil als frech, matt oder selbst sauer

gewordene „Buch der Lieder“-Lyrik bezeichnen, man vergleiche „Zum Hausfrieden“, „Alte Rose“, „Der Ungläubige“, „Winter“, „K... jammer“, „Autodafé“. Besser sind „Altes Kaminstück“, „An die Jungen“, „Wandern“, „Altes Lied“, dieses letztere oft sehr hoch gestellt, aber doch nur das alte, gutgemachte, romanteske Lied etwas resignierterer Stimmung. Einen Zyklus für sich bilden die „Lazaruslieder“, und in ihnen steckt allerdings das Beste der Heinischen Spätlyrik, wenn es auch zu Gedichten innerer Form kaum noch kommt: Hier bricht der Heinische Zynismus kräftig hervor, ohne kleinliche Bosheit wohlverstanden, hier ist auch öfter tieferes Gefühl wie in „Sterbende“ („Flogest aus nach Sonn' und Glück“), „Morphine“, „Frau Sorge“, „Sie erlischt“. Daneben findet sich dann freilich auch manches, was sich der Dichter selbst wieder verdirbt, wie „Auferstehung“, „Fromme Warnung“, „Gedächtnisfeier“ („Keine Messe wird man singen“). Die Mathildengedichte, zu denen das letztgenannte gehört, sind in der Regel zu sentimental. Auch hier finden sich Nachklänge des „Buches der Lieder“: „Kluge Sterne“, „Wiedersehen“, „Böses Geträume“. Die alte sinnliche Glut, vielleicht noch etwas unheimlicher geworden, flackert in „Helena“; etwas ganz Neues, das aber wohl der älteren jüdischen Poesie entstammt, ist „Salomo“, der das vielleicht beste lyrische Gedicht des „Romancero“ ist. Zum Schluß kommt dann im „Vermächtnis“ der grimme Judenhaß einmal kräftig zum Vorschein, und in „Enfant perdu“ wird noch einmal die alte Renommierkomödie aufgeführt. Eine interessante Sammlung bleibt der „Romancero“ auf alle Fälle, aber unser Interesse an ihm ist doch wesentlich rein persönlicher, nicht ästhetischer Natur.

Von den letzten Prosaschriften Heines schließen sich die Tanzpoeme „Faust“ und „Diana“ an das Epische im „Romancero“ an, auch sie haben bis zu einem bestimmten Grade parodistischen Charakter. In ihrer Art sind sie nicht übel, aber die Art bedeutet nicht viel: Es handelt sich im Grunde nur darum, allerlei romantische Ingredienzien für ein Bühnenschaustück zusammenzutun. In beiden Stücken

brechen die „orgiastischen“ Neigungen Heines durch, und so sind sie literaturhistorisch insofern wichtig, als hier die Kunst Frank Wedekinds und vielleicht noch einiger anderer moderner Dichter ihren Ursprung nimmt. Aus den dem „Faust“ hinzugefügten Bemerkungen über Goethes Werk, die zwar an und für sich nur Sottisen sind, erkennt man deutlich, daß Heine das Wesentliche des „Faust“, der deutsche Faust auch später nie aufgegangen ist; er kehrt die Sache einfach um. — Für sehr wichtig zur Erkenntnis Heines müssen die 1853/54 geschriebenen „Geständnisse“ gelten, sie zeigen, wie sehr Heine durch die Krankheit oder während der Krankheit heruntergekommen war. Bei Lebzeiten Heines wurden sie nicht gedruckt, Campe schrieb ihm darüber:

„Die ‚Geständnisse‘ und ‚Waterloo‘ machen mir Ihretwegen große Sorge. Sie scheinen zu vergessen, daß Sie deutscher Schriftsteller sind. Mit geballter Faust schlagen Sie der ganzen deutschen Bevölkerung ins Angesicht, und zwar auf Unkosten der Franzosen! ‚Waterloo‘ schmeichelt den Franzosen und besonders Napoleon III. Als Sie im ‚Buch Le Grand‘ Napoleon I. feierten, damals standen die Dinge anders wie heute. Für Napoleon I. fanden sich Bewunderer in Menge unter uns, und der denkende Teil unter den Deutschen erkannte sein Streben und waren Napoleonisten, also seine Freunde. Ihre Anklänge waren enthusiastisch, jugendlich und glühend, ohne Nebenzwecke und Nebengedanken — mit diesen Gedanken konnten Sie nichts Vorteilhaftes erzielen wollen, es galt für reine Liebe und Bewunderung des Genies, und fand daher keine Rüge. Heute gebe ich Ihnen gerne zu, daß die Welt Napoleon III. nicht entbehren kann, er gehört in das Konzert der Staaten, wie in die Uhr die ‚Unruhe‘, sonst bleibt sie stehen. Diese Anerkennung, so richtig sie sein mag, gibt ihm noch nicht (auch seinen Franzosen nicht) die Befugnis auf Kosten der Deutschen so hoch gehoben zu werden, wie Sie es getan. Ich garantiere Ihnen, daß diese beiden Sachen Sie um den Rest Ihrer Popularität unter den Deutschen bringen, bei denen Sie viel schlechter angeschrieben stehen, als Sie es vermuten. Daher bitte ich um eine Revision und ernste Ausmerzung alles Verletzenden für das deutsche Gefühl, um courfähig zu bleiben, Einlaß zu behalten, daß man die Türe nicht vor Ihren Produkten verschließt.“

In der Tat hat sich Heine hier beschmutzt wie kaum je vorher, die Anhimmlung eines Napoleon III., die er sich hier leistet, ist widerlicher als irgend eine, die sich je ein

deutscher Serviler hat zu schulden kommen lassen; denn diese erniedrigten sich doch in der Regel nur vor ihren eigenen Fürsten, oder, wenn sie es vor fremden wie Napoleon I. taten, entschuldigt sie die Not; Heine aber wälzt sich hier ohne ersichtbaren Grund — wenn er nicht etwa eine Fortsetzung seiner Pension oder das Kreuz der Ehrenlegion erstrebte — vor einem höchst verdächtigen politischen Abenteurer im Staube, den er früher verspottet hatte, und der soeben, um seine Herrschaft durch den Schrecken zu begründen, auch harmlose Spaziergänger auf den Straßen von Paris hatte niederknallen lassen. Über seine schandvolle Darstellung der Folgen der Schlacht bei Waterloo dann kann sich ein Deutscher fast noch mehr entrüsten als über die Verhimmlung des dritten Napoleon. Es verschlägt Heine darauf auch gar nichts, in einem Atem die damaligen Kommunisten zu beschimpfen und zu prophezeien, daß ihnen die Zukunft gehöre. Man sollte das Lesen dieser Schrift in Deutschland obligatorisch machen, nachdem man sie zunächst mit dem nötigen Kommentar versehen, und ich bin überzeugt, die Heine-Verehrung würde reißend schnell abnehmen. Im einzelnen ist die Schrift unglaublich gemein. Im Vorwort jammert Heine darüber, daß die alte deutsche Ehrlichkeit hinschwinde, und spricht von den zahlreichen deutschen Spitzbuben, die ihm die Tasche geleert; er vergißt aber natürlich hinzuzufügen, daß es meistens jüdische Abenteurer und Schnorrer waren, die ihn um sein Geld brachten. In der Schrift selbst wird zunächst allerlei über Selbstbiographien vorgebracht und dann im besonderen von Frau von Staël und ihrem Buche „De l'Allemagne“ geredet, wobei Heine den niedrigsten persönlichen Standpunkt innehält. Dann kommen geradezu zähnefletschende Gemeinheiten über die Freiheitskriege; Vater Blücher, den er einst bei seinem Onkel gesehen und in einem Briefe an Sethe gepriesen hatte, wird ein „ordinärer Knaster“, Görres, Jahn (den er schon in der Vorrede zum ersten Bande des „Salon“ insultiert hatte), Ernst Moritz Arndt werden „eine drollige Gattung Bluthunde“ genannt, Menzel, die Schlegel, Fouqué,

Chateaubriand erhalten auch ihr Teil. Bis zum offenbaren Blödsinn treibt Heine die Wut gegen Deutschland: „Und diese letztere siegte, die schlechte Sache des verjährten Vorrechts, der servile Knechtsinn und die Lüge triumphierten, und es waren die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menschheit, welche die Schlacht bei Waterloo verloren." Dann wird die spätere Entwicklung gestreift, die Julirevolution, die Februarrevolution, welch letztere sich nach Heine „überhaupt als ein beklagenswertes Ereignis auswies, das unsäglich viel Unheil über die Welt brachte" — freilich, es kostete Heine eine „Pension" von 4800 Franken und den letzten Rest der Achtung bei den anständigen Leuten. Louis Blanc und Lamartine, die Heine, als sie im Besitz der Macht waren, gepriesen hatte, bekommen jetzt einen ganzen Eimer Heinischer Gemeinheit über den Kopf gestürzt, dann kommt der Kotau vor Napoleon III. Nun endlich gelangt Heine auf sein eigenes Leben und schildert in dem bekannten witzelnden Tone seine Ankunft in Paris und seine Erlebnisse in den vorstädtischen Cancan-Ballhäusern. Vom Cancan kommt er in diesen „Geständnissen" überhaupt nicht los. Bei Frau von Staël beispielsweise redet er von dem glänzenden Cancan ihres Genies — es scheint, als ob der Cancan in jener Zeit seiner „Bekehrung" den Hauptteil seiner Phantasiebeschäftigung gebildet habe. Etliche Gegenwirkung ist aber doch da: Er erzählt, daß er in Restaurants der guten Gesellschaft mit Damen der guten Gesellschaft diniert habe, daß ihn die Direktoren der Pariser Zeitschriften zur Mitarbeiterschaft aufgefordert hätten, er berichtet von seinem berühmten Werke über die deutsche Philosophie und kommt dann auf den Kommunismus. Die Schilderung seines Zusammentreffens mit dem Kommunistenapostel Weitling, einem deutschen Schneidergesellen, ist in ihrer Art kostbar — Heine stellt sich etwa so zu ihm, wie der eingebildetste Student zum „Knoten". All der Kram, der dann die unangenehme Wirkung des Heinischen Aristokratismus abschwächen soll, der

Hinweis auf die Mission der Seife und der Bildung usw., kommt gegen den fatalen Eindruck nicht auf, man ersieht ganz deutlich, daß Volk und deutsches Volk diesem Juden und Millionärsneffen fremd und unangenehm waren, was ihn natürlich erst recht zum Heiligen der deutschen Sozialdemokratie qualifiziert. Wieder kommt Heine auf die Philosophie zurück, erzählt von einem Zusammentreffen mit Hegel und von seiner früheren Selbstvergötterung, worauf die Geschichte seiner Bekehrung erfolgt. Die folgende Gemeinheit darf hier nicht unterschlagen werden: „Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die inkarnierte Reinheit; die anrüchigsten Magdalenen wurden purifiziert durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und errötend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Diese Restaurationen beschädigter Magdtümer, ich gestehe es, erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab, ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haß. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte, oder vielmehr niemand als solchen anerkannte; für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — jede Unbill, die sie mir antaten, war ein Sakrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottlosigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet lassen, aber alsdann war es nicht eine menschliche Rache, sondern eine Strafe Gottes, die den Sünder traf." Wer könnte solche Auslassungen eines kranken Mannes ohne Ekel lesen! Darauf spricht er von den Juden, und der ganze jüdische Hochmut tritt offen hervor, und man erkennt, wie sehr er Jude geblieben. Mag er auch alles Mögliche von der großen Ähnlichkeit („Wahlverwandtschaft") der Deutschen und der Juden reden — das sind nur faule Fische, er will sich damit seine Dichterstellung sichern, der entscheidende Eindruck ist der, daß sich Heine jetzt wieder ganz zu seinem

Judentum bekennt, ungern noch immer, fast ohne daß er's selber weiß, aber von übermächtigem inneren Zwange getrieben. Und so können wir über sein Geschwätz über die evangelische und katholische Kirche ruhig hinweggehen, über all den historischen und Zukunftskohl, den er vorbringt, wie, daß die Juden für die Protestanten die Bibel gerettet, und daß die Jesuitenschulen die Kinder zu Menschen gemacht und die größten Männer der Revolution hervorgebracht hätten, und daß die Bibellektüre (die des Alten Testaments natürlich) die Menschheit befreien werde usw. usw. Nur das sei noch der Kuriosität halber erwähnt, daß Heine erzählt, wie ihn einst einer seiner Lehrer zum katholischen Priester bestimmt habe, und sich dann ausmalt, daß er es bis zum Papst gebracht haben würde — Cancan des Geistes! Dann kommt die althergebrachte Renommage: „Man ist viel, wenn man ein Dichter ist, und zwar wenn man ein großer lyrischer Dichter ist in Deutschland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philosophie und im Liede, alle anderen Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falschen Bescheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verleugnen. Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter, wie ich, den Lorbeer errungen [ist unwahr!], und wenn mein Kollege Wolfgang Goethe wohlgefällig davon singt, ‚daß der Chinese mit zitternder Hand Werther und Lotten auf Glas male', so kann ich, soll einmal geprahlt werden, dem chinesischen Ruhm noch einen weit fabelhafteren, nämlich einen japanischen entgegensetzen." So bleibt er bis zuletzt der Macher seines Ruhmes, weit unbescheidener als Platen. Jawohl, neben Goethe stehen, das wollte er, aber wir bringen es hoffentlich fertig, daß kein deutscher Mensch die beiden mehr in einem Atem nennt. Zum Schluß erfolgt noch etwas Blasphemie (Gott wird beispielsweise der Aristophanes des Himmels genannt, natürlich im Gegensatz zu Heine, dem neuen Aristophanes auf Erden, dem deutschen Aristophanes) und etwas Spekulation auf Rührung: Heine vergleicht sich mit dem liederdichtenden Kleriker der Limburger Chronik, der die

Miselsucht hatte. Nun, jener deutsche Kleriker hat deutsche Lieder gedichtet, Heine hat das deutsche Volkslied ausgeschlachtet, das ist ein kleiner Unterschied. Und die Miselsucht kam nicht vom vielen Studieren.

Das poetische Seitenstück zu den „Geständnissen“ bilden die „Letzten Gedichte“ — in ihnen sehen wir Heine im Sumpf, und wie er zuletzt völlig versinkt. Ein wirkliches Gedicht kommt eigentlich kaum noch vor, Heine macht nur noch Verse, hier und da gute und ergreifende, meistenteils freche und gemeine. Da fallen einem zunächst drei große, stark ausgeprägte Gruppen in die Augen: Fabeln, die als Patengeschenk für Campes Sohn bestimmt waren, soziale Gedichte erzählenden Charakters, die sich an die in jener Zeit auftauchende und u. a. durch Freiligrath nach Deutschland gebrachte grelle soziale Dichtung der Engländer und Franzosen anschließen — man mag schon Heines Weberlied in den Neuen Gedichten mit Thomas Hoods „Song of the shirt“ zusammenstellen — und satirische politische Gedichte, die sozusagen „Deutschland, ein Wintermärchen“ fortsetzen. Die Fabeln, „Rote Pantoffeln“, „Die Launen der Verliebten“, „Der tugendhafte Hund“, „Pferd und Esel“, „Die Libelle“, „Mimi“, „Die Wahlesel“, „Aus der Zopfzeit“, „Der Wanzerich“, „König Langohr I.“, „Die Wanderratten“, „Jungkaterverein für Musik“, „Duelle“ sind größtenteils roh und plump, manchmal aber doch von einer gewissen drastischen Drolligkeit, die vielleicht auf die seit 1845 bekannt gewordene Struwwelpeter-Poesie Hoffmann-Donners zurückzuführen ist — Heine hat alles benutzt, warum nicht auch den Struwwelpeter? Oft steckt Scharf-Persönliches in den Fabeln, namentlich in den zuletzt genannten, dann auch politische Satire wie in „Die Wahlesel“, wo natürlich das Deutschtum als Eseltum persifliert wird. Als soziale erzählende Gedichte möchte ich „Das Sklavenschiff“, „Der Philanthrop“, „Jammertal“, „Erinnerung an Hammonia“ bezeichnen, doch kommt die Gattung nicht zu reiner Ausprägung, Heine kann das spöttische Dazwischenreden nicht lassen. Für sich allein

steht in den „Letzten Gedichten“ „Bimini“, das an den „Atta Troll“ und gewisse romantisierende Gedichte des „Romancero“ erinnert — neben der Farce, der Heine nicht mehr entgeht, ist doch auch echte Stimmung darin, man soll aber nicht, wie man getan hat — unvergleichlich rein und schön, nennt es Strodtmann —, zuviel daraus machen. Von den politischen Gedichten, „Hans ohne Land“, auf den Reichsverweser Johann von Österreich, „Die Audienz“, auf Herweghs Audienz bei Friedrich Wilhelm IV., „Kobes I.“, auf Jakob Venedey, „Simplicissimus I.“, wieder auf Herwegh, „Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen“, „1649—1793—???“ gilt das beim „Wintermärchen“ gesagte. Die Gemeinheit ist fast noch größer geworden, und wenn man beispielsweise der „Audienz“ hohen satirischen Wert zugesprochen hat, so übersieht man, daß sie nur aus geschickt aneinandergereihten volkstümlichen Reminiszenzen besteht. Sehr oft wird in den „Letzten Gedichten“ Meyerbeer verspottet, auch Liszt bekommt sein Teil, mit Wagner zusammen, der sich dann gerächt hat, indem er die Heinischen Gedichte als „Bänkelsängereien“ bezeichnete, und in „Die Menge tut es“ hält Heine sogar eine Art Revue ab über alles, was er haßte — das Stück ist, neben dem „Hohenlied“, einem merkwürdig „schimmernden Altar der Weibesschönheit“, vielleicht das frechste, was er gemacht hat, aber wir brauchen uns heute nicht mehr sonderlich darüber aufzuregen; denn der Prinz von Preußen, den er dort zuletzt aus dem Brandenburger Tor „hinausgeschmissen“ haben will, ward als Wilhelm I. Deutscher Kaiser. — Das Lob, das man auch den „Letzten Gedichten“ hat zu teil werden lassen, geht besonders auf die neuen Lazarus-Gedichte dieser Sammlung: Man erklärt die Lazarus-Gedichte überhaupt als einzig in unserer deutschen Literatur; so natürlich schon Heine selbst, so Meißner, so Prölß. Als Meißner, den Heine bei seinem letzten Besuche einzelne zu lesen gegeben, ausrief: „Welche Gedichte! welche Klänge! Nie noch haben Sie dergleichen geschrieben, und ich habe nie dergleichen gehört“, antwortete Heine: „Nicht

wahr? Ja, ich weiß wohl, das ist schön! entsetzlich schön! Es ist eine Klage wie aus einem Grabe, da schreit ein Lebendig-Begrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nie vernehmen können, weil noch kein Dichter in solcher Lage war." Prölß fügt hinzu:

„Heine hat Recht. Er hat einen neuen, unerhörten, furchtbaren Ton in diesen Gedichten angeschlagen. Der spöttische Sänger der Liebe war zu einem Sänger des Todes und der ihm vorausgehenden Schauer und Schrecken geworden, denen er sich entsetzt zu entwinden suchte. Wohl haben viele Dichter vor ihm schon die dunkle Nachtseite des Lebens in ergreifender Weise geschildert, aber sie hatten sich nur in die furchtbaren Zustände, die sie schilderten, zu versetzen, sie hatten sie nach der bloßen Anschauung zu schildern gesucht. Hier aber schildert sie uns ein Dichter unmittelbar aus diesem unheimlich qualvollen Zustand heraus, hier waren diese Qualen, diese Schrecken gleichsam selbst zu Gedichten geworden .... Neben dem Aufschrei der Qual, der Wut, der Empörung und Rache, der ihn besonders bei dem Gedanken an diejenigen erfaßte, die ihn nach seiner Meinung in diese entsetzliche Lage gebracht, schlägt die gequälte Seele auch die Töne der Ergebung und Entsagung, der wehmütigen Erinnerung, der dunklen Selbstanklage an, selbst der alte Spott, die alte Ironie mischt sich ein. Ja, neben diesen dunklen Gedichten brachte der wunderbare Geist des Dichters bis in die letzte Zeit auch andere hervor, welche noch ganz den früheren spöttischen Übermut, die alte scherzhafte Laune, die tändelnde Anmut, den frechen Zynismus, die Kraft und die Pracht seines früheren dichterischen Schaffens zeigen."

Nun, wir lassen uns durch die Kraft und die Pracht der früheren Gedichte nicht mehr bestechen, da wir das Geheimnis ihres Mechanismus jetzt leidlich kennen, und wir gehen auch im Preise der Lazarus-Lieder nicht zu weit. Sie stehen nicht ganz so allein, wie der Dichter selbst und seine Bewunderer behaupten, manches von Johann Christian Günther, von Bürger, von Hölderlin, von Novalis, von Lenau liegt in ihrer Richtung, etwas wie Novalis' „Gesang der Toten" beispielsweise hat Heine trotz der Hülfe von Baal und Astarte, um auf eine Feststellung Lublinskis anzuspielen, nicht fertig gebracht. Freilich, ein kranker Jude von der Größe der Begabung Heines hatte bis dahin nicht deutsch gedichtet, und so liegt in den

Lazarus-Liedern immerhin etwas Besonderes vor, aber den höchsten ästhetischen Ansprüchen, die wir wie an alle, so auch an diese Gedichte stellen müssen, genügen sie nicht: Es sind, wie ich schon sagte, zuletzt keine Gedichte, sondern nur Verse, Verse, die sehr viel Kühnes und Frappierendes haben, aber weder aus der Anschauung geboren sind, noch die Geschlossenheit der inneren Form, noch auch nur die reine Durchbildung des Ausdrucks gewinnen. Für die besten halte ich: „Es hatte mein Haupt die schwarze Frau" (21), „Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich" (9), „Es sitzen am Kreuzweg drei Frauen" (11), „Stunden, Tage, Ewigkeiten" (35), „Es kommt der Tod — jetzt will ich sagen" (41) — das sind die, die die meiste Rundung und das reinste Gefühl haben. Dann imponieren natürlich die grimmigsten Fluchgedichte: „Laß die heil'gen Parabolen" (1), „Nicht gedacht soll seiner werden" (13) — auch in den Gedichten auf die Magen und die Sippen (17, 18, 40), auf den Oheim Salomon (39), auf Campe (? 26) bricht die Heinische Wut und Rachsucht stark hervor. Anderes erinnert an das „Buch der Lieder": In „Bertha" (das nicht unter den Lazarus-Liedern steht) und „Vom Schöppenstuhle der Vernunft" (8), sowie „Die Liebe begann im Monat März" (14) taucht die berühmte Jugendliebe, tauchen sogar die alten Töne noch einmal wieder auf — das zweite Gedicht dürfte der Wahrheit nahekommen. Auch andere Erinnerungen Heines erscheinen, manchmal selbst gegenständlich, am meisten in „Wie lodert und wogt im Hirn eine Flut" (25), in dem die Durcheinanderwirblung von Vergangenheit und Gegenwart wohl etwas zu bewußt, aber doch noch glaubhaft ist. Die an die Mouche gerichteten Gedichte erkennt man bald, eins (37) ist seltsam dunkel. Manche Lazarus-Lieder sind nicht mehr als die alten Skurrilitäten und Sottisengedichte (5, 12, 19, 28, 30, 31, 38), anderes hat eine Art Galgenhumor, den man wohl erträgt (24), hier und da ist auch reine Blasphemie (27). An die Lazarus-Lieder schließen sich dann noch sechs einzelne Gedichte an, die alle charakteristisch sind: „Hallelujah" ist

fast Biedermeierstil, „Himmelfahrt“ Anklang an Hans Sachsens Schwänke, in den „Wahlverlobten“ steckt Hebbels „Auf ein altes Mädchen“, ganz Heine ist aber das berühmte Gedicht „Für die Mouche“. Man überschätzt es heute wohl, Alfred Meißner bemerkte noch, daß es „weder der Form noch dem Inhalt nach neu oder bedeutend“ genannt werden könne, was im Hinblick auf Heines Gesamtpoesie richtig ist, aber etwas wie die Quintessenz der Heinischen Dichtung ist es doch, auch schon als Traum, und es hat einige wundervolle Einzelheiten. Und dann kommt — das sechste Gedicht ist nur eine schwächere Variation des fünften — der „Epilog“ zu Heines Leben und Dichten, das Versinken im Sumpf:

„Unser Grab erwärmt der Ruhm.
Torenworte, Narrentum!
Eine beſſ're Wärme gibt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Und mit dicken Lippen küßt
Und beträchtlich riecht nach Mist.
Gleichfalls eine beſſ're Wärme
Wärmt dem Menschen sein Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punsch
Oder Grog nach Herzenswunsch
In den niedrigsten Spelunken
Unter Dieben und Halunken,
Die dem Galgen sind entlaufen,
Aber leben, atmen, schnaufen
Und beneidenswerter sind,
Als der Thetis großes Kind. —
Der Pelide sprach mit Recht:
‚Leben wie der ärmste Knecht
In der Oberwelt ist besser
Als am stygischen Gewässer
Schattenführer sein, ein Heros,
Den besungen selbst Homeros.‘“

Damit haben wir unsere Betrachtung der Werke Heines’ zu Ende gebracht, und es gilt nun, aus dieser Betrachtung die zusammenfassenden Schlüsse zu ziehen.

Man wird mir wohl zugeben müssen, daß nur der Lyriker Heine der Dichter Heine ist. In den „Reisebildern“

und allem Reisebilder-Ähnlichem ist Heine, wie ich nachgewiesen habe, vor allem der Macher seines Ruhmes, ein Feuilletonist, der sich selbst ausspielt, damit er die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht, und zwar hält er dabei, wie ich gleichfalls nachgewiesen habe, in dem Wechsel von kecker oder frecher Satire, oberflächlichem Räsonnement und meist gemachter romantischer Poesie eine bestimmte Methode ein, die jede wirkliche Gestaltung ausschließt. Auch in den novellistischen Versuchen kommt es kaum zur Gestaltung und ebensowenig in den größeren satirischen Dichtungen „Atta Troll" und „Deutschland". Wenn R. M. Meyer den „vermummten Gast" in „Deutschland" als Beispiel einer Heinischen „Gestalt" anführt, so beweist er damit nur, daß er gar nicht weiß, was man unter dichterischer Gestaltung versteht: Heine ruft hier nur impressionistisch den Eindruck einer Gestalt hervor, diese Gestalt ist ja aber wieder nur ein Schatten, der durch das Gedicht hindurchschwebt; selbst aber, wenn sie momentan die menschliche Physiognomie gewönne, eine solche aufblitzen ließe, so wäre sie noch keine Gestaltung in unserem und jedes wirklichen Ästhetikers Sinne; denn unter Gestaltung verstehen wir immer die volle Herausarbeitung einer menschlichen Gestalt zu künstlerisch-realistisch körperlichem und geistig-seelischem Sein. Die Fähigkeit, Menschen impressionistisch „erscheinen" zu lassen, hat ja natürlich auch ihren Wert, schließt aber die weitere, Menschen voll ausgestalten zu können, keineswegs ein; das erstere erfordert sozusagen nur eine Art Treffsicherheit der Phantasie, das andere ihre Weite, Tiefe, Konsequenz usw. Heine hat im „Rabbi von Bacharach" einmal Ansätze zu wirklicher Gestaltung gegeben, aber auch nicht mehr als Ansätze, und darum können wir hier von dem Epiker und natürlich auch von dem Dramatiker Heine ganz absehen und den Dichter allein als Lyriker betrachten.

Oder wäre er doch, wie seine Freunde behaupten, ein wirklicher Humorist? Wir wissen ja alle, daß dem Humor, wenn er sein Weltbild schafft, allerlei Freiheiten zu gestatten sind, daß die „strenge" Gestaltung von ihm nicht zu ver-

langen ist — und dürften da nicht die Reisebilder und Satiren, in denen es ja an Freiheiten nicht mangelt, am Ende doch als humoristische Werke zu bezeichnen sein? Es wird, um über sie endgültig klar zu werden, genügen, sie einmal „in voller Anschauung" neben die anerkannten großen humoristischen und satirischen Werke der Weltliteratur zu stellen, ihren Verfasser neben die großen Geister, mit denen er sich zu vergleichen liebte, neben Aristophanes, neben Ariosto, dann etwa noch neben Rabelais, Cervantes und Sterne. Man versuche das Lebenswerk dieser Männer als Ganzes und im ganzen zu schauen, stelle sich die Komödien des Aristophanes, des Ariosto „Rasenden Roland", Rabelais' „Gargantua", Cervantes „Don Quixote", Sternes „Tristram Shandy" und „Empfindsame Reise" in der Weite und Tiefe ihres Gehaltes, der Kraft ihrer Gestaltung, der Größe ihres Stils so deutlich wie möglich vor — nein, es ist geradezu ein ästhetischer Frevel, bei ihnen an Heine nur zu denken, das bißchen Feuilleton des jüdischen Dichters verschwindet neben den genannten Werken und Werkfolgen der Weltliteratur geradezu spurlos. Hier und da taucht übrigens auch bei den Heine-Vergötterern die Ahnung auf, daß schon der übliche Vergleich mit dem großen Athener, den man den ungezogenen Liebling der Grazien genannt hat, ein bißchen sehr kühn sei: „Heine hatte witzige Einfälle, Aristophanes eine witzige Weltanschauung", sagt einer von ihnen. Uns natürlich ist auch die Bezeichnung „witzig" für Aristophanes' Weltanschauung noch großer Unverstand, der unsterbliche Komödiendichter, der phantastische Welten hinstellte, um aus der Tiefe seiner konservativen Natur und mit der ganzen Gewalt seines grimmen Ernstes die Bestrebungen und die Menschen des Tages grandios ad absurdum zu führen, war kein Witzbold wie der kleine eitle und giftige deutsche Jude. Soll ich den „Atta Troll" noch mit dem „Rasenden Roland" zusammenstellen oder die stärksten Szenen des „Wintermärchens" mit denen des „Gargantua", die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" mit dem „Don Quixote"?

Es wird ja wohl nicht nötig sein, ebensowenig wie man den Pariser Pflastertreter Heine selbst neben den gewaltigen Pfarrer von Meudon oder den weisen Cervantes zu stellen braucht. Einzig und allein Sternes „Empfindsame Reise“ bietet sich zu einer Vergleichung für die „Reisebilder“ — und es genügt da schon, ganz wenige Seiten gelesen zu haben, um zu erkennen, daß Heine nur hier und da der schwache Nachahmer Sternes ist. Ich will ihn auch mit unseren deutschen Humoristen, mit Jean Paul und Wilhelm Raabe etwa, nicht erst vergleichen, beide gestalten ja trotz alledem, und das vermochte Heine, wie nachgewiesen, nicht; sein Geist ist zudem augenscheinlich ein so ganz anderer, als der unserer deutschen Humoristen, daß wir auch hier die Unfruchtbarkeit alles Vergleichens a priori einsehen. Bleiben der Lotteriekollekteur Hirsch und einige humoristische Gedichte. Daß Heine den Humor oder, wie man vielleicht doch besser sagt, die drollige Komik seiner Rasse besaß, bestreite ich nicht, sie amüsiert uns auch, gewiß, doch läßt sie uns nur *über* Menschen und Dinge lachen, nicht *mit* den Menschen und Dingen, wie der deutsche Humor. Unter den Gedichten nähern sich einige einer Art deutschen Humors, wie z. B. „Mein Herz, mein Herz ist traurig“, doch ganz deutsch werden auch sie nicht (man ziehe hier etwa Uhlands „So hab' ich nun die Stadt verlassen“ zum Vergleich heran), sie bleiben spielerischer, und es geht auch nicht ohne Pointe ab. Der Rest ist Parodie. Ganz gewiß, Heine ist, wie ich schon früher sagte, Parodist und nicht Humorist und daher auch als Satiriker nicht groß, eben weil er nichts Positives geben kann — ich wies bereits darauf hin, daß Immermann in seinem „Tulifäntchen“ und noch mehr in seinem „Münchhausen“ seine Zeitgenossen durch amüsante, teilweise geniale *Erfindungen* verspottet, während Heine über Witze und Persönlichkeiten nicht hinauskommt. Will man ihn neben eine Gestalt der Weltliteratur stellen, so bietet sich meines Erachtens nur der Spötter Voltaire, der aber eine weit bedeutendere und vielseitigere Persönlichkeit

ist, auch einen weit ernsteren und ehrlicheren Kampf kämpfte, und infolgedessen wirklich die europäische Stellung hat, die Heine nur usurpieren wollte. Daß Heine ein größerer Lyriker ist, hält uns nicht ab, ihn in der Totalität einfach als Nachzügler Voltaires zu empfinden, mit dessen ganzer schriftstellerischer Art die seinige Ähnlichkeit hat, obschon er es auch nicht einmal zu einem „Candide" gebracht.

Kehren wir nun also zu dem Lyriker Heine zurück! Welchen Rang nimmt er als solcher ein? Steht er wirklich als der erste nach oder gar neben Goethe? Die Leute, die ein Interesse daran haben, ihn in so hoher Stellung erscheinen zu lassen, hatten ihre Anschauung oder Meinung einmal schon beinahe durchgesetzt, vor allem über die gewaltige Künstlerschaft Heines herrschte nur noch eine Stimme. Da ließen sich aber kritische Geister vernehmen, die „aus Heines Künstlerwerkstatt" ganz andere Dinge berichteten, als man bis dahin gehört hatte, und sie machten großen Eindruck, so daß der Ruf des größten deutschen Lyrikers nach Goethe wieder einigermaßen ins Wackeln kam. Ich will hier einen jener Kritiker zu Worte kommen lassen, damit man den billigen Vorwand, es sei nur der Antisemitismus, der Heine die Dichtergröße abspreche, nicht gar zu unverfroren gebrauchen kann. Wolfgang Kirchbach, selbst Dichter und gewiß kein Antisemit, veröffentlichte 1888 im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" einen größeren Aufsatz über Heines Dichtung, der zum größeren Teil so gut begründet erscheint, daß ernste Literaturgeschichtschreibung gar nicht stillschweigend über ihn hinweggehen kann. Kirchbach knüpft an ein Wort Goedekes, der übrigens auch kein Antisemit war, an: „Sieht man gegenwärtig die Reihe seiner [Heines] Schriften ruhig und unbefangen wieder durch, erschrickt man fast vor der geistigen Öde und Leere derselben", und bekennt dann, daß ihn Heines Lyrik langweile. Von den 44 Liedern des „Neuen Frühlings" ist nach Kirchbach

„die Hälfte auf einen einzigen Pfiff gemacht; 15 davon reiten dieselbe poetisch klingelnde Vorstellung vom Gesang der Nachtigallen unverdrossen

wieder vor. Die Nachtigall ist gewiß ein Tierchen, das zu allen Zeiten den Dichtern Vergnügen machte; aber ich gestehe, wenn ich in fünfzehn Liedern auf den Frühling nichts anderes zu sagen weiß, als daß die Nachtigall schlägt, so muß ich arm an dichterischen Beobachtungen der Erscheinungen der Frühlingsnatur sein ... Und wie es mit der Nachtigall geht, so geht es mit einer Reihe von andern konventionellen Vorstellungen bei Heine. Es verrät sich überall der Mangel eines innerlich ausgestalteten Schaffens ... Die ‚Veilchenaugen' und ‚Lilienhände' sind stehende Redensarten; es sind immer dieselben Requisiten, die tatsächlich auch nur als Requisiten, nicht als Vorstellung einer inneren dichterischen Nötigung gebraucht werden ... Es könnten sonst nicht solche Verse z. B. vorkommen:

‚Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einst alle in Liebeswonne.'

Ähnliche Häufungen von Vorstellungen abgelegener Art kennt der Leser vielfach bei Heine. Nur eine rhetorisch veranlagte Natur, welche die Dinge nicht in ihrer anschaulichen und sinnlichen Ganzheit erfaßt, vermag die Namen von Gegenständen, die doch wahrhaftig einem Dichter poetische Gestalten für sich sind, so kunterbunt aneinander zu reihen. Man sieht daraus, daß die Namen dieser Dinge dem Dichter nur einen konventionellen Stimmungswert haben; hätte seine Einbildungskraft bei der Schöpfung dieses Liedchens sich die Sonne wirklich vorgestellt, so wäre es ihm ganz unmöglich gewesen, das alles auf einen Haufen zu werfen. Man versuche nur, sich eine Taube wirklich vorzustellen und gleich daneben die Sonne und eine Lilie: das ist eine Zumutung, weil ein natürliches Gesetz der Vorstellungskraft eine Vermittlung der Vorstellungen braucht, einen Anhaltspunkt wechselseitiger Beziehung der Vorstellungen."

Aus der Anschauungslosigkeit Heines erklärt dann Kirchbach das Umschnappen in die rein verständigen Geschäfte des „Witzes" und der handgreiflichen Ironie und fährt darauf fort: „Heine will nicht poetisch schaffen, wobei die Stimmung absichtslos herausspringt, wie es bei wahren Lyrikern steht; er will nicht den geistigen Wert eines Gefühls, einer Empfindung festhalten; er will die Stimmung geradeswegs erzeugen, um sie zu erzeugen, und daraufhin wählt er seine Mittel. Er arbeitet, wie man zu sagen pflegt, ‚auf den Effekt'." Die Mittel sind: gewisse konventionelle Vorstellungen, an denen eine solche konventionelle Stimmung haftet, die Mittel der Redekunst zum Unterschied von den eigentlich dichterischen Mitteln, die Mittel des Rhythmus.

Daß Heine ein Meister des Rhythmus ist, gibt Kirchbach ohne weiteres zu: „Er fühlt den Puls, und wenn eine bestimmte Vorstellung einen gehemmten Pulsschlag, ein Stocken der Atembewegung mit sich bringt, so vermag er das im rhythmischen Charakter des Verses auszuprägen. Er wendet den Reim mit erstaunlicher Meisterschaft an auf diese Darstellung der Affektbewegung im Rhythmus ... Er kannte das Geheimnis des Stabreims und des Lautanklangs." Freilich, Heine hat nur die halbe Kunst, nicht die volle, sättigende, notwendige wie Goethe, „er gleicht gewissen Schauspielern und Virtuosen, welche wohl auch große Massen durch klug angebrachte Mätzchen bestechen". Das wird durch eine Reihe von Beispielen bewiesen. „Eine starke schwarze Barke" sagt Heine in seinem Byron-Gedicht. Warum starke, warum nicht große? Wegen des Vokalanklangs! — Kirchbach nimmt bei Heine eine ursprünglich-romantische Märchenphantasie an, aber die romantischen Vorstellungen und Vergleiche (die er, wie wir nachwiesen, meist übernommen hat) erstarrten bei ihm rasch zu hohlen, leblosen, rhetorischen Formeln, die dann wörtlich genommen werden und dadurch geradezu in Parodie umschlagen. Ich kann Kirchbach natürlich nicht in alle seine Nachweise hinein folgen, aber in der Regel sind sie zwingend. „Übrigens habe ich Grund zu zweifeln", sagt er zum Schluß seiner Ausführungen über die weinende Lotosblume, „daß Heine einen klaren Begriff von der Lotosblume hatte, und der Leser wird es mit mir tun, falls er sich einmal in einem botanischen Garten Lotosblumen betrachtet hat. Jedoch, „gerade die zahlreichen Geschmacklosigkeiten Heines zogen die Leser an. Gerade dies Gemisch von Redefälscherei, Märchenhaftigkeit und Hysterie der Empfindung wirkte und wirkt noch heute als das berauschende Gebräu für alte Junggesellen, abgelebte Knaben und keusche Jungfräulein, die die Liebe noch nicht kennen und heimlich danach um die Ecke schielen." Diesen „kommt ein Dichter gelegen, der der Phantasie niemals zuviel zumutet, sondern hübsch in zwei Strophen so tut, als wollte er einen Witz machen, als

wollte er sich dies und jenes vorstellen, was man sich aber nicht weiter vorzustellen braucht, da die Geschichte ja gleich in zwei Zeilen weiter unten schon fertig ist. Hier liegt mehr von der Popularität Heines begraben, als diejenigen ahnen, welche uns das nichtsnutzige Wortfangen eines schlechten Spaßvogels für Dichtung aufreden wollen, der nach Witzen schnappt, wie ein armer Hund nach Fliegen". Ja, auch der gerühmte Witz, der behauptete Humor Heines kommen bei Kirchbach schlecht weg: „Es ist die wohlfeilste Sorte von Witz, die niederste Sorte von Witz, welche nicht sowohl wahren Geist, schalkhaften Tiefblick in die Fülle der wunderlichen und krausen Wirrnisse des Lebens offenbart, wie wahrer Sachwitz eines Voltaire, Sterne, Swift und anderer, sondern nur eine philologische, schulmeisterhafte Verständnistüftelei, welche das sprachliche Übereinkommen zu Tode hetzt oder auf seine möglichen Anspielungen ausschlachtet", es ist talmudischer, formalistischer Witz, in dem Heine freilich Meister ist, „aber kein unerreichter". Natürlich verschweigt Kirchbach zum Schlusse nicht, daß Heine auch gute, vollpoetische Gedichte hat, aber trotzdem lautet sein Gesamturteil:

„Gerade Heines vielberühmte Liederdichtung ist grundrhetorisch [hier natürlich nicht im Sinne von pathetisch gemeint]. Das macht wahrlich nicht ein Lied aus, daß es aus zwei oder drei vierzeiligen Strophen besteht und sich mit jener andeutenden Kürze verträgt, welche Heine dafür einführte. Weder das Volkslied noch Goethe und mit ihnen die Liederdichtung der besten Liedersänger, heißen sie nun Burns oder Béranger, um die volkstümlichsten zu nennen, suchen jene besondere epigrammatische Kürze, die man bei Heine findet. Im Gegenteil! Es besteht gerade unter den Volksliedern aller Völker eine gewisse Neigung zur Langatmigkeit. Wer ein ‚Wanderlied' singt, z. B., will auch dazu wandern und braucht genügend Stoff und Text dazu. Es ist eine der ‚konventionellsten Lügen', welche gerade Heine als Liederdichter par excellence ansieht, weil es ihm gefiel, seine Worttändeleien von der Liebe ‚Buch der Lieder' zu taufen. — Der innerste Charakter dieser Heinischen Lieder hat sehr wenig von wahrer Lyrik; die Gewohnheit, seinen Seelenzustand durch ein romantisch-rhetorisches Bild zu versinnlichen, dieses Bild dann wörtlich zu nehmen und auf eine sprachklägliche Ausladung zuzuspitzen — denn das ist das Heinische Lied in Wahrheit — ist das vollständige Gegenteil der eigentlichen Volkslyrik, der eigentlichen Liederdichtung, wie wir sie in

den Gesängen aller gesunden Völker finden. Ein Herder, ein Goethe würden diese Gefühlsepigramme niemals für Lieder genommen haben."

Soweit Kirchbach. Ich habe seinen Aufsatz so stark herangezogen, nicht etwa, weil ich Unterstützung brauchte, sondern weil er die Dinge ganz anders sagt, als ich oben getan habe, und doch zu demselben Resultat kommt. Möglichste Dünnheit des Gefühls, das darum noch nicht ganz unecht oder gar erlogen zu sein braucht, infolgedessen, da die vorhandene oder aufgewandte Kraft nicht zur Schaffung eigener Anschauung reicht, Spielerei mit konventionellen Bildern und im Kern rein prosaische Formulierung des Ausdrucks, das ist im allgemeinen das Charakteristikum des Heinischen Gedichts. Was man von des Dichters eminentem Kunstgefühl, seinem eifrigen Bestreben, die vollendete Form zu schaffen, redet, ist zum größten Teil Unsinn — Heine hat bekanntlich die trivialsten und leersten Wendungen („Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Ihr war, sie wußte nicht wie", „Mir träumt, ich weiß nicht was") benutzt, wenn es ihm in seinen Kram paßte, nie hielt ihn sein Kunstgefühl davon ab, den gewöhnlichsten Effekt zu wählen, und das viele Verbessern und Umformen seiner Gedichte beweist auch nur, daß ihm sein Gedicht nicht in „innerer Form" aufging, sondern er mit konventionellen Dingen, Vorstellungen, Bildern, zuletzt auch Gefühlen spielte, wenigstens in der Regel. Hüffer führt das Gedicht „Gekommen ist der Maie" in seinen verschiedenen Gestaltungen an — ich will sie hier geben:

I. „Gekommen ist der Maie,
Die liebe Erd' ist grün,
Wohl durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Wohl in der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer springen
Wohl in dem weichen Klee.

Ich sitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras,
Da kommt ein sanfter Schlummer,
Ich träum', ich weiß nicht was.

Ich denk' an meine Schöne,
Ich denk', ich weiß nicht was.
Es rinnt gar manche Träne
Hinunter in das Gras.

II. Strophe 1 und 2 wie oben.

Doch ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras,
Ich hör' ein süßes Klingen
Und träume, ich weiß nicht was.

III. Gekommen ist der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer springen
Im weichen, grünen Klee.

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras,
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was."

Wer nur ein bißchen Verständnis für poetisches Schaffen hat, der wird nicht verkennen, daß dieses Gedicht auf dem Wege des Rechnens und Schiebens zu stande gekommen ist. Neben zwei ganz konventionellen Naturschilderungsstrophen stehen ursprünglich zwei ganz banale persönliche, die dann der Dichter, indem er die Ausdrücke „singen" und „klingen" aus den ersten Strophen äußerlich herübernimmt, durch eine besser pointierte dritte ersetzt, die dem Ganzen den Schein innerer Form verleiht, aber auch nur den Schein. Hüffer meint freilich: „Es gibt kaum eine bessere Illustration zu dem Satze: Genie ist Fleiß, als dies kleine Gedicht. Denn nur die höchste Intelligenz, der feinste Sinn für die Kunst, nur sie verleihen die unermüdliche Ausdauer, die auch die kleinsten Mängel nicht unbeachtet läßt und das Kunstwerk

der Vollendung entgegenführt." Karl Hillebrand, der einst Heines Sekretär war, berichtet über die Entstehung des „Romancero": „Das Gedicht war jedesmal ganz fertig am Morgen. Dann aber ging's an ein Feilen, das stundenlang währte, und wobei ich ihm vice cotis diente, oder vielmehr er meine Jugend wie Molière die Unwissenheit Louisons benutzte, indem er mich über Klang, Tonfall, Klarheit usw. befragte. Dabei ward dann jedes Präsens und Imperfektum genau erwogen, jedes veraltete und ungewöhnliche Wort erst nach seiner Berechtigung geprüft, jede Elision ausgemerzt, jedes unnütze Adjektiv weggeschnitten; hier und da wohl auch Nachlässigkeiten hineinkorrigiert." Künstlerische Gewissenhaftigkeit ist eine schöne Sache, aber das Heinische Verbessern erinnert denn doch stark an die verschönernde Tätigkeit des Friseurs.

Im übrigen ist es ja jetzt von den eifrigsten jüdischen Bewunderern Heines zugegeben, daß seine Gedichte keine „Anschauung" haben. Natürlich soll dann aber in anderen Eigenschaften voller Ersatz für diese mangelnde Anschauung vorhanden sein. So sagt R. M. Meyer: „Heines Stärke liegt in der Empfindung", läßt diese Empfindung dann aber merkwürdigerweise nicht starken seelischen Eindrücken ganz hingegeben, sondern von dem geringsten äußeren Eindruck erregbar, ganz unter dem Bann jeder „momentanen Notwendigkeit" sein. „Für diese Natur mit ihrer unaufhörlich sich bewegenden Beobachtung", heißt es dann noch, „war jede Konzentration auf ein Gefühl von durchdringendem Schmerz begleitet, kam die lebhafte Nachempfindung eines gespielten Liebeswehs dem Gefühl mindestens gleich, das ein beliebiger ehrlicher, aber kühlerer Mensch bei dem wirklichen Erlebnis durchmacht." Woher weiß Herr Meyer denn das? Weiter wird von Heines Stimmungsucherei und davon, daß er immer tiefer in Manier und Unwahrheit geraten sei, geredet und zum Schluß Heine doch „ein so echter und unmittelbarer [!] Lyriker, wie wenige in der Weltliteratur" genannt. Nun, auf psychologische Folgerichtigkeit erheben diese Ausführungen, die die Dinge

einfach auf den Kopf stellen und nicht den Schatten eines Beweises bringen, wohl keinen Anspruch. Selbstverständlich ist es gerade die Dünnheit des Heinischen Gefühls, das ihn von jedem Moment abhängig macht und ihm jedes Spiel gestattet. Ernster als Meyer ist Samuel Lublinski zu nehmen, mit Leo Berg wohl der bedeutendste jüdische Literatursophist unserer Tage, wenn auch neuerdings nicht mehr ganz auf der Höhe. Er gibt rund zu, daß Heine die dichterische Naturanschauung, die sachliche Hingabe an die Natur fehle, aber — Heine will ja auch gar nicht auf unser Auge wirken, sondern auf unser Gehör und unsere Nerven. „Statt der Anschaulichkeit und statt festumrissener Plastik gibt der Dichter in solchen Fällen [es ist von dem Ätna-Gedicht der ‚Nordsee' die Rede] nur Stimmung, Stimmung, immer wieder Stimmung." „Dieser Hochgebildete fühlt eins: auch in ihm ist alles wilde und große Natur, Wogendrang und Meer. Was er gelernt und erfahren, mag alles an die abstraktesten Regionen der Menschheit heranreichen und vielleicht unfähig sein, sich zu Körpern und Gestalten mit ihrer Plastik und ihren Schranken zu verdichten. Aber es bleibt dennoch nicht blutlos, nicht abstrakt. Seine Philosophie und Mythologie, sein Gedanke und sein Witz gewinnen den Sturm, die Zerstörungsgewalt einer unwiderstehlichen Naturkraft, die alles vor sich niederwirft und in der Außenwelt der sichtbaren Dinge nur das Meer als ein Ebenbild und eine Analogie erkennt. Aber nur das Meer als solches, nur das Meer an sich, nicht dieses oder jenes bestimmte Meer." Man sieht schon, wie Lublinski aus der Not eine Tugend zu machen strebt; deutlich erkennt man es, wenn er sich dann an die Erklärung einzelner Heinischer lyrischer Gedichte heranmacht. Pathologische und menschliche Wahrhaftigkeit der Empfindung, echte, psychologisch wahre Übertragung der trüben Empfindung auf die Außenwelt — es ist zu beachten, daß Lublinski hier der Heinischen Lyrik als besondere Eigenschaften zuschreibt, was selbstverständliche Eigenschaften jeder echten Lyrik sind — und totale Unselbständigkeit der Natur sind nach Lublinski die Charakteristika des Heinischen

Gedichts. „Die weinenden Blumen [in „Und wüßten's die Blumen, die kleinen"] mag man sich gefallen lassen, wenn man an Tauperlen denkt, die am Kelch hängen. Aber Sterne, die vom Himmel herunterkommen und zum Poeten gehen, um ihn zu trösten — das ist doch ein bißchen stark! Glücklicherweise denkt kein Leser und kein Hörer dieses Liedes an plastische Anschauung, sondern nur an Stimmung und Gefühl [denkt an Stimmung und Gefühl!], empfindet nur die reinmenschliche Gewalt des Schmerzes." Die Schuld, daß Heine nicht aus der Natur schöpfte, sondern in sie hineintrug, trägt nach Lublinski die Romantik: „Heine, der Lyriker, ohne es zu wissen [!], hat sich ganz die Naturphilosophie Schellings zu eigen gemacht. Er ahnte den Zusammenhang zwischen dem natürlichen und dem menschlichen Leben, und statt nun diesen Zusammenhang bloßzulegen, machte er aus der Natur einfach ein phantastisches Ebenbild des Menschen. Um das zu können, mußte er ganz auf Anschaulichkeit verzichten, mußte er durchaus nur auf das Gefühl wirken, durchaus nur Stimmungen erzielen. Und es ist charakteristisch, diese Stimmungen kommen bei ihm sehr selten durch träumerische Zerflossenheit und lyrische Weichheit, durch leisen Anhauch und fern verflatternden blauen Nebel heraus, sondern fast immer nur durch die unerhörte, epigrammatische Knappheit seines Stiles. Er schildert eben nicht eigentlich lyrische Naturstimmung, sondern sehr heftige und sehr wirkliche menschliche Leidenschaft, die um so stärker wirkt, je konzentrierter und intensiver sie sich zusammenballt." Man sieht jetzt, wie Lublinski zuletzt doch mit R. M. Meyer zusammentrifft. Ich brauche kaum nachzuweisen, daß auch hier bare Sophistik, blauer Nebel ist: Heine ahnt etwas, tut deshalb etwas Falsches und, um dieses Falsche tun zu können, verzichtet er auf etwas, was er gar nicht hat — eine schöne Logik! Was Schellings Naturphilosophie anlangt, so bezweifle ich stark, daß Heine je ein philosophisches Werk Schellings gelesen. Kirchbach hat recht: Er ging vom Märchen aus, wo die Blumen ja reden und lachen und weinen, nur hielt er, nicht

in romantischer Willkür, sondern aus Unfähigkeit, weil er Jude war und den Geist des deutschen Märchens nicht voll erfaßte, den „angemessenen Charakter“, den man auch bei Märchenerfindungen verlangen muß, nicht fest, er vergewaltigte alles, mißbrauchte alles zu Effekten. Warum soll die Natur nicht ein Ebenbild des Menschen sein, dazu macht sie die wahre Lyrik doch auch oft genug, indem sie menschliche Stimmungen aus ihr herausholt, aber natürlich gilt es da feststehende Gesetze zu beobachten, man kann beispielsweise die bescheidenen Veilchen, wie selbst Georg Brandes zugegeben hat, nicht kichern und kosen lassen. Wenn Heine wirkliche menschliche Leidenschaft, sehr heftige dazu, schildern wollte (ich weiß selbstverständlich, daß der Dichter nicht will, sondern muß), so konnte er immerhin einmal aus der Anschauung fallen, Sprünge machen usw., aber brauchte doch nicht gerade die Natur auf den Kopf zu stellen, reine Wortspielerei mit konventionellen Bildern zu treiben usw. usw. Doch die Lublinskische Behauptung von Heines Schilderung heftiger Leidenschaft steht überhaupt auf schwachen Füßen, für die Heinische Lyrik im ganzen paßt sie jedenfalls durchaus nicht, ihr vorherrschender Charakter ist, das haben wir eingehend nachgewiesen, der eines koketten Spiels, der Ton der meisten Gedichte ist nicht ursprünglich, ist gemacht, die Stimmung süßlich, so daß man vielfach geradezu von Bonbon-Poesie reden kann. Dabei braucht man den musikalischen Reiz noch nicht zu leugnen, ein graziöser Geist war Heine ohne Zweifel, und wir verstehen auch, daß er auf seine Rassegenossen unwiderstehlich wirken muß. Aber jeden Deutschen, der eine sichere ästhetische Empfindung hat, stößt er, nachdem der Reiz der Neuheit geschwunden ist, und wenn die freilich stetig geübte Suggestion nicht mehr wirkt, einfach ab. Da weist man denn natürlich auf die tausendmal gesungenen Lieder hin, aber man hütet sich schön, der Wahrheit gemäß, beizufügen, daß doch einzig und allein die „Lorelei“ wirklich ins Volk gedrungen ist, bei dem sie übrigens jetzt auch ihre Zeit gehabt hat, während alles übrige durchaus auf den Salon (im weitesten Sinne

meinetwegen) beschränkt geblieben ist. Allerdings haben die unzähligen Kompositionen Heinischer Gedichte zu seiner Berühmtheit beigetragen, sie vielleicht zu einem guten Teil gemacht, aber einen Beweis für die Vorzüglichkeit seiner Lyrik liefern sie nicht. So sagt Richard Batka, der Kunstwartmitarbeiter, der gewiß kein Antisemit ist: „Das deutsche Bürgertum um die Mitte des 19. Jahrhunderts wäre sicher zu ehrenfest und vielleicht auch zu philiströs gewesen, um Gefallen zu finden an den koketten, ironischen, witzigen Liebesliedern, mit denen Heine den Ton der Romantik anschlägt, um ihn zu persiflieren, wenn die Komponisten den Scherz nicht ernst genommen und die Gedichte nicht gutgläubig umgestimmt hätten. Was Heine so ‚leicht komponierbar' macht, ist gewiß nicht nur der melodische Tonfall und die Anmut seiner Verse, nicht nur die volksliedartige Strophenbildung und Syntax, sondern gewiß nur der Umstand, daß seine dichterische Sprache keiner sehr starken Anschauung entspringt und also auch kein sehr starkes Nachschauen verlangt. So findet die Musik, welche Anschauungswerte so schwer in Empfindungswerte umsetzt, bei ihm nur wenig Hindernisse — genug, wenn sie den Ausdruck des Empfindens verstärkt." Das ist eben auch sehr nötig, wenn Heine zu tieferer Wirkung gelangen soll, aber es ist dann doch im Grunde gar nicht Heine mehr, was wirkt. Heute bedarf es, um Heine zu lesen, für den ernsten deutschen Menschen schon geradezu eines Zwanges.

Wir können übrigens, nachdem wir Heines Dichtergröße nunmehr festgestellt, auch noch eine Probe aufs Exempel machen. Mehr und mehr ist die Anschauung durchgedrungen, daß sich beim Dichter Kraft und Erkenntnis in der Regel entsprechen — weisen wir also nach, daß Heine als Ästhetiker nicht sonderlich viel bedeutet, so bedeutet das auch eine Erschütterung seiner Stellung als Dichter. Wer ein großes Talent hat, der erwirbt sich dazu naturgemäß auch die nötige ästhetische Bildung, an den treten nach und nach alle die großen ästhetischen Probleme heran, die aus dem tieferen Zusammenhang von Kunst und Leben erwachsen, und in der

Regel wird er sich auch selbst durch Aussprache über sie die vollkommene Klarheit zu verschaffen versuchen. Es fehlt nun bei Heine nicht an allerlei guten ästhetischen Bemerkungen, aber man merkt doch, daß er auch hier wie anderswo nie ernsthaft gearbeitet oder auch nur gedacht hat, er läßt sich durchaus am Einfall genügen. So haben wir gesehen, daß er als Wesen des Dramas einfach das „Drastische“ setzt, aber nicht einmal erklärt, was er darunter versteht. Aus seiner Besprechung von Smets' „Tassos Tod“ ersieht man deutlich, daß er vom Tragischen keine Idee hatte; denn er predigt hier direkt die banale Versöhnung: „Schöner und wirksamer handelten jene neueren Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschauen so vieler leuchtender Herrlichkeit und dämmernder Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuß verschaffen.“ Bei der Besprechung des Beerschen „Struensee“ erkennt man, daß ihm, wie seinen Rassegenossen noch heute, Tendenz über Gestaltung geht: „Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Ägypten, ein Totengericht halten über die Könige der Erde.“ Doch Heine war ja kein Dramatiker. Auch als Ästhetiker der Lyrik, seiner Gattung, hat er jedoch nichts Bedeutenderes geleistet, wenn wir ihm auch das Verständnis nicht ganz absprechen können. Er sagt einmal richtig, in der Platen-Polemik, daß „das Wort nur beim Rhetor eine Tat ist, bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis“ — bei dieser Naturlaut-Theorie ist er aber

auch stehen geblieben, wie wir schon aus den mitgeteilten Ausführungen über Freiligrath erkannt haben. Seine literaturhistorischen Schriften enthalten fast nichts Ästhetisches, und ihre Urteile sind, wo sie nicht gar aus persönlichen Gründen absichtlich entstellen, nur instinktiv-, allgemein-richtig, nie klares Schauen und eingehende Begründung. Die „Gedanken und Einfälle“ bringen dann eine kleine Sammlung Heinischer Aussprüche über Kunst und Literatur, mit einigem Guten, aber an Grillparzerschen und Hebbelschen Reichtum und sichern Grund darf man dabei nicht im entferntesten denken, selbst kleine Talente wie Feuchtersleben übertreffen hier Heine. Er hatte sich eben zu rasch bei seiner Manier beruhigt, hatte keine ästhetische Entwicklung gehabt, und so stimmt denn allerdings der Satz von Kraft und Erkenntnis bei ihm vollkommen.

Stellen wir nun zum Schluß Heine noch neben unsere großen deutschen Lyriker, so ist ohne weiteres klar, daß der Platz nach Goethe unter keinen Umständen für ihn zu haben ist. Daß man ihm diesen je zugestand, war eine reine Suggestionserscheinung, die Folge seiner raffinierten Selbstreklame, dann der Unverfrorenheit seiner Vorkämpfer, selbstverständlich auch der Urteilslosigkeit einer Anzahl berühmter deutscher Literaturhistoriker. Jetzt ist der Platz endgültig von Eduard Mörike besetzt, mag man es auch noch bisweilen bestreiten. Wie Lublinskische Logik nimmt sich die Ausführung aus, die ich einer modernen Judenzeitschrift entnehme: „Die Konventionalität Heines ist nicht größer als die des von Bartels übermäßig geschätzten Mörike. Der Unterschied ist ein von der Gedichtzahl abhängiger quantitativer; man muß berücksichtigen, daß die Mehrzahl der Heinischen Bilder durch häufige Anwendung und Nachahmung abgeschliffen sind, auch hat ihm die allzu nahe Berührung mit den wesenseinseitigen Romantikern geschadet. Der mehr schwäbische Mörike ist wesentlich volksunberührter [?], doch ist an Konventionellem kein Mangel: das schon bei Klopstock flatternde Rosenband findet bei ihm noch häufige Anwendung.“

Ja, die bösen Romantiker, die dem armen Heine so miserable Bilder lieferten! Und die edle philologische Ableitungskunst, die das Mörikesche Rosenband, das sehr realistisch an dem Hut eines Dorfmädchens flattert, mit den Rosenbändern zusammenbringt, mit denen Klopstock die schlafende Geliebte bindet! Das Hauptargument der Heine-Verehrer gegen Mörike ist immer die „Enge" des schwäbischen Pfarrers. Nun, man findet allein in Mörikes „Stuttgarter Hutzelmännlein" auch quantitativ mehr Charakteristisches vom deutschen Volkstum als in sämtlichen Werken Heinrich Heines, und nimmt man die ganze Welt der Mörikeschen Erzählungen, den Roman „Maler Nolten" eingeschlossen, zu den Gedichten hinzu, so stehen wir einem Reichtum menschlicher Dokumente gegenüber, gegen den die Heinische Poesie und Feuilletonisterei, mag sie auch in Berlin und Paris domiziliert sein, von geradezu verschwindender Bedeutung ist. Aber schon Lyrik gegen Lyrik ist Mörike nicht bloß der tiefere und frischere, sondern auch der vielseitigere. Ich verweise auf die Aufzählung seiner Töne in meiner „Geschichte der deutschen Literatur". — Auch mit der Droste-Hülshoff, Hebbel, Keller darf man den Lyriker Heine nicht vergleichen, sie sind unbedingt weit elementarer als er, besitzen die Anschauung, die ihm mangelt, und haben, ungleich bedeutsamere Persönlichkeiten, weit wertvollere Gefühle zu kristallisieren vermocht. Erst wenn wir Uhland nennen, kommen wir zu einem Lyriker, der mit Heine etwa auf der nämlichen Talentstufe steht oder doch zu stehen scheint. Aber Uhland hat aus der Fülle und Tiefe deutschen Volkstums geschaffen, Uhland hat seine schlichte und innige Lyrik rein, im Geist deutscher Naturanschauung und mit unmittelbar quellendem Ausdruck gestaltet, Uhland war als Balladendichter der Meister Heines, als solcher auch vielseitiger, und so erscheint seine nationale Stellung, seine Stellung als deutscher Dichter in der deutschen Literatur weitaus bedeutender, mag man auch nie so viel Lärm von ihm gemacht haben, seine Zukunft noch jetzt weit aussichtsvoller. Und so gerät Heine doch zuletzt mit seinen

beiden Zeitgenossen Eichendorff und Wilhelm Müller zusammen, denen er so viel verdankt, er erscheint diesen zunächst überlegen, da er mehr Grazie, mehr Technik, mehr Vielseitigkeit hat als sie, aber andererseits behaupten die beiden sich doch auf die Dauer wieder neben ihm, weil sie dichterisch ernsthafter und echter sind, im besonderen Eichendorff, der ja als Novellist unzweifelhaft über Heine steht — er konnte beispielsweise im „Marmorbild“ ein Motiv wirklich ausgestalten, mit dem Heine immer nur herumspielte, er brachte im „Taugenichts“ wirklich einen Kristall zu stande, während Heine in der „Harzreise“ nur etwas Kaleidoskop-artiges gab — und durch seine geistlichen Gedichte die frivole Poesie Heines dichterisch gewissermaßen aufwiegt. Man muß noch einmal den Umfang der Motive bei Eichendorff und bei Heine genau feststellen, schwerlich steht der Deutsche da hinter dem Juden zurück, und was bei ihm an Kunst vielleicht weniger ist, ersetzt er durch die weit intensivere Stimmung. Also, der große europäische Dichter Heinrich Heine nicht mehr als unser bescheidener Eichendorff? National, im Hinblick auf die deutsche Gesamtliteratur gewiß nicht, aber vielleicht auch ästhetisch nicht; denn Eichendorff hat, wie ihm das kein Geringerer als Friedrich Hebbel bestätigt hat, von seinen Gaben immer den besten Gebrauch gemacht, Heine aber von den seinigen im allgemeinen immer den schlechtesten. Was hilft aber alle „Genialität“, wenn sie gemißbraucht wird? Im übrigen war Heine kein Genie, das werden wir noch gründlich feststellen. Ich könnte noch manche andere bedeutendere deutsche Lyriker mit ihm vergleichen, Günther, Bürger, Hölderlin, Chamisso, Lenau, Storm, im besonderen Chamisso, der ein Aneigner wie er, aber in besserem Sinne, und Lenau, der ja der mit ihm konkurrierende Weltschmerzpoet, der ehrliche, ist. Gewiß, Avenarius hat recht, zu den größeren (nicht: großen) Lyrikern, die nach Goethe in Deutschland aufgetreten sind, wird man Heine wohl immer rechnen müssen, das ausreichende Maß guter Gedichte, unter denen freilich, von einigen Balladen abgesehen, kaum welche ersten Ranges sind, ist

vorhanden, aber ein deutscher Lyriker ist er nicht, er ist, wie man immer wieder hervorheben muß, ein deutschdichtender Jude, der uns de facto nicht soviel sein kann wie selbst ein kleineres deutsches Talent, dessen Lyrik aus seinem Leben und Wesen und weiterhin aus deutschem Volkstume erwächst. Wir haben uns unter dem Einfluß der vielberufenen Ausführungen in Storms „Hausbuch“ in neuerer Zeit vielleicht etwas zu sehr daran gewöhnt, den lyrischen Dichter nur nach seinen vollendeten Gedichten, seinen Kristallen zu beurteilen und darüber vergessen, daß die Kristalle des großen Untergrundes von Leben und Persönlichkeit, aus dem sie aufschießen, trotz ihrer losgelösten Einzelexistenz nicht entbehren können, daß sie zwar einzeln zu genießen sind, aber erst im Rahmen der lyrischen Gesamtproduktion eines Dichters in all ihrer natürlichen Schönheit und Mächtigkeit wirken und jene entzückenden „Blitze“ über die Persönlichkeit des Dichters verstreuen, die zu schauen vielleicht mehr als reiner Kunstgenuß ist. Habe ich Eduard Mörike schon, wenn ich sein berühmtes „Gelassen stieg die Nacht ans Land“ kenne und würdigen kann, oder habe ich Gottfried Keller mit „Augen meine lieben Fensterlein“? Es ist nötig, dem Recht des Einzelgedichts gegenüber auch einmal das Recht der Sammlung zu vertreten, man soll das Mindergelungene, selbst das Mißlungene in den lyrischen Sammlungen nicht unterschätzen, wenn es nur sein Teil zur Erleuchtung der dichterischen Persönlichkeit und ihres Lebens beiträgt. Es gibt Lyriker, die das eigene Leben hinter ihrer Poesie vollkommen verschwinden, es gibt andere, die es deutlich hervortreten lassen — da ist es aber natürlich immer, und je vielseitiger und voller ein Leben in der Lyrik herauskommt, sei es nun direkt oder indirekt, um so höher bewerten wir zuletzt den Lyriker, um so mehr verwachsen wir mit ihm. So kann uns der einseitige Erotiker Heine lange nicht das sein, was uns Hebbel und Mörike sind, so gewinnen es, wie gesagt, selbst kleinere Talente über ihn, weil sie ein reiferes, ernsteres inneres Leben führen und in ihrer Poesie, wenn auch nicht in der

höchsten und reichsten Form zum Ausdruck bringen. Dann ruhen natürlich Leben und Persönlichkeit zuletzt auf dem Volkstum, und dieses bedeutet auch ästhetisch etwas, wir werden wahrhaft heimisch nur im Eigenen oder Naheverwandten, wir können zumal Lyrik gar nicht lieben, wenn nicht unsere eigene Seele mitschwingen kann. Auf dem Gebiete der Lyrik gibt es eben das sogenannte Allgemeinmenschliche gar nicht, da ist alles rassenhaft und national modifiziert, da wirken Imponderabilien mit, die gar nicht durch Kunst zu ersetzen, die nicht nachzuahmen sind. Heine, der große Virtuose, hat es versucht, er hat der deutschen Sprache äußerlich abgewonnen, was sich ihr abgewinnen läßt, er hat seinen Rhythmus bis ins feinste durchgebildet, er hat alle Moden der Zeit mitgemacht, alle vertrauten Motive, Bilder und Wendungen aus unserer romantischen und späteren Poesie übernommen, immerhin in ihrer Art vollendete Gebilde hingestellt, und doch lesen wir seine Lyrik im allgemeinen, wie wir Konditorwaren genießen, die Seele schwingt nicht mit. Und je tiefer wir in sie eindringen, um so mehr wird sie uns zuwider, während wir doch vollendete deutsche Lyrik immer lieber gewinnen. Stehen wir dann endlich vor der Persönlichkeit Heines, sind alle Masken gefallen, so sind wir auch endgültig mit ihm und seiner Dichtung fertig.



III.

Das Rätsel Heinrich Heines.

Es bleibt mir noch übrig, nachdem ich Heines Leben und Dichten dargestellt habe, seine menschlich-dichterische Gesamtpersönlichkeit klar zu umreißen und herauszuarbeiten. Man hat immer gern von dem Rätsel Heinrich Heines, von Heine als einer rätselhaften, nicht durchaus verständlichen Erscheinung gesprochen — nun gewiß, es bleibt bei jedem Menschen ein dunkler Punkt, oder vielmehr, es ist ein dunkler Hinter- oder Untergrund da, und der mag ja auch wohl bei Heine vorhanden sein. Doch soweit ein Mensch überhaupt zu verstehen und zu erklären ist, ist dies Heinrich Heine sicherlich, wir haben sein Leben und seine Persönlichkeit in seinen Werken, trotz der häufigen Versuche, uns zu täuschen, wir haben sie vielleicht noch vollständiger und deutlicher als bei andern; denn es liegt eine gewisse Wahrheit in dem, was einst Börne von Heine sagte: „Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mensch zu sein, so ist es Heine, und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken; und wenn er, sein eigenes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen, demütig, wo er spotten möchte, so merkt es jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn." Nur möchte ich freilich das gute deutsche Wort Ehrlichkeit für Heines Wesen nicht gebrauchen, es ist eher Eitelkeit, Gleichgültigkeit, sittliche Indifferenz, Pietätlosigkeit, Unverfrorenheit, dann auch nackter Zynismus, was Heine treibt, sich zu zeigen, wie er ist.

Charakteristisch ist es, nebenbei bemerkt, übrigens doch, daß Börne die Ehrlichkeit als Mittel zum Glückmachen ansieht. — Es ist also jedenfalls nicht allzu schwer, das Rätsel Heinrich Heines zu lösen, und es gibt denn jetzt auch Leute genug, die die Lösung mit einem einzigen Worte aussprechen zu können glauben. Heine ist Jude, sagen sie, der typische Jude, und das erklärt alles. Ganz selbstverständlich muß die jüdische Abstammung Heines bei der Erklärung seines Wesens die sichere Grundlage abgeben, man darf sich von dieser niemals entfernen, aber da Heine nicht bloß Jude, sondern auch noch Dichter ist, so reicht man natürlich mit der Erklärung seines Wesens aus dem Judentum nicht überall, jedenfalls kompliziert der angeborene Dichterberuf die Erklärung etwas. Auch darf man natürlich nicht, wie ich hier gleich bemerken möchte, umgekehrt von Heine jederzeit auf das gesamte Judentum zurückschließen und alle seine schlechten Eigenschaften ohne weiteres allen seinen Rassegenossen imputieren. Es gibt bestimmte Rasseneigentümlichkeiten, aber selbstverständlich treten sie modifiziert auf, und innerhalb jeder Rasse gibt es gute und böse, anständige und unanständige Individuen, wenn auch freilich die Guten und Bösen, die Anständigen und Unanständigen zweier verschiedener Rassen sich keineswegs decken, nur Analogien bilden. Auf alle Fälle ist die Erklärung Heines aus deutschem Wesen heraus, wie man sie früher wohl versucht hat, endgültig aufgegeben, es schreibt heute kein Mensch mehr wie Heinrich Laube, daß Heinrich Heine „ein im letzten Grunde vollkommen deutsches Menschenkind" gewesen sei, oder wie Robert Prölß, daß er „auch viel des Edelsten, Zartesten, Süßesten, was noch tief im deutschen Volksgemüt schlummerte, zu wunderbarster Offenbarung gebracht habe"; denn offenbaren, das wissen wir endlich, kann man nur, was in einem selbst liegt, und was haben Heine und das deutsche Volksgemüt miteinander zu tun? Und wenn Meißner Heine mit Rousseau vergleicht und dabei schreibt: „Rousseau glich übrigens keinem Franzosen, und Heine gleicht eigentlich

keinem Deutschen. Kein Franzose besaß je wie Rousseau soviel Ernst, Schwärmerei und Sentimentalität, kurz soviel Gemüt, kein Franzose haßte wie er die Lüge und eitle Selbstbeschönigung; kein Deutscher besaß je wie Heine soviel Ironie, soviel Grazie, einen so leicht flatternden und gauklerisch funkelnden Geist, kurz soviel Esprit. Es ist, als ob beide ihre Nationalität untereinander ausgetauscht hätten. Der eine scheint der ernsthafteste Deutsche unter den Franzosen, der andere der witzigste Franzose unter den Deutschen" — wenn jemand so etwas schreibt, so erscheint uns das heute als reine Bockmelkerei. Nein, Heine war kein Deutscher. Aber konnte er nicht, wenn er auch einer fremden Rasse angehörte, eine gute deutsche Gesinnung haben, Deutscher durch Wahlverwandtschaft sein? Das wird in der Tat trotz der vielen Unverschämtheiten Heines gegen Deutschland und die Deutschen bisweilen noch behauptet (u. a. von Hüffer, der auch Metz abtreten möchte, um Deutschland und Frankreich zu versöhnen), und so haben wir Veranlassung, Heines Stellung zum Deutschtum einmal gründlich festzustellen, womit wir ja auch in Heines Persönlichkeit tiefer hineinkommen und den ersten Beitrag zur Lösung seines Rätsels geben werden.

Ich stelle zunächst meine These auf: Heinrich Heine hat sich nie als Deutscher, sondern stets nur als Jude gefühlt. Wo er sich einen Deutschen nennt, ist das entweder Komödie, oder es geschieht, weil er als ein in deutscher Sprache dichtender Jude das Band, das ihn an die deutsche Kultur knüpfte, nicht zerreißen konnte und durfte. Auch das Heimatgefühl Heines, das öfter echt zu sein scheint, ist nicht Liebe zum deutschen Vaterlande, sondern wesentlich nur jüdisches Familiengefühl, das natürlich mit gewissen örtlichen Erinnerungen verknüpft ist. Um meine These zu beweisen, zitiere ich zunächst die höchst charakteristische Stelle aus dem von Hüffer mitgeteilten Briefe Heines an Sethe vom 14. April 1822, in dem er Sethe die Freundschaft aufsagt: „Alles, was deutsch ist, ist mir zuwider; und Du bist leider

ein Deutscher. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt meine Ohre. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, daß sie auf deutsch geschrieben sind. Sogar das Schreiben dieses Billets wird mir sauer, weil die deutschen Schriftzüge schmerzhaft auf meine Nerven wirken. Je n'aurais jamais cru, que ces bêtes, qu'on nomme allemands, soient une race si ennuyante et malicieuse en même temps. Aussitôt que ma santé sera rétablie, je quitterai l'Allemagne, je passerai en Arabie, j'y menerai une vie pastorale, je serai homme dans toute l'étendue du terme, je vivrai parmi des chameaux, qui ne sont pas étudiants, je ferrai des vers arabes, beau [!] comme le Morlaccat, enfin je serais assis sur le rocher sacré, où Mödschnun a soupiré après Leila." Der Brief läuft in die übliche Persiflage aus, aber man verkenne deshalb nicht seinen Ernst; Heine hat ihn wahrscheinlich aus Ärger über Klatschereien seiner Berliner Kommilitonen geschrieben, aber es steckt mehr als bloßer Ärger dahinter, nämlich ein für jene kosmopolitische Zeit sehr klares Bewußtsein der Rassenunterschiede oder, wenn man lieber will, die jüdische Rassenabneigung gegen die Deutschen, vielleicht auch noch die dichterische Empfindung, daß der Geist der deutschen Sprache und der Geist der Heinischen Poesie im Grunde nicht zusammenstimmten. Jene Rassenabneigung tritt dann gleichzeitig auch in Heines Produktionen hervor, schon in dem nach Hüffer etwa 1819 oder 1820, nach Strodtmann gar schon 1816 liegenden Gedicht „Deutschland. Ein Traum", wo sich der bedenkliche Jüngling Heine als Richter deutscher Zustände aufspielt:

„Nur ein Spottbild auf die Ahnen
Ist das Volk im deutschen Kleid;
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand;
Wo mit Ehrfurchtscheu die Jugend
Vor dem Greisenalter stand;

Wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in System gefügt."

Nach Heines Entfernung aus der Burschenschaft kommt dann System in seine Verächtlichmachung alles Deutschen. Da lesen wir gleich in den „Briefen aus Berlin" von den in Berlin studierenden Polen: „Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen Hermanns und Thusneldas als Muster von Liebenswürdigkeit und edlem Betragen dienen. Es ist wahr. Wenn man so viele Herrlichkeiten bei Fremden sieht, gehört wirklich eine ungeheure Dosis Patriotismus dazu, sich noch immer einzubilden: Das Vortrefflichste und Köstlichste, was die Erde trägt, sei ein — Deutscher." Wenige Seiten später spottet er über die Altdeutschen: „Die Esel und Schafe hatten es einst schon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klassische Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine Eselhaftigkeit im geschlossenen Hammeltume, über die Idee eines Schafkopfs und über die Herrlichkeit des Altböckischen" und führt einen deutschen Jüngling vor, der im „urteutonischen Bierbaß" donnert: „Auf einer teutschen Mummerei soll ein Teutscher Teutsch sprechen." Der Spott über die Altdeutschen wurde dann stehend bei Heine, noch in den politischen Dichtern hat er verkappte Altdeutsche erkannt. Wir wollen nun mit Vergnügen zugeben, und Treitschke hat es in seiner „Deutschen Geschichte" für uns alle getan, daß bei dem Altdeutschtum nach den Freiheitskriegen viel deutscher Hochmut und auch allerlei Lächerlichkeit mit unterlief; andererseits haben diese altdeutschen Bestrebungen aber doch auch viel Gutes gebracht, haben uns besser mit unserer Vergangenheit bekannt gemacht, die germanistischen Studien und die Turnerei eingeführt und auch politisch nicht ungünstig gewirkt; denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Altdeutschen die ersten Träger sowohl der deutschen Einigungsidee wie der politischen Freiheitsbestrebungen gewesen sind. So haben wir Deutschen durchaus keine Ursache, ihrer anders als dank-

bar zu gedenken, und können den Heinischen Spott ruhig als das bezeichnen, was er war: Gemeine Rachsucht. Er hat ja leider bis in unsere Tage nachgewirkt, gegen die heutigen Alldeutschen bringt man so ziemlich dasselbe vor, wie einst gegen die Altdeutschen, meist auch in Heinischer Prägung, und leider sprechen wohl auch gute Deutsche gelegentlich noch von Teutschtum. Man soll aber sein Volk auch nicht einmal im Spaß verspotten oder verspotten lassen, die Nationalität ist eins von den Dingen, bei denen man keinen Spaß verstehen soll. Nicht etwa, daß sie sakrosankt wäre; nein, man mag sein Volk ruhig scharf tadeln, aber für Ulk und Witzchen ist hier kein Raum. Jedoch, man läßt sich bei uns von frechen Burschen sehr viel gefallen, ehe man sie gebührenderweise hinter die Ohren schlägt. Das beweisen die sogenannten Witzblätter unserer Tage. — Wie weit Heines Frechheit schon im Anfang seiner publizistischen Laufbahn ging, zeigt der bereits (S. 118) mitgeteilte Hohn über Körners Gedichte. Außer der hier zu tage tretenden Gemeinheit und Heuchelei beachte man auch den Hochmut, der Heine wohl in dem Rahelkreise angeflogen war: „In Kreisen des guten Geschmacks!“ Dabei ist das Urteil über Körners Gedichte durchaus falsch, sie sind keineswegs fade, schal, flach, poesielos, sondern leisten, aus echter Begeisterung geboren, genau das, was sie sollen. Lyrische Bonbon-Poesie à la Heine können patriotische Gedichte freilich nicht sein, auch natürlich nicht höchste Lyrik; denn diese würde selbstverständlich nie auf die Massen wirken. Das patriotische Gedicht hat seine eigene Ästhetik wie beispielsweise auch das Kirchenlied und alles, was für den praktischen Gebrauch bestimmt ist, die Bestimmung ergibt hier die Gesetze — das sollten sich die Kunstnachtwächter endlich einmal merken. — Eine fast noch größere Frechheit als die gegen Körner liegt in dem folgenden, wenig späteren Passus der Berliner Briefe: „Mögen am Rheine noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzosenhaß und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der

Branntweinflasche [!] quillt, und jene echte Christusreligion, die nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmelnder Proselytenmacherei.“ Wie Heine später die Rheinländer als Bastarde des Deutschtums hinstellt, wurde erwähnt. — Ganz derselbe Geist wie in den Berliner Briefen lebt in der kleinen Schrift „Über Polen“, die Heine im Herbst 1822 schrieb. Auf Grund eines kurzen Besuches bei einem ihm befreundeten polnischen Edelmann behauptet Heine dort, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl habe als der deutsche Bauer in manchen Ländern (was wußte er denn vom deutschen Bauern?), daß bei den Frauen des deutschen Adels die Haustugenden oft in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weise vermißt würden als bei den Frauen des polnischen Adels, daß die Wissenschaften bei uns in Deutschland ein Gewerbe und zünftig seien und selbst die Muse eine Milchkuh sei, die so lange für Honorar abgemelkt werde, bis sie reines Wasser gebe — was gerade für jene Zeit des alten Goethe, Uhlands, der Gebrüder Grimm usw. am allerwenigsten stimmt. Überhaupt werden die Polen, insonderheit die Edelleute, als Muster hingestellt, und selbst für die polnischen Juden wird eine Lanze gebrochen, das Altdeutschtum jedoch abermals verhöhnt. Diese Verhöhnung geht ja auch durch die „Harzreise“ hindurch, trotz des sich dort findenden Lobes der deutschen Treue, bei dem freilich das Hundebild benutzt wird. In „Norderney“ findet man jene Diatribe gegen das deutsche Fürstentum, die in der Bezeichnung Deutschlands als großes Fürstengestüte, „das alle regierenden Nachbarhäuser mit den nötigen Mutterpferden und Beschälern versehen muß“ — was darin für eine Anerkennung der deutschen Rasse liegt, ahnte Heine natürlich nicht — gipfelt, und die nachfolgende Verekelung der Befreiungskriege und ihrer Folgeverhältnisse, die nun stereotyp wird:

„Wir Deutschen sind doch wahre Peter Schlemihle! Wir haben auch in der letzten Zeit viel gesehen, viel ertragen, z. B. Einquartierung und Adelsstolz; und wir haben unser edelstes Blut hingegeben, z. B. an

England, das noch jetzt jährlich eine anständige Summe für abgeschossene deutsche Arme und Beine ihren ehemaligen Eigentümern zu bezahlen hat; und wir haben im kleinen [!] so viel Großes getan, daß, wenn man es zusammenrechnete, die größten Taten herauskämen, z. B. in Tirol; und wir haben viel verloren, z. B. unsern Schlagschatten, den Titel des lieben heiligen römischen Reichs — und dennoch, mit allen Verlusten, Opfern, Entbehrungen, Malheurs und Großtaten hat unsere Literatur kein einziges solcher Denkmäler des Ruhmes gewonnen, wie sie bei unsern Nachbarn [den Franzosen], gleich ewigen Trophäen, täglich emporsteigen [er hat eben von Ségurs ‚Histoire de le grande armée' gesprochen]. Unsere Leipziger Messen haben wenig profitiert durch die Schlacht bei Leipzig. Ein Gothaer, höre ich, will sie noch nachträglich in epischer Form besingen; da er aber noch nicht weiß, ob er zu den 100 000 Seelen gehört, die Hildburghausen bekömmt, oder zu den 150 000, die Meiningen bekömmt, oder zu den 160 000, die Altenburg bekömmt, so kann er sein Epos noch nicht anfangen, er müßte denn beginnen: ‚Singe, unsterbliche Seele, hildburghausische Seele — meiningsche Seele oder auch altenburgische Seele —, gleichviel, singe, singe der sündigen Deutschen Erlösung!' Dieser Seelenschacher im Herzen des Vaterlandes und dessen blutende Zerrissenheit läßt keinen stolzen Sinn und noch weniger ein stolzes Wort aufkommen, unsere schönsten Taten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmutig einhüllen in den Purpurmantel des deutschen Heldenblutes, kömmt ein politischer Schalk und setzt uns die Schellenkappe aufs Haupt."

Auch beginnt hier in „Norderney", wie erwähnt, die wahnsinnige Napoleon-Begeisterung, die wir ja nicht allein auf die Rechnung Heines, die wir zu einem Teil auf Rechnung der Zeit setzen müssen, die aber stets auch eine Herabsetzung Deutschlands und der Deutschen bedingt. Da erscheinen im „Buch Le Grand" die Franzosen bloß als das freudige Volk des Ruhmes und nicht als die Bedrücker und Aussauger Deutschlands, die sie doch waren. Da wird am selben Ort bei der Erklärung von bêtise und L'Allemagne wiederum Deutschland verhöhnt. Immer kecker wagt sich dann Heines Feindschaft gegen das Deutschtum hervor. In den „Englischen Fragmenten" heißt es:

„Was die Deutschen betrifft, so bedürfen sie weder der Freiheit noch der Gleichheit. Sie sind ein spekulatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzosen haben eine

Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag seinen Kampf und Gegenkampf und seine Geschichte. Der Deutsche hat nichts, wofür er kämpfen sollte, und da er zu mutmaßen begann, daß es doch Dinge geben könne, deren Besitz wünschenswert wäre, so haben wohlweise seine Philosophen ihn gelehrt, an der Existenz solcher Dinge zu zweifeln. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben, aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Notfall wie ein Mann zu verteidigen, und wehe dem rotgerockten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Galant oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Beteuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Torheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter."

Später freilich lautet es: „Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken", aber erst, nachdem noch von teutonischen Schlafmützen- und Perückenwäldern die Rede gewesen ist. Ich brauche kaum ausdrücklich zu bemerken, daß das ewige Hinstellen der Deutschen als Träumer, was wir im Grunde nie waren, uns im Ausland und auch bei uns selber sehr geschadet hat; von Heine und Börne stammt ja überhaupt, wie öfter nachgewiesen ist, die Karikatur des Deutschtums in den Köpfen der anderen Nationen, und so sind sie im Grunde auch für den Haß gegen uns verantwortlich zu machen, der eingetreten ist, als man 1870 jene Karikatur als solche erkannte. Man lese gleich noch die Karikatur unseres deutschen Lebens, die sich im 2. Abschnitt der „Englischen Fragmente" findet: „Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und die Häuser, an den Fliesen flattern die Schwalben, aus den Fenstern lächeln dicke Justizrätinnen, auf den hallenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anriechen, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater diskurieren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lümpchen oder Vizelümpchen mit bunten Bändern auf dem abgeschabten

Röckchen oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschällchen gnädig wieder grüßend vorbei tänzelt." Das ist nicht das wahre Deutschland nach den Befreiungskriegen. Hier und da steht ja bei Heine auch einmal etwas über Vaterlands- und Heimatliebe („Wie wir unsere Mutter lieben, so lieben wir auch den Boden, worauf wir geboren sind, so lieben wir die Blumen, den Duft, die Sprache und die Menschen, die auf diesem Boden hervorgeblüht sind, keine Religion ist so schlecht, und keine Politik ist so gut, daß sie im Herzen ihrer Bekenner solche Liebe ersticken könnte"), aber er selber hat sie nie bewiesen außer mit schönen Worten, wenn diese zu einer Pose paßten. In „Italien" loht bei dem Ausfall gegen Maßmann noch einmal der Haß gegen das Altdeutschtum wieder auf, und abermals geht es gegen die Freiheitskriege: „Nun kamen die Alliierten und die schlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thusnelda, hurra! und der Frauenverein und die Vaterlandseicheln, und das ewige Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig, und wieder die Schlacht bei Leipzig, und kein Aufhören davon. Es geht diesen Leuten, bemerkte mein Lehrer, wie den Thebanern, als sie bei Leuktra endlich einmal jene unbesiegbaren Spartaner geschlagen, und beständig mit dieser Schlacht prahlten, so daß Antisthenes von ihnen sagte: Sie machen es wie die Knaben, die vor Freude sich nicht zu lassen wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben. Liebe Jungens, es wäre besser gewesen, wir hätten selbst die Prügel bekommen." Man mache sich einmal klar, was das heißen will, Napoleon den Sieg zu wünschen, was seine Satrapenwirtschaft uns noch gekostet hätte, wenn sie etwa ein weiteres Jahrzehnt gedauert haben würde. Dazu die unbesiegbaren Franzosen! Im spanischen Erbfolgekrieg, im Siebenjährigen Krieg, in den Napoleonischen Kriegen, 1870, überall haben doch sie zuletzt die Prügel bekommen und nicht wir! Ich will mit unserem Kriegsruhm nicht prahlen, aber es ist doch lächerlich, ihn einfach wegzuleugnen. In den Schlußkapiteln der Italienischen Reise offenbart dann Heine sein ganzes Herz: „Es hat wirklich

den Anschein, als ob jetzt mehr geistige Interessen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthistorie nicht mehr eine Räubergeschichte, sondern eine Geistergeschichte sein solle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr die törichten Nationalvorurteile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Zivilisation, es gibt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wundersamer Anblick, wie diese trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen und trotz der vielen Sprachverschiedenheiten sich sehr gut verstehen." Es gibt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, das ist der Hauptsatz dieser Ausführungen, auf die wir später noch zurückkommen müssen, Heine hat ihn zu seinem Feldgeschrei gemacht, und von ihm haben ihn alle radikalen Parteien bis auf unsere Sozialdemokraten übernommen. Er ist aber eine große Unwahrheit, war eine solche 1829 und ist eine solche noch heute. Zunächst einmal ist er nicht etwa ein Ausfluß der Vergeistigung der Weltgeschichte, sondern durchaus im Interesse des internationalen Geld- und Handelsverkehrs geschaffen, dessen Vertreter wahrscheinlich noch weit habsüchtiger uud brutaler sind als ehedem die Fürsten und denn auch noch weit ausgeprägtere Raubkriege (Amerika gegen Spanien, England gegen Transvaal) heraufbeschworen haben, als ehemals diese. Weiter aber hat die äußere Ausgleichung, die durch die moderuen Erfindungen zwischen den verschiedenen Nationen Europas eingetreten ist, diese innerlich kein bißchen einander näher gebracht, hat sie im Gegenteil einander noch schärfer gegenüber gestellt, hat das Nationalgefühl, das natürlich nicht bloß negativ, nicht bloß Fremdenhaß und Hochmut ist, nur bewußter gemacht — ganz natürlich, denn je höher sich Völker und Individuen entwickeln, um so kräftiger bilden sich ihre

Besonderheiten und der Stolz darauf aus. Aber das internationale Judentum, das in allen Kulturländern sitzt und ohne Berücksichtigung der nationalen Interessen sein Geschäft machen will, erkennt in der bewußten Nationalität seinen ärgsten Feind, da diese sich selbstverständlich über die Fremdrassigkeit und das Schmarotzerleben der Juden klar wird, und daher der Haß gegen jeden Nationalismus bei den Juden und das Bestreben, ihn als reaktionär hinzustellen. Ich leugne nicht, daß er es einmal werden kann, daß die Entwicklung hier und da einmal einen kosmopolitischen Zug tragen muß, aber die Nationalität selbst darf nie in Frage gestellt werden, sie, das Volkstum ist ja der Boden, aus dem alles kommt, nicht nur das Staatsleben, auch Religion, Sitte, Kunst, Wissenschaft usw.; die Zeit, die man ihr wohl entgegenstellt, kann ebensowenig etwas schaffen, wie Getreide in der Luft wächst, kann höchstens entwickeln. Das Nationale ist eine der notwendigen Formen der Menschheit, die einzige, in der sich diese kulturschöpferisch betätigen kann, da sie als Ganzes zu weit und, auf rein individuelle Grundlage gestellt, zu zerfahren sein würde. Ich bin neugierig, wie lange es noch dauern wird, bis man in Deutschland diese ganz selbstverständlichen Wahrheiten allgemein anerkennt und Gerede wie das Heinische endgültig als — Pardon! — Judenmumpitz abtut.

Auch nach der Julirevolution, als Heine in Frankreich lebte, ging sein Schimpfen auf Deutschland ruhig fort. Nur wenn es ihm schlecht ging, legte er sich bisweilen auf die andere Seite und brach in Jammer aus über sein Exil und die unbefriedigte Sehnsucht nach der Heimat. Da er diesen Jammer gelegentlich in wirksame Verse brachte, ließ sich ein Teil des deutschen Publikums düpieren, und noch heute liest man wohl von Heines Schmerz über sein verlorenes Vaterland. Es ist aber nachzuweisen, daß er sich in Paris zu jeder Zeit äußerst wohl gefühlt hat, selbst noch in der Matratzengruft. Wie es mit Heines Liebe zum deutschen Volke stand, offenbaren sehr deutlich auch die „Französischen

Zustände". Schon in den beiden berüchtigten Vorreden wiederholt er seinen Leitsatz, daß es keine Nationen mehr gebe:

„Vergebens sucht ihr die Freunde des Vaterlandes und ihre Grundsätze in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, indem ihr diese als ‚französische Revolutionslehren' und jene als ‚französische Partei in Deutschland' verschreit; denn ihr spekuliert immer auf alles, was schlecht im deutschen Volke ist, auf Nationalhaß, religiösen und politischen Aberglauben, und Dummheit überhaupt. Aber ihr wißt nicht, daß auch Deutschland nicht mehr durch die alten Kniffe getäuscht werden kann, daß sogar die Deutschen gemerkt, wie der Nationalhaß nur ein Mittel ist, eine Nation durch die andere zu knechten, und wie es überhaupt in Europa keine Nation mehr gibt, sondern nur zwei Parteien, wovon die eine, Aristokratie genannt, sich durch Geburt bevorrechtet dünkt und alle Herrlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft usurpiert, während die andere, Demokratie genannt, ihre unveräußerlichen Menschenrechte vindiziert und jedes Geburtsprivilegium abgeschafft haben will, im Namen der Vernunft". und: „Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Alliance der Nationen, kommt zu stande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit [soweit es den Juden gefällt]. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt."

Natürlich bringt ihm dies heilige Amt allerlei Mißwollen ein, und so unterscheidet er eine böotische, eine sodomitische und eine abderitische Partei in Deutschland, die alle gegen ihn, den großen Freiheitskämpfer, arbeiten. Besonders stark bricht hier in den Vorreden sein Haß gegen Preußen hervor: „Ich traute nicht diesem Preußen, diesem langen frömmelnden Kamaschenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser taucht, ehe er damit zuschlägt. Mir mißfiel dieses philosophisch-christliche Soldatentum, dieses Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig, war mir dieses Preußen, dieses steife, heuchlerische, scheinheilige Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten." Ich erinnere daran, wie oft Heine sich um eine Anstellung in diesem „widerwärtigen" Preußen bemüht, und

wie er noch 1838 dem Minister Werther seine Dienste zur Verfügung gestellt. Leider ist auch seine Schimpferei auf Preußen nicht ohne dauernde Nachwirkung geblieben, die süddeutsche Demokratie profitiert noch heute von ihr. Und doch ist sie genau so albern wie die auf das Altdeutschtum und eines Deutschen ebenso unwürdig. Was ist denn Preußen? Der Staat der Brandenburger, Pommern, Ostpreußen, Schlesier, Nordthüringer, Rheinländer, Westfalen und seit 1866 noch anderer Niedersachsen und Franken, die ebenso gute Deutsche sind wie alle anderen Stämme. Ein preußisches Volk gibt es ja nur staatlich, nicht ethnologisch. Da tut man denn, als ob unter Preußen eben auch nur die den Staat angeblich beherrschenden Kreise, der Adel (namentlich der ostelbische), die Offiziere, die Bureaukraten zu verstehen seien und von diesen alles Unheil komme. Aber auch das ist Unsinn: Wir haben keinen deutschen Staat, in dem von jeher trotz des früheren absoluten Regiments Volk und Bürgertum einen so stabilen Einfluß geübt hätten wie in diesem, Preußen ist trotz seiner adligen Offiziere und Beamten geradezu der Staat des Bürgertums, und zwar weil seine Ideale bürgerliche waren — man sehe sich nur seine Geschichte einmal gründlich an! Wenn auch die preußische Strammheit und Knappheit manchen Deutschen unangenehm war, sie hat doch in nationalen Krisen wie 1813 und 1870, auch 1848 trotzalledem, ihre Probe bestanden, und wird es hoffentlich auch in Zukunft tun. Es ist überhaupt töricht, Staat und Volk zu trennen; die deutschen Stämme, die den Staat Preußen bilden, haben selbstverständlich im ganzen immer den Staat gehabt, der ihrer Natur entsprach, mag auch hier und da das Regierungssystem sich selbstherrlich aufgespielt haben, wie es übrigens auf der ganzen Welt geschieht. — Am Schluß der Vorreden führt Heine das deutsche Volk als großen Narren vor:

„O, das ist ein sehr großer Narr! Seine buntscheckige Jacke besteht aus sechsunddreißig Flicken. An seiner Kappe hängen, statt der Schellen, lauter zentnerschwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er

eine ungeheure Pritsche von Eisen. Seine Brust aber ist voll Schmerzen. Nun will er an diese Schmerzen nicht denken, und er reißt deshalb um so lustigere Possen, und er lacht manchmal, um nicht zu weinen. Treten ihm seine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann schüttelt er wie toll den Kopf und betäubt sich selber mit dem christlich-frommen Glockengeläute seiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der teilnehmend über seine Schmerzen mit ihm reden will oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anrät, dann wird er rein wütend und schlägt nach ihm mit der eisernen Pritsche. Er ist überhaupt wütend gegen jeden, der es gut mit ihm meint. Er ist der schlimmste Feind seiner Freunde und der beste Freund seiner Feinde. O! der große Narr wird auch immer treu und unterwürfig bleiben, mit seinen Riesenspäßchen wird er immer eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen seine alten Kunststücke machen und unzählige Lasten auf der Nase balancieren und viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche herumtrampeln lassen. Aber habt ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all die Lasten zu schwer werden, und daß er eure Soldaten von sich abschüttelt, und euch selber, aus Überspaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, so daß euer Hirn bis an die Sterne spritzt?"

Nun, wir wollen uns über diese Heinischen Insipiditäten nicht allzu sehr aufregen, im Grunde hat er sie ja nur geschrieben, weil die politischen Berichte aus Frankreich, die durch sie eingeleitet wurden, alt und schimmlich gewordene Ware waren und doch ihren Bucherfolg haben sollten. In den Berichten selbst spricht er nicht allzu häufig über Deutschland, dagegen preist er Paris: „Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen zivilisierten Welt, und ist ein Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten. Versammelt ist hier alles, was groß ist durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zusammentreffen, so hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen, und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden sich kleinlich, aber das Volk ist groß und fühlt seine schauerlich erhabene Stimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so ruhmvoll und heilig ins Grab gestiegen.

Es dämmern gewaltige Taten, und unbekannte Götter wollen sich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterste Mokerie, und da jetzt Karneval ist, so maskieren sich viele als Doktrinäre, und schneiden possierlich pedantische Gesichter und behaupten, sie hätten Furcht vor Preußen." Wie spaßig liest sich das heute! Bald darauf redet er einmal von dem Entsetzlichen, „Frankreich, das Mutterland der Zivilisation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtsinn und Verrat und die potsdämische Junkersprache schnarrte wieder durch die Straßen von Paris und schmutzige Teutonenstiefel befleckten wieder den heiligen Boden der Boulevards und der Palais-Royal röche wieder nach Juchten" — man sieht, er fühlte sich ganz als Franzose, weit hinter ihm lag die dunkle Zeit in Deutschland, wo es nach seiner Behauptung „nichts als Eulen, Zensuredikte, Kerkerduft, Entsagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödsinn gab", das Deutschland, sagen wir, wo Goethe noch lebte, deutsche Kunst und Wissenschaft ihre Blüte hatte, Lebens- und Kulturformen von einer Einheitlichkeit bestanden, die wir heute vergeblich zurückersehnen, freilich auch, das bestreiten wir keineswegs, ein kleinliches Polizeiregiment herrschte, das die Besten des Volkes, von Uhland und Dahlmann an bis zum schwärmerischen Studenten, wohl reizen konnte. Noch einige andere Stellen finden sich, wo Heine uns Deutschen ins Gesicht schlägt, so, wenn er sich über die schmähliche Art entrüstet, „wie von den Deutschen das Standbild dieser Säule [der Vendomesäule] mißhandelt worden, wie man dem armen Kaiser die Füße abgesägt, wie man ihm gleich einem Diebe einen Strick um den Hals geworfen und ihn herabgerissen von seiner Höhe", wenn er über die „unendliche Sehnsucht nach dem teuren Vaterlande, nach den romantischen Gauen des ehrwürdigen Rheines, nach den geliebten Bergen, nach dem holdseligen Schwaben, dem Lande der frommen Minne, der Frauentreue, der gemütlichen Lieder und der gesünderen Luft" spottet, die er später doch selber noch so oft markieren sollte, wenn er mit vollem Behagen

von der Verachtung der Engländer gegen uns Deutsche, „weil wir Sauerkraut essen“, berichtet, wenn er endlich wieder einmal alle seine Gemeinheit gegen die Freiheitskriege und ihre besten Männer losläßt:

„Wir haben beide, Franzosen und Deutsche, in der jüngsten Zeit viel voneinander gelernt; jene haben viel deutsche Philosophie und Poesie aufgenommen, wir dagegen die politischen Erfahrungen und den praktischen Sinn der Franzosen; beide Völker gleichen jenen homerischen Heroen, die auf dem Schlachtfelde Waffen und Rüstungen wechseln als Zeichen der Freundschaft. Daher überhaupt diese große Veränderung, die jetzt mit den deutschen Schriftstellern vorgeht. In früheren Zeiten waren sie entweder Fakultätsgelehrte oder Poeten, sie kümmerten sich wenig um das Volk, für dieses schrieb keiner von beiden [So ein Unsinn! Ich bezweifle, ob noch ein anderes Volk eine so reiche volkstümliche Literatur hat], und in dem philosophischen, poetischen Deutschland blieb das Volk von der plumpsten Denkweise befangen, und wenn es einmal mit seinen Obrigkeiten haderte, so war nur die Rede von rohen Tatsächlichkeiten, materiellen Nöten, Steuerlast, Maut, Wildschaden, Torsperre usw.; — während im praktischen Frankreich das Volk, welches von den Schriftstellern erzogen und geleitet wurde, vielmehr um ideelle Interessen, um philosophische Grundsätze [!] stritt. Im Freiheitskriege (lucus a non lucendo) benutzten die Regierungen eine Koppel [!] Fakultätsgelehrte und Poeten, um für ihre Kroninteressen auf das Volk zu wirken, und dieses zeigte viel Empfänglichkeit, las den ‚Merkur‘ von Joseph Görres, sang die Lieder von E. M. Arndt, schmückte sich mit dem Laube seiner vaterländischen Eichen, bewaffnete sich, stellte sich begeistert in Reih und Glied, ließ sich ‚Sie‘ titulieren, landstürmte und focht und besiegte den Napoleon — denn gegen die Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens. Jetzt wollen die deutschen Regierungen jene Koppel wieder benutzen. Aber diese hat unterdessen immer im dunkeln Loch angekettet gelegen und ist sehr räudig geworden, in übeln Geruch gekommen und hat nichts Neues gelernt, und bellt noch immer in der alten Weise; das Volk hingegen hat unterdessen ganz andere Töne gehört, hohe herrliche Töne der bürgerlichen Gleichheit, von Menschenrechten, unveräußerlichen Menschenrechten, und mit lächelndem Mitleide, wo nicht gar mit Verachtung schaut es hinab auf die bekannten Kläffer, die mittelalterlichen Rüden, die getreuen Pudel und die frommen Möpse von 1814.“

Sollte man in Hamburg Heine wirklich ein Denkmal setzen, so käme man doch um die Ehrenpflicht, auch Davoust eins zu errichten, kaum herum. Da sollen wir denn wohl auf andere Stellen, in denen Heine die Deutschen

einmal nicht mit Hunden vergleicht, besonderes Gewicht legen, so wenn er uns wegen der Halsstarrigkeit lobt, mit der wir an Ideen festhalten („Die Republik ist eine Idee [wirklich?], und noch nie haben die Deutschen eine Idee aufgegeben, ohne sie bis in alle Konsequenzen durchgefochten zu haben"), oder wenn er meint: „Was ausländische Gefahr betrifft, so wäre das vereinigte Deutschland die furchtbarste Macht der Welt, und ein Volk, welches sich unter servilsten Verhältnissen immer so vortrefflich schlug [also doch!], würde, wenn es erst aus lauter Republikanern bestände, sehr leicht die angedrohten Baschkiren und Kalmücken an Tapferkeit übertreffen"? Aber wir sind allmählich gescheit genug, einzusehen, daß Heine stets seine Hintergedanken hat, wenn er von uns Deutschen Gutes sagt. Eine deutsche Republik, in der uns das Judentum noch mehr über den Schnabel nehmen könnte, nicht wahr? — In seinen Büchern über Deutschland, die er für die Franzosen geschrieben, ist Heine ja gewissermaßen gezwungen, auch günstiges über deutsches Wesen zu sagen, aber auch dieses klingt oft recht bedenklich, so wenn er über den deutschen Haß redet: „Wir hassen uns nicht um Außendinge, wie ihr, etwa wegen beleidigter Eitelkeit, wegen eines Epigramms, wegen einer nicht erwiderten Visitenkarte, nein, wir hassen bei unsern Feinden das Tiefste, das Wesentlichste, das in ihnen ist, den Gedanken. Ihr Franzosen seid leichtfertig und oberflächlich, wie in der Liebe, so auch im Haß. Wir Deutschen hassen gründlich, dauernd; da wir zu ehrlich, auch zu unbeholfen sind, um uns mit schneller Perfidie zu rächen, so hassen wir bis zu unserem letzten Atemzug" — da schiebt uns Heine doch wohl seinen bösen Judenhaß unter, obschon es richtig ist, daß wir Deutschen eigentlich nicht die Person, sondern den von ihr vertretenen Gedanken hassen. Die Versicherung Heines, daß ihm „trotz seinem Streben nach französischem Weltsinn, trotz seinem philosophischen Kosmopolitismus immer noch das alte Deutschland mit all seinen Spießbürgergefühlen in seiner Brust sitze", die sich auch hier findet, wollen wir lieber nicht allzu ernst nehmen; denn wir

wissen, was er in jener Zeit in Paris zu tun hatte. Ganz gut ist aber seine große Ausführung über die „Kampflust, die wir bei den alten Germanen finden, die nicht kämpft, um zu vernichten, noch um zu siegen, sondern bloß um zu kämpfen", hier hat Heine instinktiv die Stärke des Germanentums erkannt.

„Das Christentum — und das ist sein schönstes Verdienst — hat jene brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt", fährt er dann fort, „konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter soviel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Tor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome .... Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch, das Feuer anzufachen, hütet euch, es zu löschen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rat, über den Rat eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte. Jetzt ist es freilich ziemlich still; und gebärdet sich auch dort der eine oder der andere etwas lebhaft, so glaubt nur nicht, diese würden einst als wirkliche Akteure auftreten. Es sind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erscheint, wo dort die Schar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen sollen. — Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich um Deutschland herumgruppieren, um die großen Kampfspiele

zu betrachten. Ich rate euch, ihr Franzosen, verhaltet euch alsdann sehr stille, und bei Leibe! hütet euch zu applaudieren. Wir könnten das leicht mißverstehen und euch in unserer unhöflichen Art etwas barsch zur Ruhe verweisen; denn wenn wir früherhin in unserem servil verdrossenen Zustande euch manchmal überwältigen konnten, so vermöchten wir es noch weit eher im Übermute des jungen Freiheitsrausches. Ihr wißt ja selber, was man in einem solchen Zustande vermag — und ihr seid nicht mehr in einem solchen Zustande. Nehmt euch in acht! Ich meine es gut mit euch, und deshalb sage ich euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu fürchten, als von der ganzen heiligen Alliance mitsamt allen Kroaten und Kosaken. Denn erstens liebt man euch nicht in Deutschland, welches fast unbegreiflich ist, da ihr doch so liebenswürdig seid, und euch bei eurer Anwesenheit in Deutschland soviel Mühe gegeben habt, wenigstens der besseren und schöneren Hälfte des deutschen Volks zu gefallen. Und wenn diese Hälfte euch auch liebte, so ist es doch eben diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt, und deren Freundschaft euch also wenig frommt. Was man eigentlich gegen euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einst im Bierkeller zu Göttingen äußerte ein junger Altdeutscher, daß man Rache an den Franzosen nehmen müsse für Konradin von Staufen, den sie zu Neapel geköpft. Ihr habt das gewiß längst vergessen. Wir aber vergessen nichts. Ihr seht, wenn wir mal Lust bekommen, mit euch anzubinden, so wird es uns nicht an triftigen Gründen fehlen. Jedenfalls rate ich euch daher, auf eurer Hut zu sein. Es mag in Deutschland vorgehen, was da wolle, es mag der Kronprinz von Preußen oder der Doktor Wirth zur Herrschaft gelangen, haltet euch immer gerüstet, bleibt ruhig auf eurem Posten, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit euch, und es hat mich schier erschreckt, als ich jüngst vernahm, eure Minister beabsichtigten, Frankreich zu entwaffnen."

Ich habe die ganze Stelle angeführt, sie ist wichtig, nicht sowohl wegen der Warnung an die Franzosen, als weil hier durchzumerken ist, weshalb uns auch die Juden nicht lieben. Sie fürchten uns, sie wissen, daß die Stunde kommt, wo wir auch ihnen gegenüber die Geduld verlieren werden. Und die gotischen Dome werden wir dann, wie gesagt, nicht zerschlagen.

Es ist mir, wie ich jetzt leider sehe, doch nicht möglich, jede Heines Verhältnis zu Deutschland und zum deutschen Volke charakterisierende Stelle seiner Werke zu berühren, ich gehe von jetzt an also kursorischer vor. Die bereits einmal

angeführte Behauptung aus der „Romantischen Schule“, daß „wir auch den Napoleon ganz ruhig ertragen haben würden“, die uns einen Servilismus schlimmster Art in die Schuhe schiebt und natürlich zu den obigen Ausführungen über die deutsche Kampflust in diametralem Gegensatze steht, sei noch einmal flüchtig erwähnt. Mit ihr in Verbindung steht folgendes zu lesen: „Der Patriotismus des Franzosen besteht darin, daß sein Herz erwärmt wird, durch diese Wärme sich ausdehnt, sich erweitert, daß es nicht mehr bloß die nächsten Angehörigen, sondern ganz Frankreich, das ganze Land der Zivilisation mit seiner Liebe umfaßt. Der Patriotismus des Deutschen hingegen besteht darin, daß sein Herz enger wird, daß es sich zusammenzieht, wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will. Da sahen wir nun das idealische Flegeltum des Herrn Jahn in System gebracht; es begann die schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen eine Gesinnung, die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menschenverbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben.“ Auch diesem Heinischen Ton begegnet man noch in der Gegenwart, unser heutiger Nationalismus wird als Abfall von dem edlen Kosmopolitismus der Großen unserer klassischen Zeit hingestellt. Aber man soll sich durch das heuchlerische Gejammer der modernen Humanitätsapostel jüdischer Rasse nur nicht irre machen lassen. Schon Friedrich Hebbel, der kein Antisemit war, obschon ihm die Juden gelegentlich unangenehm wurden, stellte Anno 1848 fest, daß der Kosmopolitismus sehr unzeitgemäß geworden sei („Ich dächte, es wäre einmal Zeit, ihn zu verabschieden; wir brauchen nicht zu besorgen, daß er anderwärts engagiert wird, wir können den Liebling zu jeder Stunde wieder haben“), und heute zweifelt kein

vernünftiger Mensch daran, daß er einfach Selbstmord wäre. Auch ist der klassische Kosmopolitismus durchaus nicht das gewesen, was man heute aus ihm machen möchte, er ging nie soweit, daß Deutsche das Aufgeben des eigenen Volkstums verlangt, jeden ausländischen Lumpenhund in Deutschland gefeiert (vgl. Lessings Riccaut de la Marlinière) und mit den Juden Bruderküsse getauscht hätten, er predigte weiter nichts als die Solidarität der ersten Geister, der wahrhaft Gebildeten aller Völker in allgemeinen Kulturfragen, und die verträgt sich recht wohl auch mit unserem Nationalismus. Weil wir stolze Deutsche sind, schätzen wir auch den stolzen Franzosen, den stolzen Engländer und werden uns, falls er unsere Gleichberechtigung anerkennt, unschwer mit ihm über die großen Menschheitsinteressen einigen. Aber die Diener und Nachbeter der Fremden, wie das die internationalen Humanitätsprediger in der Tat verlangen, wollen wir nicht länger sein, wir wollen nicht ewig fort das vom Auslande importieren, was wir in der Regel selbst viel besser haben, wollen mit der originalen deutschen Kultur erst einmal ernst machen und dann erst sehen, was wir etwa aus fremder noch dazu gebrauchen können. So stehen die Dinge jetzt, und alles Geschrei derer, denen das entschiedene Deutschtum unbequem ist, wird daran nichts ändern. Heines Frechheiten aber bezeichnen wir nun als das, was sie sind: Es ist eine, wenn er in der „Romantischen Schule" die Deutschen als alte Weiber bezeichnet, die jammern, wenn sie einer Exekution zuschauen, aber sehr verdrießlich sein würden, wenn sie um das Schauspiel dieser Exekution kämen (denn dergleichen alte Weiber gibt es bei allen Völkern), es ist auch eine, wenn er das deutsche Volk mit dem falsch aufgefaßten Faust vergleicht und behauptet, es habe endlich die Ungenügbarkeit des Geistes begriffen und sehne sich nach der Rehabilitation des Fleisches, es ist nicht minder eine, wenn er unsere alten Dichter als Schnapsbrüder hinstellt und die Männer der Freiheitskriege immer wieder Bluthunde nennt. Wir vergessen sie ihm nicht, mag er zwischendurch auch einmal über die

Deutschheit des Volksliedes radotieren und die deutsche Begabung für Gespenstergeschichten preisen. Gleich darauf folgt ja doch wieder der Rückfall: „O, ich möchte mich auf den Straßburger Münster stellen, mit einer dreifarbigen Fahne in der Hand, die bis nach Frankfurt reichte. Ich glaube, wenn ich die geweihte Fahne über mein teueres Vaterland hinüberschwenkte, und die rechten exorzierenden Worte dabei ausspräche .... der ganze Spuk wäre zu Ende." Es ist kein Zweifel, daß Heine die dreifarbige Fahne ganz gern über Deutschland hätte wehen sehen — dafür folgt noch ein direkter Beweis. Aber man darf es als allgemeine Wahrheit hinstellen: Wenn sich ein Jude zwischen Deutschland und Frankreich entscheiden soll, so entscheidet er sich immer für Frankreich. Höchstens die Ausnahmen von der Regel kann ich hier zugeben.

Die Schrift über Börne enthält allerlei Spötteleien über die deutschen Republikaner mit dem Refrain „O Schilda, mein Vaterland" und selbstverständlich wieder die alten Gemeinheiten gegen Maßmann und die Deutschtümler: „Sind diese dunklen Narren, die sogenannten Deutschtümler ganz vom Schauplatz verschwunden? Nein. Sie haben bloß ihre schwarzen Röcke, die Livree ihres Wahnsinns, abgelegt. Die meisten entledigten sich sogar ihres weinerlich brutalen Herzens, und, vermummt in den Farben und Redensarten des Liberalismus, waren sie der neuen Opposition desto gefährlicher während der politischen Sturm- und Drangperiode nach den Tagen des Julius ..... Die Wissenden unter den Liberalen verhehlten einander nicht, daß ihre Partei, welche den Grundsätzen der französischen Freiheitslehre huldigte, zwar an Zahl die stärkere, aber an Glaubenseifer und Hilfsmitteln die schwächere sei. In der Tat, jene regenerierten Deutschtümler bildeten zwar die Minorität, aber ihr Fanatismus, welcher mehr religiöser Art, überflügelt leicht einen Fanatismus, den nur die Vernunft ausgebrütet hat; ferner stehen ihnen jene mächtigen Formeln zu Gebot, womit man den rohen Pöbel beschwört; die Worte: Vaterland, Deutschland, Glauben der Väter usw. elektrisieren die unklaren Volksmassen noch immer

weit sicherer als die Worte: Menschheit, Weltbürgertum, Söhne der Vernunft, Wahrheit! Ich will hiermit andeuten, daß jene Repräsentanten der Nationalität im deutschen Boden weit tiefer wurzeln als die Repräsentanten des Kosmopolitismus, und daß letztere im Kampfe mit jenen wahrscheinlich den kürzeren ziehen, wenn sie ihnen nicht schleunigst zuvorkommen . . . . durch die welsche Falle." Also wieder die jüdische Furcht vor dem Nationalitätsprinzip, gegen das hier die Guillotine in Vorschlag gebracht wird. Heute, wo man dank der verjudeten Presse den Respekt vor Vaterland und Deutschtum, um von Liebe gar nicht zu reden, in den „unklaren Volksmassen" so ziemlich ausgerottet hat, möchte man die Vorkämpfer der Nationalisten (zu denen ich Figuren wie den von den Juden selbst großgepäppelten Grafen Pückler selbstverständlich nicht rechne) lieber ins Irrenhaus stecken: ich für meinen Teil würde die Guillotine vorziehen. — In den späteren Berichten für die Augsburgische „Allgemeine Zeitung" findet sich, wie ich bereits bemerkte, eine wohl durch Heines Friedensliebe und Angst vor dem Kommunismus diktierte gerechtere Behandlung Deutschlands. Als dann aber die deutsche politische Dichtung bei allem Radikalismus in der Hauptsache national wird — und den großen liberalen Vorkämpfer Heine überflüssig zu machen droht, da gerät er völlig aus dem Häuschen, und es erfolgen seine wütenden Ausfälle in „Atta Troll", „Deutschland. Ein Wintermärchen", den „Geständnissen", auf die wir nun nicht mehr zurückkommen. Ein Gedicht wie „Deutschland" konnte nur ein Deutschland hassender Jude schreiben — wie ein Deutscher sich auch im Exil zu seinem Vaterlande verhält, lehrt Dingelstedts bekanntes Gedicht:

„Komm, Deutscher, nimm dein Glas zur Hand
Und tue, wie wir taten:
Ruf Zeter auf dein Vaterland,
Das Land, das dich verraten.

Ein wüstes Toben. Drinnen stand
Der Jüngling auf vom Sitze,
Im sanften Antlitz Sonnenbrand,
Im blauen Auge Blitze.

Er stieß das Glas hinweg, er warf
Die Scherben an die Wände,
Und so erhob er hoch und scharf
Die Stimme und die Hände:

Das wolle Gott im Himmel nicht,
Daß solches je geschehe!
Nein! Wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe!

Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nicht wiedersehen werde,
Mein letzt Gebet und Wort bleibt dies:
Gott schütz' die deutsche Erde!"

Obschon über den Charakter des „Wintermärchens" kein Zweifel sein konnte, hatte Heine doch noch die Frechheit, in der Vorrede zu behaupten, daß es nur die Pharisäer der Nationalität fertig bringen würden, sein Gedicht zu verdächtigen:

„Wir sind im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieser heldenmütigen Lakaien in schwarz-rot-goldner Livree. Ich höre schon ihre Bierstimmen: ‚Du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst!' Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige oder knechtische Spielerei sind. Pflanzt die schwarz-rot-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebenso sehr wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheines noch weit freierer Sohn [mit 4800 Franken ‚Pension' von Frankreich und leider keiner von Preußen], an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum

der Rhein irgend einem andern gehören soll als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem Deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben, wie ihr es tut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüte sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch vieles zu wünschen übrig lassen. Indessen, die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der Tat, wie wir es schon getan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit [vgl. die Nachtstuhl-Symphonie!] wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jungen. — Ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist *mein* Patriotismus."

Ich bezweifle, daß eine menschliche Feder je heuchlerischer, frecher und alberner geschrieben, eine Widerlegung ist eigentlich Luxus. So sei denn nur das Folgende bemerkt: Es handelt sich bei der Frage der Nationalität gar nicht um gut und vernünftig, dumm und schlecht, das beides sind alle Völker oder vielmehr ihre Individuen, es handelt sich, wenn ich zu einem Volke Stellung nehmen soll, darum, ob mir sein Grundwesen sympathisch ist oder nicht. Uns Deutschen sind die Franzosen im allgemeinen sympathisch, und es bedarf da gar nicht des jüdischen Vermittlers, der in beiden Ländern nicht eben die schönste Rolle spielt. Wenn Heine ferner die Höhe des *deutschen* Gedankens und das freie Menschentum ohne weiteres identifiziert, so ist das eine Taschenspielerei; denn der deutsche Gedanke hat es in seiner Höhe eben auch mit dem besten Deutschtum zu tun, das, wie wir hoffen, freies Menschentum, aber seiner eigenen Art, nicht verschwommener Kosmopolitismus ist. Bin ich aber Deutscher, dann habe

ich meinem Volke überhaupt keine Bedingungen zu stellen, dann bleibt mir gar keine Wahl, dann gehöre ich auf Leben und Tod zu ihm, wie ich zu meinen Eltern und Geschwistern gehöre, die zu verleugnen gemein ist. Weshalb sollten wir Deutschen nicht soziale Fragen lösen, wie es Heine verlangt, aber wir wollen nicht die Heuchler sein, zu behaupten, daß wir es für die Menschheit täten, wir tun es für uns selber und verlangen nicht die Anerkennung der Menschheit dafür und noch weniger, daß die ganze Welt deutsch wird. Nein, wir wollen nicht die Welt beherrschen, wir wollen nur wir selbst sein, und wir wissen recht gut, daß es auch gar nicht in der Macht anderer Völker steht, deutsch zu werden, möchten's nicht einmal — denn, mit Respekt zu sagen, es gibt auch ein verfluchtes Völkergesindel, das unsere gute Rasse nur verderben würde.

Ein bißchen genauer wollen wir uns doch noch die „deutsche Lyrik" Heines ansehen, die Gedichte, die immer wieder als Zeugnis seines deutschen Fühlens angeführt werden und auf das uneingeweihte Publikum und gar junge Damen nach wie vor gewaltig rührsam wirken. Das erste dieser Gedichte steht in dem Zyklus „Angelique" der „Verschiedenen" und ist noch einigermaßen „zweideutig", in dem Heine die Fragen seiner französischen Geliebten nach Deutschland mit „Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe" abwehrt. Dann aber tauchen in dem Zyklus „In der Fremde" scheinbar ernstere Töne auf: „Du bist ja heut so grambefangen" mit der Strophe

„Denkst du der Heimat, die so ferne,
So nebelferne dir entschwand?
Gestehe nur, du wärest gerne
Manchmal im teuren Vaterland"

und „Ich hatte einst ein schönes Vaterland", das, das Gedicht eines Juden und von einem Juden (Lassen) vertont, das Entzücken so vieler deutscher Jungfrauen geworden ist. Nun, es ist ein sehr hübsch gehauchtes Seufzerchen. Halb ironisch ist noch „Anno 1839": „O Deutschland, meine ferne Liebe",

dann aber kommt's dick-melancholisch in „Lebensfahrt": „Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln" mit dem schönen Verse: „Wie fern die Heimat! Mein Herz wie schwer!" Kein Mensch wird leugnen, daß hier ein wahre Empfindung zu Grunde liegt, aber es ist doch mehr die Erinnerung an die Jugend als wahres Heimatsgefühl oder gar Vaterlandsliebe, was hier durchbricht. Das stärkste Argument für das Deutschtum Heines bildet bei seinen Freunden allezeit das Gedicht „Deutschland": „Deutschland ist noch ein kleines Kind", aber das ist, wie ich schon gezeigt habe, Wolfgang Menzel nachempfunden, und wenn man genau hinsieht, auch ein bißchen Humbug. „Deutschland ist noch ein kleines Kind" — nein, bewahre, das deutsche Volk ist bereits im Mittelalter das führende Europas gewesen und hat die Reichskleinodien besessen; wir sind, wie wir hoffen, noch kein altes Volk, aber mit dem Säugling darf man uns doch auch nicht mehr vergleichen. Und die Sonne soll unsere Amme sein und uns mit wilder Flamme säugen — ja, ich weiß, man darf über solche „kühne" Vorstellungen mit den Poeten nicht hadern, aber bei Heine ist's eben meistens Mache. Dann werden auch die „Nachtgedanken" („Denk' ich an Deutschland in der Nacht") vielfach für Heines deutsche Gesinnung ins Feuer geführt:

„Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land."

Man hat diesen Vers sogar auf eine Heine-Gedenktafel in der Reichshauptstadt gesetzt, mit tiefster innerer Berechtigung; denn diese liefert ja gerade jetzt den überzeugenden Beweis, wie gesund man unter der Herrschaft der jüdischen Decadence in Deutschland ist: Berliner Geburtenziffer 1876 47,2 pro Tausend, 1904 24,4 und seitdem noch weniger! — Aus diesem Gedicht geht übrigens ganz klar hervor, daß Heines Sehnsucht nach der Heimat in der Hauptsache Familiensehnsucht war:

„Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär'." —

Diese Familiensehnsucht und die Sehnsucht nach der Jugend, die bei jedem Menschen, der altert, auftritt und bei dem kranken Dichter Heine, der sein Leben verlottert hatte, noch stärker als gewöhnlich sein mußte, sind die Wurzeln der hierher gehörigen Gedichte Heines, die sich durch den „Romancero" („Jetzt wohin", „Sterbende") noch um einige vermehren. In den „Letzten Gedichten" findet man keine mehr, da geht wieder der alte Hohn auf Deutschland um, und wenn Heine singt, frei nach Fleming:

„Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht.
Mir jauchzte stets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunst schlug. Mein Lied war Lust und Feuer,
Hat manche schöne Gluten angefacht",

so spielt er Komödie. Echt aber ist die jetzt immer mächtiger hervorbrechende Neigung zu seinem Volke und seiner Rasse: Nicht bloß, daß er zu Jehovah und zur Bibel zurückkehrt und sich von Alexander Weill die alten Synagogengesänge der Juden vorsingen läßt, nicht bloß, daß er hebräische Melodien dichtet, er hält auch Meißner eine Lobrede auf das Judentum, tritt in seinen Schriften für seine Rassegenossen ein und preist Moses, der aus einem armen Hirtenstamm ein Volk geschaffen, „das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja, der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte". Und wenn auch von alle dem, was er dann über die Juden vorbringt, sehr wenig wahr ist, wenn wir auch über die Behauptung lachen, daß ihr ganzes Leben nur Gottesandacht geatmet haben soll, wenn wir über die angebliche Sittlichkeit und Freiheitsliebe der Juden und ihrer sonstigen vielgerühmten guten Eigenschaften etwas anders denken als Heinrich Heine, wenn uns selbst sein Geheimnisvolltun mit den Juden („Ebensowenig die Taten der Juden wie ihr eigentliches Wesen sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr von ihnen kam nie zum Vorschein, und wie im Mittelalter sind sie auch

noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis") nicht mehr sonderlich imponiert, da wir das Geheimnis inzwischen gelöst haben und dem Instinkt unserer Väter vollkommen recht geben, wir lassen uns den hochmütigen Juden Heinrich Heine gefallen; denn der ist echt. Die Maske ist gefallen, und von dem großen deutschen Dichter nur ein eitler Jude, der es gern sein wollte, übrig geblieben. Was kümmert es uns, daß er einst an einen Herrn J. J. Dubochet geschrieben (siehe „Journal des Débats", September 1888): „Unsere [d. h. Frankreichs] Feinde sind obenauf in Deutschland. Die sogenannte ‚nationale' Partei, die Teutomanen, brüsten sich in lächerlichem und rohem Eigendünkel; ihre Prahlereien sind unglaublich. Sie träumen davon, für ihr Teil die Hauptrolle in der Weltgeschichte zu spielen, in der deutschen Nationalität die verlorenen Stämme im Osten und Westen wieder zu sammeln, und wenn Ihr Euch nicht beeilt, ihnen das Elsaß zu geben, so werden sie alsbald auch Lothringen von Euch fordern, und Gott weiß, wo ihre ‚teutsche' Anmaßung Halt machen wird. Ihr Wunsch ist der Krieg, und in diesem Punkte sind sie einig mit unsern Fürsten, die den Kriegs- und Schlachteneifer ihrer aufrührerischen Untertanen am liebsten auf das Ausland loslassen möchten. Ich habe vom Rhein sehr traurige Nachrichten erhalten: die ergebensten Freunde Frankreichs, die seit zwanzig Jahren an der Vernichtung der Macht Preußens in den Rheinlanden arbeiteten, wagen nicht länger gegen den andringenden nationalen Geist zu kämpfen und haben die Fahnen des deutschen Kaiserreichs aufgepflanzt!" Heine ist nicht der erste Jude, der sein Adoptivvaterland verraten und wird nicht der letzte sein. Das letzte Wort dieses großen „deutschen" Dichters steht dann in den „Geständnissen": „O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsere gemütlichen Sklaven in schwarz-rot-goldener Livree mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Tor!" Unsere Sklaven, da steckt's, obschon ich natürlich weiß, wie Heine es meint.

Mit der Stellung zum Deutschtum hängen dann selbstverständlich Heines politische Anschauungen aufs allerengste zusammen; auch hier ist das Leitmotiv: Es gibt keine Nationen mehr, sondern nur noch Parteien, und die einzig berechtigte Partei ist die liberale oder demokratische, die Partei der Bewegung oder des Fortschritts. Ihr hat Heine nach seiner eigenen Behauptung sein Leben lang gedient, und es gibt noch Leute, die der Ansicht sind, daß er um sie, also auch um das Durchdringen der liberalen Ideen in Deutschland große Verdienste habe. Freilich, ein bißchen skeptisch ist man doch allmählich geworden, und so lesen wir in dem schon einmal zitierten „Kunstwart"-Aufsatz über Heine:

„Um zunächst vom Prosaiker Heine zu sprechen, so meinen wir: man sollte zwischen den von Heine verbreiteten Ideen und ihrer Behandlung durch Heine unterscheiden. Jene Ideen halten wir persönlich für sehr nützliche und gesunde, denn wir meinen, freiheitliche Gedanken üben im freiheitlichen Denken, und wenn hier des Guten zu viel geschieht, so sind im deutschen Volk Beharrungsmächte genug, die das ausgleichen. Wenn wir aber Heine als einen geistigen Führer, ja, als einen Geistesheroen gefeiert sehen, so können wir das doch nur mit recht wesentlicher Einschränkung gelten lassen. Es ist einmal Tatsache, daß Heine nirgends Schöpfer weittragender Gedanken war. Wo finden wir diese für seine Bewertung doch sehr wichtige Wahrheit von seinen Verherrlichern jemals erwähnt? Wo wird er als glänzender Popularisator von Ideen anderer besprochen, der er doch ist? Und es muß ferner zugegeben werden, daß er sein Vermittleramt von den großen Gedanken zum Volk selten sehr tief genommen hat. Er erfaßte mit außerordentlicher Leichtigkeit gleichsam die Hauptlichter auf einem neuen Gedankenbild, und glänzend reproduzierte er die, aber liebevoll nachzufühlen, ‚wie eines sich zum andern webt', und daraus ein organisches Verständnis des neuen Ganzen erwachsen zu lassen, das lockte ihn weder für sich noch für seine Leser. Und mit jeder Beleuchtung wandelte sich ihm das Bild. Seiner Herkunft nach mußte er Revolutionär sein — aber er, der selbst vor einem scheinbaren Adel Respekt hatte, wenn er in seiner Familie lag, hätte als Nichtjude je nach den Umständen ebensogut auch konservativ sein können. In gutem Glauben eins wie das andere. Er war ja auch ‚Phantasiemensch', er meinte, selbst da für Ideen zu fechten, wo er durchaus nur um die Person focht. Darüber wollen wir uns doch nicht täuschen: er war einer der unsachlichsten Schriftsteller, die je bei uns zur Geltung gekommen sind."

Ich halte die Anschauung vom „guten Glauben" selbstverständlich nicht für richtig, ich halte auch von den „freiheitlichen Gedanken" an und für sich nicht allzu viel — denn der alte Liberalismus, um den es sich hier allein handelt, war nicht viel mehr als die Erhebung des Geschäftsegoismus zum politischen Prinzip —, aber das Geständnis, daß Heine kein Ideenschöpfer und einer der unsachlichsten Schriftsteller war, die je bei uns zur Geltung gekommen, ist mir immerhin wichtig. Goedeke sagt dasselbe etwas deutlicher:

„Kaum nötig ist es zu sagen, daß er in dem ‚Kampfe gegen Pfaffen und Aristokratie', den er gern als seine Lebensaufgabe bezeichnete, nur ein Mitläufer gewesen ist, über dessen Witze man lachte, während man die Armseligkeit seiner Kämpfe nach ihrem wahren Werte schätzte, d. h., verachtete. Aber hervorgehoben werden muß, daß er seine Polemik, die meist aus gekränkter Eitelkeit hervorging, niemals rein gegen Sachen, sondern in der unreinsten Weise immer gegen Personen richtete, so daß seine Schriften, von den Reisebildern an, nichts sind als eine ununterbrochene Folge von Schmähschriften im modernen Gewande nach Art des berüchtigten Bahrdt mit der eisernen Stirn. Er, der sich gegen alle alles erlaubte, ertrug nicht den geringsten Spott und bot alle Welt dagegen auf, als gelte es der Verteidigung der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, wo es sich lediglich um seine nichtige Person handelte. Nie hat in irgend einer Literatur der Welt ein Schriftsteller, ein Dichter, ein widerlicheres Schauspiel ununterbrochenen Skandals zum besten gegeben, als Heine, und niemals hat ein Pasquillant soviel Bosheit entwickelt wie er" und: „Sobald die Aufhebung der Zensur den Schriftstellern und die Freiheit der parlamentarischen Rede allen die unumwundene Erörterung aller politischen und kirchlichen Fragen gestattete, mußte die Geltung jener Literatur der Stichwörter und der Anspielungen und mit ihr die Wirkung Heines aufhören. Übrigens haben dessen Schriften zur Herbeiführung besserer Zustände in keiner Weise mitgewirkt, wie man vorgibt, sondern von dem Streben nach einer Neubegründung freier Zustände nur Vorteil gezogen. Er hat niemals einen positiven befreienden Gedanken ausgesprochen, der sein Eigentum wäre; den durch alle seine Schriften hindurchlaufenden Gedanken, daß die Unsittlichkeit ein Recht auf Existenz habe, kann man weder einen freimachenden, noch einen positiven nennen."

Daß diese Anschauung Goedekes nicht von Haß oder Beschränktheit diktiert ist, kann man ohne große Mühe aus Heines Schriften nachweisen, er hatte in der Tat keine eigenen

Ideen, nur Schlagworte, und wo man doch etwas Persönliches zu entdecken meint, da ist es immer wieder der Jude, der durchbricht. Um dies etwas anders auszudrücken: Heines politische Anschauung ist im Grunde weder Liberalismus und Monarchismus noch Radikalismus und Republikanismus oder gar Kommunismus, was man alles behauptet hat, sondern überhaupt keine „Anschauung“, vielmehr nur der eigentümliche jüdische „Destruktivismus“, die Neigung, alles zu „verrungenieren“, wie man es derb sagen könnte, in der unbestimmten Hoffnung natürlich, daß dabei der Weizen des Judentums und vor allem der eigene Weizen blühen werde. Zunächst hat Heine noch ein bißchen Furcht vor diesem Destruktivismus, er ist zwar schon, siehe Brief an die Schwester vom 2. Februar 1826, in England ein Radikaler und in Italien ein Karbonari, aber in Deutschland doch noch kein Demagoge, „aus dem ganz zufälligen und geringfügigen Grunde, daß bei einem Siege dieser letzteren einige tausend jüdische Hälse und just die besten abgeschnitten werden.“ Aber schon in den Berliner Briefen findet sich, trotz der bezeugten hohen Verehrung für das preußische Königshaus, der Destruktivismus, nicht nur in der Verhöhnung Körners, sondern auch in „Nebenbemerkungen“ wie „Ich bin zwar kein sonderlicher Freund von Militärwesen“ usw. Selbst das Getue mit den französischen Revolutionshelden fehlt hier nicht, wenn Heine es auch noch einer fingierten Person unterschiebt. In „Über Polen“ erklärt Heine: „Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, daß ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daß ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und daß ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Politiker“ — was ihn aber garnicht hindert, den Lobredner des polnischen Adels zu spielen. Die „Harzreise“ ist ja, von der Satire auf die Altdeutschen abgesehen, im ganzen unpolitisch, dafür

„Norderney“ aber um so politischer. Da ist gleich zu Anfang eine große Stelle über die römisch-christliche Kirche im Mittelalter, in der Heine gerecht zu sein versucht, aber der gewöhnliche Liberalismus dann doch hervortritt, da findet sich später viel Geschimpfe auf den hannoverschen Adel, den Heine in Göttingen und wohl noch auf Norderney nicht eben lieben gelernt hatte, und auf den Adel überhaupt. Wendungen, daß die Fürsten selten ihre treuesten und tugendhaftesten Diener, aber sehr oft den Kuppler, den Schmeichler und dergleichen Lieblingsschufte mit adelnder Huld beehrt hätten, und daß jeder französische Tanzmeister die Formen besser innehabe als der deutsche Edelmann, finden sich noch heute im Kompendium des rohen Demokratismus, der seine geistigen Bedürfnisse ja überhaupt so billig wie möglich, also im nächsten jüdischen Ramschbasar befriedigt. Tiefer führt uns die Bemerkung, daß in Scotts Romanen „der große Schmerz über den Verlust der Nationalbesonderheiten, die in der Allgemeinheit neuerer Kultur verloren gehen“, ausgedrückt liege, und daß sich daher auch ihre Wirkung erkläre. Heine irrt da zwar, es ist auch die Freude am Volkstum und die Gewißheit, daß es nicht verloren gehen könne, die in diesen Romanen lebt und ihnen noch heute Wirkung sichert; aber man sieht zugleich, wie er Partei nimmt für die „weite, unerfreuliche Modernität“, wie er selber sagt, in der Hoffnung, daß sie ihn und seine Rasse fördern werde. Es ist dasselbe Gefühl, das in unsern Tagen die gesamte Judenschaft gegen die Heimatkunst mobil gemacht hat. Im „Buche Le Grand“ ist außer der Napoleon-Begeisterung wenig Politisches, nur etwas Antiaristokratismus und Spott auf das Hofwesen. Daß er Napoleon einen „weltlichen Heiland“ nennt, „der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht unter den Evangelien Las Cases, O'Meara und Autommarchi“, habe ich wohl schon erwähnt — die eigentümliche Vorliebe der Juden für Messiasvergleichungen kann man auch in der modernen Literatur und Presse noch konstatieren. Fast

ganz politisch sind, wie erwähnt, die „Englischen Fragmente“, aber politische Ideen sind da freilich auch nicht zu entdecken, denn auf Phrasen wie, daß die Freiheit vielleicht die Religion der neuen Zeit sei, kann man sich doch nicht gut einlassen. Sehr scharf geht Heine gegen den englischen Adel vor, dem er die Schuld an den schlechten englischen Verhältnissen zuschiebt — ich habe schon früher bemerkt, daß es wohl bereits der Kapitalismus war, der damals das Elend der unteren Klassen herbeiführte. Neben der Begeisterung für Napoleon tritt auch die für die französische Revolution nackt hervor: Er spricht von ihr als der Weltepoche, „wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit so siegreich emporstieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muß, als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegsgeschichte dieses Kampfes, woran wir alle mehr oder minder teilgenommen; es ist der Todeskampf mit dem Ägyptentum“. Da haben wir denn den reinen Demokratismus, aber leider außer der wenig haltbaren Lehre, daß sich die Vernunft in jedem Menschenhaupte offenbare, weiter nichts. Der Schluß ist eine Selbstverteidigung, man merkt daraus, wie deutlich sich Heine seiner Schauspielerei bewußt war:

„Aber nicht bloß die Helden der Revolution und die Revolution selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verleumdet, die ganze Liturgie unserer heiligsten Ideen hat man parodiert, mit unerhörtem Frevel, und wenn man sie hört oder liest, unsere schnöden Verächter, so heißt das Volk die Kanaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern wird geklagt und bedauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchlerische Duck-

mäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherschleichen, wagen es ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzeslast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße risse über die neuen Pharisäer und Saducäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persiflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzosen, die sehr schreckliche leichtfertige Bücher geschrieben, und doch sehr streng und ernsthaft sein konnten, wo Strenge und Ernst notwendig wurden; z. B. Laclos und gar Louvet de Couvray, die beide, wo es galt, mit Märtyrerkühnheit und Aufopferung für die Freiheit stritten, übrigens aber sehr frivol und schlüpfrig schrieben, und leider keine Religion hatten. Als ob die Freiheit nicht eben so gut eine Religion wäre als jede andere! Da es die unsrige ist, so könnten wir, mit demselben Maße messend, ihre Verächter für frivol und irreligiös erklären."

Hieran schließt sich die schon früher zitierte Stelle von Christus als dem Hohenpriester (nicht dem Gott) der neuen Religion, von den Franzosen als ihrem auserwählten Volk und Deutschland als dem Lande der Philister. Damit ist Heines berühmte Flucht nach Paris gewissermaßen vorbereitet.

Doch erfolgt erst noch das Intermezzo „Italien", und hier, auf dem Schlachtfelde von Marengo lernen wir den Politiker Heinrich Heine ganz kennen. Schon vorher finden sich in diesem Reisebild einige charakteristische politische Bemerkungen über den Adel und dann über österreichische Soldaten, die „zum Heldentum abgerichtet werden" — wie treu bleibt sich das Judentum! Darauf geht es gewaltig los. Zuerst wird die Napoleon-Begeisterung eingeschränkt: „Unbedingt liebe ich letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verriet er die Freiheit. Und er tat es nicht aus Notwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für den Aristokratismus ... Es will uns da manchmal bedünken, als sei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer." Dann heißt es weiter:

„Es hat wirklich den Anschein, als ob jetzt mehr geistige Interessen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthistorie nicht mehr eine Räubergeschichte, sondern eine Geistergeschichte sein solle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr die törichten Nationalvorurteile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Zivilisation, es gibt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wundersamer Anblick, wie diese trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverschiedenheiten sich sehr gut verstehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik gibt, so gibt es jetzt auch eine geistige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinsten Krieg, der zwischen den zwei unbedeutendsten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäischen Krieg machen würde, worin sich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Interesse, mischen müßten; so kann jetzt in der Welt auch nicht der geringste Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein-geistigen Bedeutungen nicht sogleich erkannt und die entferntesten und heterogensten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Anteil zu nehmen. Vermöge dieser Parteipolitik, die ich, weil ihre Interessen geistiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall sind, eine Geisterpolitik nenne, bilden sich jetzt, ebenso wie vermittelst der Staatenpolitik, zwei große Massen, die feindselig einander gegenüberstehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Losungsworte und Repräsentanten dieser zwei großen Parteimassen wechseln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entstehen die größten Mißverständnisse, diese werden durch die Diplomaten dieser Geisterpolitik, die Schriftsteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüter nichtsdestoweniger, was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe. — Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? — Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Kettenschlüsse schmieden, um uns zu beweisen, daß Millionen Menschen geschaffen sind als Lasttiere einiger Tausend privilegierter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, solange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, daß jene mit Sätteln auf dem Rücken und diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind. — Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudal-

system in Europa gestiftet, war vielleicht notwendig, oder notwendige Bedingung zu den Fortschritten der Zivilisation; jetzt aber hemmt sie diese, empört sie die zivilisierten Herzen. Die Franzosen, das Volk der Gesellschaft, hat diese Ungleichheit, die mit dem Prinzip der Gesellschaft am unleidlichsten kollidiert, notwendigerweise am tiefsten erbittert, sie haben die Gleichheit zu erzwingen gesucht, indem sie die Häupter derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abschnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit. — Laßt uns die Franzosen preisen! sie sorgten für die zwei größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunst und in der Freiheit haben sie die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten und guter Dinge sind — denn was gäbe es besseres als eine Gesellschaft von Paris an einem gut besetzten Tische? —, dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieses Fest gefeiert werden kann, bis die Emanzipation durchgesetzt sein wird; aber sie wird doch endlich kommen, diese Zeit, wir werden, versöhnt und allgleich, um denselben Tisch sitzen; wir sind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod — dessen ernstes Gleichheitssystem uns wenigstens nicht so sehr beleidigt wie die lachende Ungleichheitslehre des Aristokratismus. Lächle nicht, später Leser. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf sei vor allem der wichtigste, dieses ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen — unser heiliger Kampf dünkt uns der wichtigste, wofür jemals auf dieser Erde ist gekämpft worden, obgleich historische Ahnung uns sagt, daß einst unsere Enkel auf diesen Kampf herabsehen werden vielleicht mit demselben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabsehen auf den Kampf der ersten Menschen, die gegen ebenso gierige Ungetüme, Lindwürmer und Raubriesen zu kämpfen hatten."

Ich habe diese große Stelle ganz angeführt, trotzdem ich ihren Anfang schon früher einmal gebracht; sie ist die „positivste", die sich in Heinrich Heines Werken findet, und doch wie wenig positiv, wie allgemein-phrasenhaft ist sie im Grunde, von welcher geistigen Armseligkeit! Also das Ziel der Emanzipation ist, daß wir alle um denselben Tisch sitzen? Ja, um Gottes willen, ist das denn nötig oder nur möglich? Werden sich viele Leute da nicht ihren geheimen Privattisch zu halten versuchen und die Komödien erst recht angehen?

Doch es ist fast überflüssig, die banalen Heinischen Sätze näher zu beleuchten. Den, daß es keine Nationen mehr, daß es nur noch Parteien gibt, habe ich schon unter der Lupe gehabt und auch den, daß die Weltgeschichte Geister-, nicht mehr Räubergeschichte sein werde, durch den Hinweis auf den Krieg der amerikanischen business-men gegen Spanien und den der jüdischen Minenbesitzer gegen Transvaal bereits hinreichend charakterisiert — als ob es dem nicht fechtenden Weltgaunertum je um den Frieden auf Erden an sich zu tun wäre! Was dann die europäischen Parteien anlangt: Ja, wenn Dreyfus in Frankreich verurteilt wird, dann muß natürlich ganz Europa gegen die „ungerechten Richter" aufgeboten werden, aber was kümmern wir uns sonst um die Parteipolitik in fremden Ländern? Wir wissen kaum, ob dort die Liberalen oder die Konservativen regieren, es ist für unsere eigenen Verhältnisse auch in der Regel gleichgültig. Heine bekommt dann übrigens selbst Angst vor seiner Lehre der Gleichheit und des Fortschritts: „Aber ach, jeder Zoll, den die Menschheit weiter rückt, kostet Ströme Blutes; und ist das nicht etwa zu teuer? Ist das Leben des Individuums nicht vielleicht ebensoviel wert wie das des ganzen Geschlechts?" Man sieht, wir kommen hier schon von der politischen zur Weltanschauung Heines und werden auf diese Sätze noch zurückkommen müssen. Höchst drollig macht sich, wie schon oben erwähnt, der Preis Rußlands und des Zaren Nikolaus an diesem Orte: „Ganz England ist erstarrt in unverjüngbaren, mittelalterlichen Institutionen, wohinter sich die Aristokratie verschanzt und den Todeskampf erwartet. Jene Prinzipien aber, woraus die russische Freiheit entstanden ist oder vielmehr täglich sich weiter entfaltet, sind die liberalen Ideen unserer neuesten Zeit; die russische Regierung ist durchdrungen von diesen Ideen, ihr unumschränkter Absolutismus ist vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu lassen; diese Regierung hat nicht ihre Wurzel im Feudalismus und Klerikalismus, sie ist der Adels- und

Kirchengewalt direkt entgegenstrebend; schon Katharina hat die Kirche eingeschränkt, und der russische Adel entsteht durch Staatsdienste; Rußland ist ein demokratischer Staat, und ich möchte es sogar einen christlichen Staat nennen, wenn ich dieses oft mißbrauchte Wort in seinem süßesten, weltbürgerlichsten Sinne anwenden wollte; denn die Russen werden schon durch den Umfang ihres Reichs von der Engherzigkeit eines heidnischen Nationalsinnes befreit, sie sind Kosmopoliten oder wenigstens Sechstel-Kosmopoliten, da Rußland fast den sechsten Teil der bewohnten Welt ausmacht." Kaiser Nikolaus wird der „Ritter von Europa" genannt — wahrscheinlich war das Bankhaus Salomon Heine für die Russen gegen den auf türkischer Seite stehenden Rothschild und die Engländer engagiert. Den Schluß der Marengo-Betrachtung bildet wieder Freiheitsbegeisterung, mit süßer Wehmut gemischt: „Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben. — O! sie werden ebensowenig ahnen, wie entsetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten, mit häßlichen Gespenstern, dumpfen Eulen und scheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unsere Lebenszeit in solchem Kampfe vergeuden mußten, und müde und bleich sind, wenn der Siegestag hervorstrahlt! Die Glut des Sonnenaufgangs wird unsere Wangen nicht mehr röten und unsere Herzen nicht mehr wärmen können, wir sterben dahin wie der scheidende Mond — allzu kurz gemessen ist des Menschen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab. — Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte,

war immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Wert gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit." Man braucht da nichts hinzuzufügen, es genügt, einmal recht herzhaft zu lachen.

Überhaupt könnte ich hier meine Ausführungen über den Politiker Heine schon schließen; denn was bei ihm noch folgt, ist entweder bloße Wiederholung oder, wie das spätere Eintreten für den Kommunismus, schon flüchtig erwähnt. Doch ich will der deutschen Demokratie zuliebe gründlich vorgehen. In der „Stadt Lucca" ist zu lesen: „Es gibt eine fromme Dialektik, lieber Leser, die dir aufs bündigste beweisen wird, daß ein Gegner des Kirchtums einer solchen Staatsreligion auch ein Feind der Religion und des Staats sei, ein Feind Gottes und des Königs oder, wie die gewöhnliche Formel lautet, ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber sage dir, das ist eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so töricht sind, dem Geiste des Volkes zu widerstreben, oder gar so unedel sind, die Organe desselben durch Zurücksetzungen oder Verfolgungen zu kränken: so bleibe ich doch meiner tiefsten Überzeugung nach ein Anhänger des Königtums, des monarchischen Prinzips. Ich hasse nicht den Thron, sondern nur das windige Adelgeziefer, das sich in die Ritzen der alten Throne eingenistet, und dessen Charakter uns Montesquieu so genau schildert mit den Worten: ‚Ehrgeiz im Bunde mit dem Müßiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmute, die Begierde, sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrat, die Treulosigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürstentugend und das Interesse an Fürstenlaster!' Ich hasse nicht den Altar, sondern

ich hasse die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern." Also die auch in unsern Tagen noch so beliebte Deklamation gegen die Junker und Pfaffen, die schon bei Heine hier und da in gemeine Schimpferei ausartet. Kurz darauf renommiert er trotz des hier ausgesprochenen Bekenntnisses zum Monarchismus wieder mit seiner Begeisterung für die Revolutionshelden und erzählt, daß er, mit den drei Farben seiner Dame Freiheit geschmückt, beständig auf der Mensur liegen müsse und schreit, sich einen Titanen nennend: Aux armes, citoyens! Ja, er wagt in dem Schlußwort zur „Stadt Lucca" davon zu reden, daß er am Ende als Blutzeuge werde auftreten müssen und stellt sich in Gegensatz zu dem wohlhabenden Minister Goethe und preist sich dem „teuren" deutschen Volke als seinen Kunz von Rosen an — wirklich eine Hundekomödie! — In den aus dem Jahre 1830 stammenden Helgolander Briefen des Börne-Buches haben wir dann die blühendste Begeisterung für die Julirevolution — die im Hinblick auf die Persönlichkeit Heines sehr komische Stelle mit „Blumen, Blumen!" haben wir bereits zitiert — und die Aufforderung, sie in Deutschland fortzusetzen: „Werden wir endlich von unsern Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt? Werden wir, denen die Natur so viel Tiefsinn, so viel Kraft, so viel Mut erteilt hat, endlich unsere Gottesgaben benutzen und das Wort des großen Meisters, die Lehre von den Rechten der Menschheit, begreifen, proklamieren und in Erfüllung bringen?" Die Stimmung setzt sich in den politischen Briefen aus Paris zunächst noch ein wenig fort, aber dann merkt Heine, daß in dem freien Frankreich erst recht mit Wasser gekocht wird, die Versicherung, daß er Royalist aus angeborner Neigung sei, wird häufiger, Louis Philippe erhält sein Lob. Das hindert Heine aber natürlich durchaus nicht, das Elend in Paris tendenziös darzustellen, über die Cholera zu jammern, in Bewunderung Robespierres, des Sankti Justi und des großen Bergs zu machen und die Helden des Aufstands beim

Begräbnis Lamarques zu erheben — kurz, man denkt dabei mit Recht an unsere Judenblätter. Einmal gibt Heine in den „Französischen Zuständen“ eine große Abhandlung über Absolutismus und Konstitutionalismus zum besten — woher er sie sich zusammengelesen hatte, ist natürlich jetzt schwer zu sagen. Dann kommt es auch noch zu einer Erwägung, weshalb Deutschland nicht Republik werden könne: Das deutsche Volk sei dem Wesen nach royalistisch. Zur Weltanschauung Heines führt der folgende Passus: „Überhaupt scheint die Weltperiode vorbei zu sein, wo die Taten der einzelnen hervorragen; die Völker, die Parteien, die Massen selber sind die Helden der neuern Zeit; die moderne Tragödie unterscheidet sich von der antiken dadurch, daß jetzt die Chöre agieren und die eigentlichen Hauptrollen spielen, während die Götter, Heroen und Tyrannen, die früher hier die handelnden Personen waren, jetzt zu mäßigen Repräsentanten des Parteiwillens und der Volkstat herabsinken, und zur schwatzenden Betrachtung hingestellt sind, als Thronredner, als Gastmahlpräsidenten, Landtagsabgeordnete, Minister, Tribunen usw.“ Man vergleiche damit die Anschauungen, die R. M. Meyer in seiner Literaturgeschichte über das moderne Drama ohne Helden entwickelt, und man wird erkennen, daß es sich auch hier um eine jüdische Eigentümlichkeit handelt, die jüdische Heldenfurcht. Zwar, das Volk Gottes hat ja seinen Josua, seinen König David, seine Maccabäer gehabt, aber das ist sehr lange her, und jetzt hat es sein altes Heldenideal längst zu den alten Kleidern geworfen und sich das neue Ideal des erfolgreichen Bankiers angeschafft, das sein neuerer Leibdichter Heinrich Heine denn auch später in der Person Rothschilds genug gefeiert hat. Heines Renommee als Politiker sank übrigens in Paris sehr rasch, und so sah er sich im Oktober 1832 genötigt, ganz mächtig zu renommieren: „Die Leidenschaften tobten (1831) wilder als je, und es galt damals, dem Jakobinismus ebenso kühn die Stirne zu bieten, wie einst dem Absolutismus. Unbeweglich in meinen Grundsätzen“ usw. usw. — man lese die schöne

Stelle nach, das Lob seiner Feinde, denen er zuletzt mit des Seilers Töchterlein, dem Strick droht! Deutlich sieht man, wie er den Pariser deutschen Republikanern, die ihn verachteten, durch seine Mannhaftigkeit zu imponieren trachtet. Einen großen Artikel über die französische Revolution, den er in Aussicht stellte, kriegte er nicht einmal fertig, er hatte ja angenehmere Dinge in Paris zu tun. In der Vorrede zu den „Französischen Zuständen“ kehrt die alte Renommage wieder: Die heilige Alliance der Nationen zustande zu bringen sei sein Amt. „Der Haß meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, daß ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde im Taumel der aufgeregten Leidenschaften meine besonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieser Zeit, werden sie mich weniger verkennen, als damals, wo sie am Ziel ihrer Wünsche zu stehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken schwellte; an ihrer Torheit nahm ich keinen Teil, aber ich werde immer teilnehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimat zurückkehren, solange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeisterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärmsten Franzosen um eine Kruste Brot betteln, als daß ich Dienst nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutschen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludierenden Übergang zum Servilismus, und die unsere beste Tugend, den Glauben an die ehrliche Gesinnung des Gegners, für plebejische Erbdummheit ansehen.“ Wie der Gauner sich aufspielt! Dabei erwog er fortwährend mit dem Fuchs Varnhagen seine Anstellung in Preußen und schrieb noch sechs Jahre später einen sich rekommandierenden Brief an den Minister Werther.

In den Schriften über die deutsche Kultur wird die Politik nur gelegentlich gestreift, wohl aber haben wir öfter

Gelegenheit, Heines Weltanschauung näher zu kommen. Ich will hier die beiden Hauptstellen, die ich früher schon teilweise zitiert habe, vollständig mitteilen — sie ermöglichen dem philosophisch gebildeten Geiste ein augenblickliches und apodiktisches Urteil über die geistige und sittliche Potenz Heinrich Heines:

„Die Materie, das Weltliche, überließ das Christentum den Händen Cäsars und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, ersterem die Suprematie abzusprechen und letztere in der öffentlichen Meinung zu fletrieren — aber siehe! das gehaßte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt, und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständnis ist sogar eine solidarische Allianz geworden. Nicht bloß die römischen, sondern auch die englischen, die preußischen, kurz alle privilegierten Priester haben sich verbündet mit Cäsar und Konsorten zur Unterdrückung der Völker. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde. Zu dieser Einsicht gelangen schon einige Priester, und um die Religion zu retten, geben sie sich das Ansehen, als entsagten sie jener verderblichen Alliance, und sie laufen über in unsere Reihen, sie setzen die rote Mütze auf, sie schwören Tod und Haß allen Königen, den sieben Blutsäufern, sie verlangen die irdische Gütergleichheit, sie fluchen trotz Marat und Robespierre. — Unter uns gesagt, wenn ihr sie genau betrachtet, so findet ihr, sie lesen Messe in der Sprache des Jakobinismus, und wie sie einst dem Cäsar das Gift beigebracht, versteckt in der Hostie, so suchen sie jetzt dem Volke ihre Hostien beizubringen, indem sie solche in revolutionärem Gifte verstecken; denn sie wissen, wir lieben dieses Gift. — Vergebens jedoch ist all euer Bemühen! Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brot und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Da ist wahrlich nicht mehr die Rede davon, das Schwert in den Händen des Cäsars und gar den Säckel in den Händen seiner Knechte zu lassen. Dem Fürstendienst wird die privilegierte Ehre entrissen, und die Industrie wird der alten Schmach entlastet. Die nächste Aufgabe ist, gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns soviel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar ratsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche

Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christentum, unfähig, die Materie zu vernichten, hat sie überall fletriert, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. — Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste. Purusa wird wieder vermählt mit Prakriti. Durch ihre gewaltsame Trennung, wie in der indischen Mythe so sinnreich dargestellt wird, entstand die große Weltzerrissenheit, das Übel."

Darauf gibt Heine sein Bekenntnis zur „Religion" des Pantheismus („Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewußtsein, und solches Selbstbewußtsein offenbart sie wieder durch den Menschen. Aber dies geschieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menschen, sondern in und durch die Gesamtheit der Menschen, so daß jeder Mensch nur einen Teil des Gott-Welt-Alls auffaßt und darstellt, alle Menschen zusammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffassen und darstellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen bestimmten Teil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kundzugeben, eine Reihe Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen, und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine Tat, und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen, sie ist eine Inkarnation Gottes" — die übliche Weisheit der Junghegelianer, bei denen Heine bekanntlich die Schweine gehütet!) und fährt dann weiter fort: „Es ist eine irrige Meinung, daß diese Religion, der Pantheismus, die Menschen zum Indifferentismus führe. Im Gegenteil, das Bewußtsein seiner Göttlichkeit wird den Menschen auch zur Kundgebung derselben begeistern, und jetzt erst werden die wahren Großtaten des wahren Heroentums diese Erde verherrlichen. — Die politische Revolution,

die sich auf die Prinzipien des französischen Materialismus stützt, wird in den Pantheisten keine Gegner finden, sondern Gehilfen, aber Gehilfen, die ihre Überzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiösen Synthese, geschöpft haben. Wir befördern das Wohlsein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist mißachten, sondern weil wir wissen, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leib-lichen Erscheinung kundgibt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört oder aviliert, und der Geist dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revolution, das Saint-Just ausgesprochen: Le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: Le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volks, sondern für die Gottesrechte des Menschen. Hierin und in noch manchen andern Dingen unterscheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kost-bare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphen-tanz, Musik und Komödien. — Seid deshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner! Auf eure zensorischen Vor-würfe entgegnen wir euch, was schon ein Narr des Shakespeare sagte: ‚Meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?'“ Es ist natürlich zuletzt weiter nichts als ein schlechtverkappter Materialismus, wozu sich Heine hier be-kennt, aber er hat mit ihm viele Anhänger gefunden — selbst Gustav Frenssen gehört, wie schon angedeutet, in be-stimmter Beziehung zu ihnen — und vor allem unseren Sozialdemokraten schweben Nektar und Ambrosia usw. ver-lockend vor, und sie spielen sich uns schon jetzt als die Vertreter einer neuen Kultur, die das alles bringen wird,

auf. Es ist aber sehr zu befürchten, daß die Mittel des Zukunftsstaates doch nur für die berüchtigte schwarze Suppe reichen werden. Da ich annehme, daß diese einigermaßen meinem heimischen Schwarzsauer gleichen wird, soll sie mir willkommen sein, den Heine-Naturen und -Anbetern aber wird sie sicherlich sehr schwer im Magen liegen.

Daß Heine im ganzen politisch nicht weiter kam, beweisen seine Ausführungen über das Hambacher Fest (in dem Börne-Buche 1840), das er mit dem Wartburgfeste vergleicht: „Dort, auf Hambach, jubelte die moderne Zeit ihre Sonnenaufgangslieder und mit der ganzen Menschheit ward Brüderschaft getrunken; hier aber, auf der Wartburg, krächzte die Vergangenheit ihren obskuren Rabengesang, und bei Fackellicht wurden Dummheiten gesagt und getan, die des blödsinnigsten Mittelalters würdig waren! Auf Hambach hielt der französische Liberalismus seine trunkensten Bergpredigten, und sprach man auch viel Unvernünftiges, so ward doch die Vernunft selber anerkannt als jene höchste Autorität, die da bindet und löset und den Gesetzen ihre Gesetze vorschreibt; auf der Wartburg hingegen herrschte jener beschränkte Teutomanismus, der viel von Liebe und Glaube greinte, dessen Liebe aber nichts anderes war als Haß des Fremden, und dessen Glaube nur in der Unvernunft bestand, und der in seiner Unwissenheit nichts Besseres zu erfinden wußte, als Bücher zu verbrennen!“ Das ist das alte perfide Gerede; Heine wußte recht wohl, daß die Bücherverbrennung nur symbolisch gemeint war, wie einst die Verbrennung der Bannbulle durch Luther, und daß sie nicht etwa deutsche Geistesschätze traf. Zur Abwechslung bekennt er dann einmal, daß er im Kampfe Preußens gegen die katholische Kirche auf der Seite des gehaßten Preußen stehe („Pfaffen haben kein Vaterland, sie haben nur einen Vater, einen Papa in Rom“), aber der Haß gegen Rom gehört ja zum landläufigen Liberalismus, und bei Juden mag ihm noch die richtige Empfindung zu Grunde liegen, daß der letzte Kampf um die Weltherrschaft zwischen Rom und Judäa

ausgefochten werden wird — wenn das Germanentum, das Deutschtum nicht beiden doch noch einen Strich durch die Rechnung macht. Über die späteren, zu dem Bande Lutetia gesammelten Briefe aus Paris haben wir schon gesprochen: es ist eine Art Tendenz darin, Frankreich und Deutschland zu versöhnen, im Interesse des lieben Friedens, den Heine für seine Börsenspekulationen oder überhaupt seines Wohlbefindens wegen gebrauchte, dagegen wird auf das perfide Albion geschimpft. Im einzelnen finden sich hier, wie wohl schon gesagt, manchmal Lichtblitze: so prophezeit Heine die französische Republik und zugleich, daß sie bald wieder zu Grunde gehen werde, so tadelt er die Bourgeoisie und den Kapitalismus und beweist ein gewisses Verständnis für die aufkommenden sozialen Fragen. Doch liegt ihm die Sühne für den Judenmord in Damaskus freilich noch weit mehr am Herzen, das Lob Rothschilds wird in allen Tonarten gesungen und hie und da der Abscheu vor dem Kommunismus sehr kräftig ausgedrückt. Einige charakteristische Stellen seien mitgeteilt. Im Bericht XXIII heißt es: „Die Bourgeoisie, nicht das Volk, hat die Revolution von 1789 begonnen und 1830 vollendet, sie ist es, welche jetzt regiert, obgleich viele ihrer Mandatarien von vornehmem Geblüte sind, und sie ist es, welche das andringende Volk, das nicht bloß Gleichheit der Gesetze, sondern auch Gleichheit der Genüsse verlangt, bis jetzt im Zaum hielt. Die Bourgeoisie, welche ihr mühsames Werk, die neue Staatsbegründung gegen den Andrang des Volkes, das eine radikale Umgestaltung der Gesellschaft begehrt, zu verteidigen hat, ist gewiß zu schwach, wenn auch das Ausland sie mit vierfach stärkeren Kräften anfiele, und noch ehe es zur Invasion käme, würde die Bourgeoisie abdanken, die unteren Klassen würden wieder an ihre Stelle treten, wie in den schrecklichen neunziger Jahren, aber besser organisiert, mit klarerem Bewußtsein, mit neuen Doktrinen, mit neuen Göttern, mit neuen Erd- und Himmelskräften; statt einer politischen, müßte das Ausland mit einer sozialen Revolution in den Kampf treten.“ Schreckliche

neunziger Jahre — den Sanktum Justum hatte er nun also satt. Daß Heine seine Pension ehrlich zu verdienen suchte, zeigt die folgende Stelle im XXVII. Bericht: „Guizot ist kein Mann des starren Stillstandes, sondern des geregelten und gezeitigten Fortschritts. Die Feinde der Revolution würdigten ihn in dieser Beziehung weit besser als unsere Radikalen; jene haben wohl eingesehen, daß, während er das Regiment der Mittelklassen gegen den Ansturm der Proletarier schützt, er dennoch durch seine Unterrichtsreformen die unteren Klassen vorbereitete, im Laufe der Zeit, in allmählicher Entwicklung ohne gewaltsame Plötzlichkeit, an jenem Regiment einen ersprießlichen und segensreichen Anteil zu nehmen." Noch wärmer spricht sich über Guizot der Bericht XXXV aus, der dann auch den Kommunismus charakterisiert: „Die zerstörenden Doktrinen haben in Frankreich zu sehr die unteren Klassen ergriffen — es handelt sich nicht mehr um Gleichheit der Rechte, sondern um Gleichheit des Genusses auf dieser Erde, und es gibt in Paris etwa 400000 rohe Fäuste, welche nur des Losungswortes harren, um die Idee der absoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren Köpfen brütet. Von mehreren Seiten hört man, der Krieg sei ein gutes Ableitungsmittel gegen solchen Zerstörungsstoff. Aber hieße das nicht Satan durch Beelzebub beschwören? Der Krieg würde nur die Katastrophe beschleunigen und über den ganzen Erdboden das Übel verbreiten, das jetzt nur an Frankreich nagt; — die Propaganda des Kommunismus besitzt eine Sprache, die jedes Volk versteht; die Elemente dieser Universalsprache sind so einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt sich so leicht." Sogar bis zur leiblichen Abfindung mit der Militärherrschaft gelangt Heine (Bericht XXXVII): „Wohin aber führt diese Zersplitterung, diese Auflösung aller Gedankenbande, dieser Partikularismus, dieses Erlöschen alles Gemeingeistes, welches der moralische Tod eines Volkes ist? .... Also Soldatenwirtschaft wäre das Ende des Liedes, und die menschliche Gesellschaft bekäme wieder Einquartierung." Einmal kommt

es zu einer großen Zukunftsphantasie (Bericht XLII): Erst Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, dann die soziale Weltrevolution, darauf Gegenrevolution und zuletzt Despotismus („Es wird vielleicht alsdann nur einen Hirten und eine Herde geben, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorne, gleichblökende Menschenherde"). Hier und da taucht dann auch ein gesunder sozialer Gedanke auf („Die gesteigerte Not der unteren Volksklassen ist ein Gebrechen, das die unwissenden Feldscherer durch Aderlässe zu heben glauben, aber ein solches Blutvergießen wird eine Verschlimmerung hervorbringen. Nicht von außen, durch die Lanzette, nein, nur von innen heraus, durch geistige Medikamente, kann der sieche Staatskörper geheilt werden. Nur soziale Ideen können hier eine Rettung aus der verhängnisvollsten Not herbeiführen"), aber gleich darauf wird wieder geleugnet, daß man von einem Regiment der Bourgeoisie im allgemeinen reden könne, und es erfolgt die famose Verteidigung des Guizotschen Bestechungssystems. Als die Julimonarchie vorüber, findet sich Heine, wie erwähnt, sehr bald mit den neuen Zuständen ab, lobt Lamartine und die Revolution („Dieser Mann ist ein wahrhafter Prophet, er hat die Sprache und den Blick") und sogar die provisorische Regierung („Welch ein schöner Verein von wackern und begabten Männern, alle durchglüht von weltbürgerlicher Menschenliebe!"). Freilich, wenige Jahre später muß Lamartine dies Lob bitter büßen („er war immer zahm und sanftmütig", er „brüllte so zärtlich, süßlich, schmachtend wie in der Shakespeareschen Komödie Snug der Tischler"), dafür wird Napoleon III. angehimmelt („Es ist nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem französischen Thron sitzt, sondern derselbe Napoleon Bonaparte ist es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat" und außerdem „mein legitimer Souverän", da Heine einmal Untertan des Großherzogtums Berg war — man lasse sich die Begründung nicht entgehen!), und in gleichem Atem damit wird dem Kommunismus die Zukunft zugesprochen. Das ist die berühmte Stelle aus den „Geständnissen", die wir hier zum

Abschluß der Betrachtung des Politikers Heine nun noch ansehen müssen. Heine berichtet, daß die deutschen Philosophen „schonungslos und mit bacchantischer Lebenslust“ den Vorhang vom deutschen Himmel gerissen und gerufen hätten: „Seht, alle Gottheiten sind entflohen, und dort oben sitzt noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen, die Notwendigkeit“, und fährt dann fort:

„Ach, was damals so befremdlich klang, wird jetzt jenseits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatische Eifer mancher dieser Prädikanten ist entsetzlich! Wir haben jetzt fanatische Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er doch im Herzen ein verstockter Deist gewesen. Solange solche Doktrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Koterie-Sprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unsern philosophischen Petits-Soupers blasphemierten, unverständlich war — solange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen esprits forts, wovon die meisten jenen liberalen Grand-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verscheuchen suchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Tranlampen leuchteten, als ich sah, daß Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende. — Um die Wahrheit zu sagen, es mochte nicht bloß der Ekel sein, was mir die Grundsätze der Gottlosen verleidete und meinen Rücktritt veranlaßte. Es war hier auch eine gewisse weltliche Besorgnis im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich sah nämlich, daß der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündnis geschlossen mit dem schauderhaft nacktesten, ganz feigenblattlosen, kommunen Kommunismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich nichts gemein mit der Furcht des Glückpilzes, der für seine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten; nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsere ganze moderne Zivilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten

Arbeiten unserer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht sehen. Fortgerissen von der Strömung großmütiger Gesinnung, mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsere Partikularinteressen dem Gesamtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern; aber wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die einen das Volk, die andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränetät bereits längst proklamiert worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritte dieses täppischen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffiniertesten Genüssen — die Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimat, wie im Exil — aber die reinliche, sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: Ich würde meine Hand waschen, wenn mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte. — O das Volk, dieser arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel schamloser als die Höflinge von Byzanz und Versailles, ihm ihren Weihrauchkessel an den Kopf schlugen. Diese Hoflakaien des Volkes rühmen beständig seine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeistert: ‚Wie schön ist das Volk! wie gut ist das Volk! wie intelligent ist das Volk!' — Nein, ihr lügt. Das arme Volk ist nicht schön; im Gegenteil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit entstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht schaden, und wir werden dann ein Volk sehen, daß hübsch propre ist, ein Volk, das sich gewaschen hat. Das Volk, dessen Güte so sehr gepriesen wird, ist gar nicht gut; es ist manchmal so böse, wie einige andere Potentaten. Aber seine Bosheit kommt vom Hunger; wir müssen sorgen, daß das souveräne Volk immer zu essen habe; sobald allerhöchst dasselbe gehörig gefüttert und gesättigt sein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die andern. Seine Majestät das Volk ist ebenfalls nicht sehr intelligent; es ist vielleicht dümmer als die andern, es ist fast so bestialisch dumm, wie seine Günstlinge. Liebe und Vertrauen schenkt es nur denjenigen, die den Jargon seiner Leidenschaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haßt, der die Sprache der Vernunft mit ihm spricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. So ist es in Paris, so war es in Jerusalem. Laßt dem Volk die Wahl zwischen

dem Gerechtesten der Gerechten und dem scheußlichsten Straßenräuber, seid sicher, es ruft: ‚Wir wollen den Barabbas! Es lebe der Barabbas!‘ Der Grund dieser Verkehrtheit ist die Unwissenheit; dieses Nationalübel müssen wir zu tilgen suchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbröten und sonstigen Nahrungsmitteln unentgeltlich erteilt werde. — Und wenn jeder im Volke in den Stand gesetzt ist, sich alle beliebigen Kenntnisse zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk sehen. — Vielleicht wird dasselbe am Ende noch so gebildet, so geistreich, so witzig sein, wie wir es sind, nämlich wie ich und du, mein teurer Leser, und wir bekommen bald noch andere gelehrte Friseure, welche Verse machen wie Monsieur Jasmin zu Toulouse, und noch viele andere philosophische Flickschneider, welche ernsthafte Bücher schreiben, wie unser Landsmann, der famose Weitling. — Bei dem Namen dieses famosen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komischen Ernste die Szene meines ersten und letzten Zusammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtnis herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe seiner Himmelsburg alles sieht, lachte wohl herzlich über die saure Miene, die ich geschnitten haben muß, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergesell entgegentrat und sich als einen Kollegen ankündigte, der sich zu denselben revolutionären und atheistischen Doktrinen bekenne. Ich hätte wirklich in diesem Augenblick gewünscht, daß der liebe Gott gar nicht existiert haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beschämung sähe, worin mich eine solche saubere Genossenschaft versetzte! Der liebe Gott hat mir gewiß alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demütigung in Anschlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotentums, bei jenem kollegialischen Zusammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meisten verletzte, war der gänzliche Mangel an Respekt, den der Bursche an den Tag legte, während er mit mir sprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm stand, saß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand sein zusammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, so daß er mit dem Knie fast sein Kinn berührte; mit der anderen Hand rieb er beständig dieses Bein oberhalb der Fußknöchel. Diese unehrerbietige Positur hatte ich anfangs den lauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeschrieben, doch er belehrte mich eines Besseren, als ich ihn befrug, warum er beständig in erwähnter Weise sein Bein riebe? Er sagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigsten Tone, als handle es sich von einer Sache, die ganz natürlich, daß er in den verschiedenen deutschen Gefängnissen, worin er gesessen, gewöhnlich mit Ketten belastet worden sei; und da manchmal der eiserne Ring, welcher das Bein umschloß, etwas zu eng gewesen, habe er an jener Stelle eine jückende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen

veranlasse, sich dort zu reiben. Bei diesem naiven Geständnis muß der Schreiber dieser Blätter ungefähr so ausgesehen haben, wie der Wolf in der äsopischen Fabel, als er seinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an seinem Halse so abgescheuert sei, und dieser zur Antwort gab: ‚Des Nachts legt man mich an die Kette.‘ — Ja, ich gestehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider solchermaßen mit seiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten sprach, womit ihn die deutschen Schließer zuweilen belästigten, wenn er im Loch saß. — ‚Loch! Schließer! Ketten!‘ lauter fatale Koteriewörte einer geschlossenen Gesellschaft, womit man mir eine schreckliche Vertrautheit zumutete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphorischen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anstand tragen kann, und die sogar bei Leuten von gutem Ton in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geschlossenen Gesellschaft sind Ketten gemeint in ihrer eisernsten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eisernen Ring ans Bein befestigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von solchen Ketten sprach. Nicht etwa die Furcht vor dem Sprichwort: ‚Mitgefangen, mitgehangen!‘ nein, mich schreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden. — Seltsame Widersprüche in den Gefühlen des menschlichen Herzens! Ich, der eines Tags zu Münster mit inbrünstigen Lippen die Reliquien des Schneiders Jan von Leyden geküßt hatte, nebst den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt und die man noch heutzutage vor dem Rathause zu Münster aufbewahrt, — ich, der dem toten Schneider einen enthusiastischen Kultus gewidmet: ich empfand eine unüberwindliche Aversion vor der Annäherung des lebendigen Schneiders, des Mannes, welcher doch ein Apostel und Märtyrer derselben Sache war, für die Jan von Leyden, der König von Zion, glorreichen Andenkens, gelitten. Ich vermag dieses Phänomen, diese Verirrung des menschlichen Geistes, nicht zu erklären, und ich beschränke mich darauf, die Tatsache hier zu konstatieren, eine wie ungünstige und harte Deutung ein solches Geständnis auch erfahren mag. — Dieser Weitling, der jetzt verschollen, war übrigens ein Mensch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und sein Buch, betitelt: ‚Die Garantien der Gesellschaft‘, war lange Zeit der Katechismus der deutschen Kommunisten. Die Anzahl dieser letzteren hat sich in Deutschland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und diese Partei ist zu dieser Stunde unstreitig eine der mächtigsten jenseits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubensarmee, die vielleicht nicht sonderlich diszipliniert, aber in doktrineller Beziehung ganz vorzüglich einexerziert ist. Diese deutschen Handwerker bekennen sich größtenteils zum krassesten Atheismus, und sie sind gleichsam verdammt, dieser trostlosen Negation zu huldigen, wenn sie nicht in einen Widerspruch mit ihrem Prinzip, und somit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Diese Kohorten der Zerstörung, diese Sappeure,

deren Art das ganze gesellschaftliche Gebäude bedroht, sind den Chartisten Englands und den Gleichmachern und Umwälzern in anderen Ländern unendlich überlegen, wegen der schrecklichen Konsequenz ihrer Doktrin; denn in dem Wahnsinn, der sie antreibt, ist, wie Polonius sagen würde, Methode. Die englischen Chartisten werden nur durch den Hunger, und nicht durch eine Idee getrieben, und sobald sie ihren Hunger mit Roastbeef und Plumpudding und ihren Durst mit gutem Ale gestillt haben, werden sie nicht mehr gefährlich sein; gesättigt, fallen sie wie Blutegel zur Erde. Die mehr oder minder geheimen Führer der deutschen Kommunisten sind große Logiker, von denen die stärksten aus der Hegelschen Schule hervorgegangen, und sie sind ohne Zweifel die fähigsten Köpfe und die energievollsten Charaktere Deutschlands. Diese Doktoren der Revolution und ihre mitleidslos entschlossenen Jünger sind die einzigen Männer in Deutschland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört die Zukunft. Alle anderen Parteien und ihre linkischen Vertreter sind tot, mausetot und wohl eingesargt unter der Kuppel der St. Paulskirche zu Frankfurt. Ich spreche hier weder Wünsche noch Beklagnisse aus; ich berichte Tatsachen, und ich rede die Wahrheit."

Diese Ausführungen kann man nun wirklich als den Abschluß der politischen und auch der Weltanschauung Heines ansehen, und ich habe sie ganz mitgeteilt, weil sie mit einigen schon früher angeführten Tatsachen doch immerhin seine Stellung in der Sozialdemokratie erklären, wenn auch der sozialdemokratische Parteiheilige Heinrich Heine immer eine höchst komische Figur bleibt. Was Heine veranlaßte, sich hier so offen zur Zukunft des Kommunismus zu bekennen, war natürlich erstens seine Todkrankheit — ihm konnte die Sache nun gleichgültig sein —, zweitens aber, daß die großen Logiker aus der Hegelschen Schule, Marx und Lassalle, Juden und ihm, wenigstens der letztere, befreundet waren, drittens aber die allgemeine jüdische Freude am Destruktivismus. Im ganzen haben wir auch hier natürlich wieder nicht mehr als den üblichen Feuilletonismus, die einzige positive Idee, die sich findet, die, daß Seife, Butterbröte und Unterricht dem Volke auf die Beine helfen würden, ist ururalte Aufklärung. Wir haben ja nun mehr als ein Menschenalter Seife, Butterbröte, Unterricht und selbst Zeitungen für breitere Volkskreise, man darf sagen, für alle besseren Arbeiter gehabt, aber man kann nicht eben sagen, daß sich die geistige Kultur

unseres Volkes dadurch sehr gehoben habe, im Gegenteil, das geistige Niveau ist zweifellos gesunken, selbst der gesunde Menschenverstand hat an Boden verloren, aber das Mundwerk ist freilich ausgebildet worden und die Begehrlichkeit stetig gewachsen. Und man ruft noch immer Barabbas. Es ist anzunehmen, daß das auch in Zukunft, selbst im sozialdemokratischen Zukunftsstaate, wenn wir alle gleich gewaschen, gleich gefüttert und gleich unterrichtet sein werden, so bleiben wird. Nicht, daß ich das „Volk“ unterschätzte —, ich sehe überhaupt immer nur die ganze Nation, ich unterscheide niemals zwischen oben und unten, zwischen berufenen Oberen und unberufenen Unteren, ich bin immer der Ansicht gewesen, daß es, um mich derb auszudrücken, ebensogut gebildete wie ungebildete Esel gibt. Aber Kultur beruht eben auch nicht allein auf Seife und Unterricht, sonst müßten die Menschen der oberen Klassen ja längst wahre Wundertiere sein, Kultur beruht auf angeborener und lebendig und gesund erhaltener Volkskraft. Wiederum habe ich nie einsehen können, weshalb diese nicht ebensogut im Adel, der ja größtenteils doch kriegerischen Ursprungs ist, und im höheren Bürgertum stecken sollte, wie weiter unten, wo ich selbst zu Hause bin. Von dorther brauchen wir freilich den natürlichen Aufstieg.

Doch, es ist hier nicht der Ort, meine eigene Weltanschauung darzulegen. Was die Heines anlangt, so wird man doch wohl zugeben müssen, daß sie nicht eben tief, geschlossen und wohlbegründet war. Nur ein einziges Mal entsinne ich mich, über Heines Geist wirklich erstaunt zu sein, nicht bei der Lektüre seiner Werke, bei der eines weggelassenen Stückes, das Karpeles mitteilt: „Wisse, die Zeit ist unendlich, aber die Dinge in dieser Zeit sind endlich; sie können zwar in die kleinsten Teilchen zerstieben, doch diese Teilchen, die Atome, haben ihre bestimmte Zahl, und bestimmt ist auch die Zahl der Gestalten, die sich, Gott selbst, aus ihnen hervorbilden; und wenn auch noch so lange Zeit darüber hingeht, so müssen, nach den ewigen Kombinationsgesetzen

dieses ewigen Wiederholungsspieles, alle Gestalten, die auf dieser Erde schon gewesen, wieder zum Vorschein kommen, sich wieder begegnen, anziehen, abstoßen, küssen, verderben, vor wie nach." Herrgott, das ist ja, rief ich aus, Nietzsches ewige Wiederkehr, und schon wollte ich die Priorität dieser famosen Idee von dem ernsten Philosophen auf den leichtsinnigen Dichter übertragen, als mir glücklicherweise einfiel, daß sie keinem von beiden, sondern dem guten Kapitän Marryat gehört, der sie in „Peter Simpel", freilich als fixe Idee eines alten Seemanns, zuerst aufgebracht. Heines Weltanschauung aber, wollen wir sagen, war wie seine politischen Anschauungen ein Gemisch aus wohlfeilem Opportunismus und jüdischem Destruktivismus und änderte sich nach Bedarf. Treu geblieben ist Heine nur dem Haß gegen die Nationalität, insonderheit die deutsche, und dem Haß gegen Christentum und Kirche. Ich habe den letzteren, der sich natürlich auch öfter unter Giftblumen versteckt, kaum zu Worte kommen lassen; es war auch nicht nötig; denn das Geschrei gegen die „Pfaffen" klingt aus jedem Munde so ziemlich gleich, und blasphemische Witze unterscheiden sich auch nicht viel voneinander. Nur die gemeinste Äußerung gegen das Christentum möge hier noch stehen: „Es gibt schmutzige Ideenfamilien", schrieb Heine einmal, „zertritt man eine dieser Ideenwanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Christentum, das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet." In der Tat ist allein die jüdische Abstammung der Grund des Christentumshasses Heines. Eben darum läßt uns seine „Bekehrung" auch so fürchterlich gleichgültig, wir sehen eben nur, wie der Jude wieder durchkommt. Da haben wir übrigens in gewissem Betracht auch Samuel Lublinski als Zeugen, der da schreibt: „Heines Deismus auf dem Krankenlager stammt ganz und gar aus dem Judentum, ganz und gar aus dem Alten Testament. Wer unbefangen die ‚Geständnisse' liest oder das Vorwort zum ‚Romancero',

wird daran füglich nicht zweifeln. Die finstere, alttestamentarische Nüchternheit dieses Jehovah hielt seinen Bekenner davon ab, in die mystische Zerknirschung anderer bekehrter Romantiker zu versinken." Nur, daß Heine nie ein Romantiker gewesen, wäre hierzu etwa noch zu bemerken. — Ist Heines „positive" Weltanschauung wesentlich jüdisches Rassegefühl mit seinen Zu- und Abneigungen, so gibt's freilich auch noch eine, die man nicht hat, sondern die sich nur durch einen verkörpert; man ist ja nicht bloß Jude oder Germane, man ist auch Produkt der Weltgeschichte, Sohn der Zeit, und von dieser Seite her ist nach Strodtmann namentlich Wilhelm Bölsche dem Problem Heine nähergetreten. Die Frage lautet nun nicht mehr: Was dachte oder glaubte Heine? sondern: Was war er? Was repräsentiert er historisch? Nachdem Bölsche zuerst ein ziemlich jugendliches Buch über Heine geschrieben, über das Franz Sandvoß allerlei sehr Gutes zu bemerken wußte, was Bölsche dann bloß sehr komisch fand (die bequemste Art, unbequeme Kritik loszuwerden), nahm er das Thema in seiner Essay-Sammlung „Hinter der Weltstadt" noch einmal wieder auf und gab den Aufsatz „Heine im Abendrot seines Jahrhunderts", der mit Lublinskis Ausführungen das einzige in der modernen Heine-Literatur ist, was man ernst nehmen kann. Ganz ernst? Ich weiß doch nicht recht. Was Bölsche schreibt, sieht ja nach etwas aus, aber man muß bei jedem Satze genau zusehen, ob denn auch wirklich etwas dahinter ist. Für Bölsche lebt Heine, ist er niemals gestorben: „Aus dem roten, rußigen Qualm da unten schien es aufzuwogen von riesenhaften Gestalten, bald im Schatten, bald im Licht, ein Titanenkampf. Und dieser Mann war mitten darunter, unentwegt. Der Genius der Menschheit hielt seinen unzerstörbaren Schild über ihn, und er stand aufrecht wie einer jener naiven gottverbündeten homerischen Helden, die lächelnd wie ein Kind auf ihrem Streitwagen sausen, und die Speere biegen sich krumm in der blauen Luft, weil eine Göttin unsichtbar ihren Schleier vor sie wirft." Na, ich will die

Bölschesche „Poesie" lieber nicht zerpflücken — der naive gottverbündete homerische Held Heine wirkt gar zu schön. Eher scheint es Sinn zu haben, wenn Bölsche die „ungeheure Widerstandskraft" in Heine rühmt, „die fabelhafte Energie, mit der er überhaupt stehen geblieben ist, die Fähigkeit, eine Generation um die andere immer wieder zu zwingen, daß sie sich vor ihm in Freund und Feind teilt und dann angesichts dieser immer erneuten Teilung mit all ihrem Sturm der Liebe und des Hasses unerschütterlich stehen zu bleiben." „Hier", meint Bölsche, „liegt ein Kriterium der Größe, das zunächst Freund und Feind selber und die Frage, wer von ihnen recht hat, gar nichts angeht." Ja, das wäre wahr, wenn nicht Heine doch bis zu einem hohen Grade künstlich am Leben erhalten würde, nämlich von seiner Rasse, die ihn uns Deutschen sozusagen immer wieder von neuem aufzwingen, ihn absolut als größten Dichter nach Goethe bei uns durchsetzen will. Auch Bölsche wird nicht leugnen, daß wenigstens ein Teil des Heine-Ruhms auf die nie aussetzende Heine-Propaganda der die deutsche Presse beherrschenden Juden zurückzuführen ist. Es hat Zeiten gegeben, wo Heine ziemlich zurückgetreten war, so nach 1848, wie Goedeke konstatiert und Campe durch den zitierten Brief an Heine bestätigt, so in den ersten siebziger Jahren, wo, wie man aus Goedekes „Grundriß" ersehen kann, fast nichts über ihn erschienen ist. Dann, zumal nach dem Freiwerden seiner Werke, entsteht aber etwas wie eine Heine-Philologie, und zugleich setzt das Bestreben, dem Dichter ein deutsches Denkmal zu setzen, ein, das nun schon zum zweiten Male ganz Deutschland in Aufruhr bringt. Wäre Heine, das kann man ruhig sagen, kein Jude, sondern nur ein deutscher Dichter und Feuilletonist, es würde schon sehr stille von ihm sein. Also, der Schluß Bölsches, daß Heine ein Riesenkerl gewesen, weil er Freund und Feind in Bewegung setzt und noch jetzt ganz bedeutende Gegner gegen sich ins Feld ruft, ist nicht ohne weiteres richtig. Von den Gegnern nennt Bölsche Treitschke, den er geschmacklos als unseren Hofhistoriographen bezeichnet, Viktor Hehn

und Sandvoß und sucht nun zu beweisen, daß Männer von beträchtlichem ästhetischen Feingefühl wie die beiden erstgenannten der Kraft Heines gegenüber „aus ihrer eigenen ästhetischen Haut herausfahren", also ungerecht werden. Aber die Beispiele, die er zuerst bringt, Hehns Behauptung, „Betend, daß Gott dich erhalte" sei eine Blasphemie, „weil Heine gar nicht beten konnte", und Treitschkes nach Bölsche falsche Auffassung des bekannten Verses „Nur wenn wir im Kot uns fanden", haben doch mit Ästhetik gar nichts zu tun, sind die Person Heines betreffende subjektive Anschauungen, über die sich streiten läßt, und das dritte Beispiel, Hehns Tadel der Nachtigallenlaute in der Heinischen Lyrik, ist erst recht kein Beweis der ästhetischen Ungerechtigkeit, da der Nachtigallenunfug Heines doch notorisch ist. Nein, nein, so geht es nicht, und die Schlüsse, die Bölsche aus dieser angeblichen Verwirrung ästhetischer Naturen zieht (u. a. daß man mit solchen Mitteln Goethe „als Karnevalsposse" hinstellen könnte), sind viel zu kühn. Möge Bölsche einmal die Urteile Treitschkes über „Atta Troll" und „Deutschland. Ein Wintermärchen" nachlesen, dann wird er zu etwas anderer Anschauung kommen und jeder ästhetisch Urteilsfähige mit ihm. Auch die Leute, die er für Heine anführt, hätte er mit größerer Vorsicht wählen sollen: Chamisso hat Heine, der auf ihn nach Hitzigs Ausdruck förmlich Jagd machte, zwar für einen Dichter gehalten, aber doch 1836 erklärt, daß er zu einem gemeinsamen Wirken seinen Namen dem Heines nicht gesellen würde; Alexander von Humboldt, der spätere, der Klatschgenosse Varnhagens, kommt hier wohl auch nicht in Betracht, Hermann Hüffer bedeutet ästhetisch gar nichts, und Gerhart Hauptmanns Urteil — nun, ich will höflich sein. Also, der eminent starke Kerl Heine ist durch das Für und Wider seiner Freunde und Gegner kaum nachzuweisen, zumal, wenn man bedenkt, daß Gegner und Freunde oft eigentlich nicht Heine, sondern das Judentum meinen. Auch das weitere Argument Bölsches: der Mann ist so stark, daß er heute noch sein Denkmal in Deutschland dauernd verhindert, er-

ledigt sich rasch, schon durch Bölsches weitere Ausführung: „Herrn Piepmeyer aus Schilda kann das unmöglich passieren. Sein Denkmal ist sicher, sobald nur der Name Piepmeyers, des Allverehrten, erklingt. Heine versteht es noch heute, vor Herrn Piepmeyer etwas voraus zu haben. Keiner seiner kleinsten Erfolge, und wieder eine ganze Armee geschlagen." Dergleichen Argumentation mag ja für den „Simplizissimus" oder die „Jugend" gut genug sein. Wenn Bölsche dann erwähnt, daß ihm Heines kleine Liedchen in seiner Jugend mitgeteilt wurden „wie ein deutsches Volkslied", wenn er das „Buch der Lieder" auf einer stillen Wanderschaft sieht, wie es eine zarte Hand der andern weitergibt und es sich einbürgert in ganz weichen, sensiblen, romantischen Gemütern, wenn er darauf den sozialdemokratischen Redner Heine als „unsern Dichter" feiern hört, so kommt er wenigstens auf den Boden der Tatsachen zurück, aber auch hier bleibt er keineswegs einwandfrei: Nicht die „kleinen Lieder" Heines wirken als deutsches Volkslied, sondern eben nur die „Lorelei", die kleinen Lieder sind, wie schon bemerkt, meist auf den Salon beschränkt geblieben; auch haben die zarten Hände der letzten weiblichen Generationen in Deutschland eher Geibels Gedichte als das „Buch der Lieder" weitergegeben, dieses letztere lesen mehr die Jünglinge und eher wegen der Sottisen- und sonstigen bedenklichen Gedichte als wegen der romantischen Lyrik (ich kann hier natürlich nur meine Erfahrung geben, aber die hat wohl genau so viel Wert als die Bölschesche); endlich, wenn die Sozialdemokraten „unsern Dichter" priesen, so dachten sie nicht an den Dichter Heine, sondern an den Politiker, den ich oben gekennzeichnet habe, vielleicht noch an den frechen Spötter in allerlei Versen, gewiß aber nicht an den Verfasser „trotziger Freiheitsverse", wie Bölsche sagt — denn, um Vergebung, trotzige Freiheitsverse gibt es bei Heine gar nicht, die muß man bei Herwegh oder Freiligrath suchen, Heines politische Lyrik ist samt und sonders Räsonnementspoesie. Doch, wir wollen endlich zu der Bölscheschen Erklärung des Phänomens Heine und zu dessen angeblicher Weltanschauung

kommen. In Heine sollen sich nach Bölsche zwei große Linien seines Jahrhunderts kreuzen: „Im achtzehnten Jahrhundert wird zuerst ein Gedanke allmächtig. Die Idee, daß alles treibt, alles in Fluß geraten kann, daß es keine ewigen Institutionen gibt. Nirgendwo. Religiös nicht, moralisch nicht, sozial nicht, ästhetisch nicht. Alles fließt, zerfließt zu seiner Zeit, ordnet sich neu. Das Wesen der Dinge ist nicht ein gegebenes Gesetz, sondern eine Entwickelung. Im Januskopfe der Weltgeschichte ist nicht das abgewandte Antlitz, das hinter den Wolken der Vergangenheit die unzerstörbare Offenbarung sucht, der Steuermann, sondern das vorwärtsschauende, vor dem ewig neue Küsten blauen ... Es ist Tatsache, daß alles donnernd fließt. Aber ist diese Tatsache eine gute oder schlechte? Es sind zwei ganz verschiedene Antworten denkbar. Die eine ist pessimistisch, die andere optimistisch. Beide erkennen den Sturm der Dinge an. Aber der einen ist er bloß Sturm, Spektakel, Unruhe. Der anderen ist er siegende Logik, der Fortschritt, die wirkliche Entwicklung zur höheren Harmonie." Heine wird nun folgendermaßen in diese Entwicklung hineingestellt: „In seiner Jugend ist er romantischer Pessimist mit einem frühalten, unreif alten Zuge, den seine Zeit hat als Wellental einer wilden Epoche, die jeden Überblick verloren hat. Auf der Höhe seiner Kraft ist er sozialer, ethischer Optimist, stolz getragen von einem Wellenkamm, den er sich mit erobert, den Blick auf ungeheuren sozialen und ethischen Fernen. In der Krankheit, die seinem kurzen Leben zugleich das wirkliche Alter ist, fühlt er dann ein philosophisches Manco, das in beiden Phasen seines Lebens war." Dieses Manco wird später so umschrieben: „Was wird im Emporgang der großen Menschheitsentwicklung aus den Milliarden Individuen, die unablässig herbstlich abregnen wie welkes Laub, während der Baum wächst?" und Bölsche fügt hinzu: „Es hätte noch eines neuen, noch tieferen gedanklichen Sichversenkens in den großen Entwicklungsstrom bedurft, um nochmals die Auferstehung des Ideals auch für diese Entwicklungsfrage zu

finden." Ich bin diesen Ausführungen schon in meiner Literaturgeschichte entgegengetreten: „Zunächst einmal gilt denn doch", sagte ich dort, „neben dem ‚alles fließt' auch noch das ‚alles bleibt'; denn da die Mutter Erde besteht und das Weltgetriebe noch immer durch Hunger und Liebe und vielleicht ein bißchen Kunst und Wissenschaft gelenkt wird, so dürfte neben der radikalen doch auch die konservative Weltanschauung einige Berechtigung haben." Heute scheint mir Bölsches Entwicklungsweisheit, die auf Kolumbus und Kopernikus, auf die Bauern des Bauernkriegs und Giordano Bruno, auf Rousseau und Goethe, auf die französische Revolution und die Romantik, auf Schopenhauer und Darwin exemplifiziert, noch zweifelhafter; meiner Ansicht nach stimmt Bölsches Grundanschauung, die er durch das Bild vom Januskopfe mit dem rückwärts und dem vorwärts gewandten Antlitz verdeutlicht, überhaupt nicht — will man die Menschheit so teilen, so muß man von dem Blick, der nach oben und dem, der nach unten schaut, reden: nicht nach fernen blauen Küsten streben die ernsten Geister der Menschheit seit der Reformation, sondern zum Grundwesen der Dinge hinab. Oder um ein Hebbelsches Wort zu gebrauchen, sie wollen nicht neue und unerhörte Institutionen, sie wollen nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, wollen, daß sie sich auf nichts als Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußeren Haken, an dem sie bis jetzt zum Teil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen. Wie wäre auch die ungeheure Arbeit sowohl der Philosophie wie der Naturwissenschaft möglich gewesen, wenn nur der Glaube an das „Alles fließt" bestanden, wenn nicht jeder Forscher die Überzeugung gehabt hätte, daß hinter dem Fluß der Erscheinungen doch die ewige Kraft, eine nach Gesetzen gestaltende und also auch ewig wiederkehrende oder doch nach bestimmten Analogien gebildete Erscheinungen hervorbringende Kraft vorhanden sei? Ich kann hier auf die Bölscheschen Ausführungen im einzelnen

natürlich nicht eingehen, aber das ist doch jedenfalls unrichtig, wenn er Goethe zuerst vornehmlich als Revolutionär faßt und meint, daß mit dem Dichter des „Prometheus" eine ganze Flotte Glaube, Altväterweisheit, Rücksicht, ästhetische Unfreiheit in die Luft gegangen sei, und dann eine partielle Resignation bei ihm annimmt, bei der ihm die Politik als „hoffnungsloser Dünensand" erschienen sei. Nein, Goethe war gewiß ein Werkzeug des Fortschritts, hat gewiß die Idee gehabt, daß die Ideale von dieser Welt seien und in der realen Entwicklung lägen, aber in seiner Prometheusstimmung ist nicht das Revolutionäre, der Trotz gegen die Götter, sondern das „hier sitz ich, forme Menschen" das Wesentliche und Bestimmende, und bis zuletzt bleibt Goethe sich gleich, bis zuletzt glaubt er in Leben, Kunst und Wissenschaft an das Schaffen, wie er denn auch nicht die Politik im allgemeinen für Dünensand hielt, sondern nur das allgemeine Liberalisieren, demgegenüber er sich sehr bestimmt (zu Eckermann) für eine nationale Politik erklärt: „Wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was einem Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält." Der „tiefe Kern der Nation", das Verständnis dafür, das ist so etwas Bleibendes, das uns die moderne Entwicklung seit der Reformation verschafft hat, und man könnte recht wohl den Satz aufstellen, daß die ganze Entwicklung kein anderes Ziel gehabt habe, als die Völker zur Selbsterkenntnis zu bringen und sie zu veranlassen, den Schwerpunkt alles künftigen Fortschritts eben in das eigene Wesen zu verlegen. Nicht ferne blaue Küsten, sondern bewußte Arbeit aus der Volkskraft heraus, im Geiste der Volksnatur zur Schaffung

einer möglichst hohen und möglichst besonderen nationalen Kultur! Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt dann auch die deutsche Romantik ein anderes Gesicht, sie erscheint nicht mehr als bloße Reaktion der Poeten gegen den furchtbaren allgemeinen Sturm, sondern als neues Hineinleben in das deutsche Volkstum — und Heinrich Heine tritt dann ganz so wurzellos hervor, wie er in der Tat war, erscheint als ein Pseudoromantiker, der nur die falsche Lehre einzelner Romantiker vom schlechthin genialen Individuum übernahm, weiter nichts. So lehnen wir denn auch die Bölschesche Charakteristik Heines ab: Ja, den frühreif alten Zug hat Heine, aber nicht als Erbteil der Romantik, sondern aus eigenen Lebenserfahrungen, von Pessimismus kann aber kaum die Rede sein — man halte nur die kecken Reisebilder neben die Lyrik —, nur die Weltschmerzpose von Byron her findet sich. Auch ist die Zeit der Restauration nicht ohne weiteres „Wellental einer wilden Epoche", sie ist in Kunst und Wissenschaft in Frankreich wie in Deutschland unbedingt energisch vorwärts strebend, erst nach 1830 tritt bei uns in Deutschland die Periode des Skeptizismus und der „Mißstimmung" ein — Bölsche möge darüber einmal Julius Harts Ausführungen im „Neuen Gott" nachlesen. Diese Dreißiger Jahre sind aber ja die Zeit, wo Heine auf der Höhe seiner Kraft ist, sie zeitigen seine „Weltanschauung" — nur schade, daß man dabei von einem Wellenkamm, den er sich mit erobert, „den Blick auf ungeheuren sozialen und ethischen Fernen", nichts merkt. Ich denke, wir haben angelegentlich genug nach Ideen bei Heine geforscht und nichts gefunden als einen als Pantheismus verkappten Materialismus halb junghegelischen, halb saintsimonistischen Ursprungs. Ganz unrichtig ist Bölsches Ausführung über die letzte Phase der Heinischen Entwicklung. Die Heinischen Klagen über den zwecklosen Untergang des Individuums finden sich schon viel früher, sind, wie wir gesehen haben, mit den Freiheitshymnen auf dem Schlachtfeld von Marengo verbunden. Allerdings ist Heines

letzte Periode wieder pessimistisch, aber von wirklicher Weltanschauung und gar aus dem schwer empfundenen philosophischen Motiv des zwecklosen Untergangs des Individuums heraus kann dabei gar nicht die Rede sein, es ist weiter nichts als das Wutgeheul des sterbenden Epikureers oder der völlige Nihilismus, den wir bei geistreichen, materialistisch gesinnten Juden zum Schluß öfter finden. Bölsche begeht dann noch den schweren ästhetischen Fehler, daß er den Heine der mittleren Periode als Dichter am höchsten stellt: „Richard Wagner hat ihn einmal einen politischen Bänkelsänger genannt. Wer in diesem Jahrhundert hat sich als Dichter in den Strudel der freiheitlichen, der politisch-sozialen Dinge gestürzt, ohne diesem Vorwurf zu verfallen, der so leicht ist, wenn man einen Dichter auf jeden Fall vernichten will; wird er politisch, so heißt er Bänkelsänger, und bleibt er weltferner Dichter, so heißt er gesinnungslos! — Das Wunderbare aber an Heine ist, wie stark inmitten dieser Gefahr er eben als Dichter geblieben ist. Immer und in jeder Zeile hat er die echteste Dichterform gewahrt, mochte auch der Inhalt noch so sehr für den Moment sein. Der Lohn ist ihm geblieben. Die Dichtung hat die Momente herausgerissen. Heute noch wirken kleine Augenblicksbildchen von damals, wie die Kapitel des Wintermärchens, mit einer siegenden Gewalt. Sie wirken noch agitatorisch, hört man. In Wahrheit ist es der Triumph der Dichtung, die aus Vergänglichem ewig Typisches geschaffen hat. Keiner im ganzen Jahrhundert steht hier neben Heine. Die Kulturgeschichte der Zukunft wird ihn an dieser Stelle finden als einen einzig Gewaltigen — und wenn auch alles an Ideen selber vermorscht und verschollen wäre, was er verfochten hat, bis zu dieser ‚Zukunft'. — Es ist aber einstweilen nirgendwo abzusehen, daß diese Ideen sobald vermorschen sollten." Das ist hahnebüchen! Die Augenblicks-Bildchen des „Wintermärchens", die Dingelstedts Bilder im „Nachtwächter" keineswegs erreichen — denn sie sind feuilletonistisch, während Dingelstedt seine Bilder ausgestaltet, vgl.

auch Hebbels Zeugnis! —, einzig im ganzen Jahrhundert! Ich habe noch einmal gezählt, es sind im ganzen sechs Stellen im „Wintermärchen“, die etwas wie ein Bild ergeben, die auf etwas Geschautes zurückgehen und uns das Nachschauen ermöglichen, der ungeheure Rest ist bloßes Raisonnement. Über die „Ideen“ des berüchtigten Werkes brauche ich wohl nichts mehr zu sagen. Bölsche möchte Heine durchaus zum Prototyp des modernen Menschen stempeln, aber leider, es langt bei Heine in keiner Beziehung, und so erhalten wir zwar geistreiche, aber leere Konstruktionen.

Da ist Lublinski vernünftiger: „Heine war Romantiker. Oder mit anderen Worten: Heine sah die ganze Welt nur unter dem Gesichtswinkel des genialen Individuums.“ Des genialen Individuums, das er zu sein glaubte, füge ich hinzu, oder, das er absolut sein wollte. Ich kann auf die Ausführungen Lublinskis nicht mehr in dem Maße eingehen wie auf die Bölsches, aber ich will sie bei meiner eigenen Entwicklung der Persönlichkeit Heines stetig, wenn auch nicht stets wörtlich, heranziehen. In dem Mittelpunkte der Persönlichkeit Heines steht für mich nicht sein Talent, wie das sonst bei den Dichtern der Fall ist, sondern seine Eitelkeit, ich sage ruhig, seine jüdische Eitelkeit; denn ich halte — man kann es ja bestreiten — die jüdische Rasse für weit eitler als unsere germanische. Und wenn Lublinski sagt: „Heine huldigte zeitlebens nur dem Kult der großen Persönlichkeit, und sein heißer, übrigens echt romantischer Drang war darauf gerichtet, seine Individualität auszuleben und, als Lebenskünstler im großen Stil, alles aus sich herauszuholen, was in ihm lag“, wenn er Heine einen unruhigen, schweifenden und grenzenlos subjektiven Poeten nennt, wenn er, bei Gelegenheit der „Nordsee“, erklärt, daß es ihn, Heine, nicht schmerze, wie einst den jungen Schiller, daß die Götter Griechenlands verschwunden seien, sondern nur, daß er, Heinrich Heine, niemals interessante Abenteuer erlebe und keine welterschütternden Taten vollbringe, wenn er auch den Ärger Heines, daß andere über ihn lachten, und die Furcht, daß

man über ihn lachen könnte, bei der Erklärung seines Wesens gebührend in Anschlag bringt, so steht er meiner Auffassung Heines näher, als er denkt — ich mache nur eben viel weniger Umschweife als er. Also Heines Eitelkeit war der Mittelpunkt seines ganzen Daseins, die Triebfeder aller seiner Handlungen, er wollte unter allen Umständen nicht gerade etwas sein, aber jedenfalls eine große Rolle spielen. Nun hatte er unglücklicherweise auch noch einen Oheim-Millionär, den er für moralisch verpflichtet hielt, für ihn zu sorgen, und so dachte er noch um so weniger daran, sich durch ernste Arbeit, durch eigene Kraft seinen Weg zu bahnen, er wollte ein bequemes Genußleben führen und dabei ohne Anstrengung auf die Höhen der Gesellschaft und des Ruhmes kommen. Ein bißchen, das gebe ich zu, entschuldigt ihn seine Zeit, die Zeit nach den Freiheitskriegen, die zwar reifer Männerarbeit günstig war, aber den Fonds von Idealismus in der deutschen Jugend stark erschöpft hatte und außer der Genußsucht auch Großmannssucht und sittlichen Nihilismus begünstigte — nach 1870 haben wir ja eine ähnliche Periode gehabt. Das Einfachste wäre es ja nun für Heine gewesen, er hätte eine seiner Cousinen geheiratet, dann hätte er die Hauptvorbedingung für ein Leben, wie er es sich wünschte, gehabt. Aber daraus ward nun nichts, und so war der „große Schmerz" in sein Leben getreten, der aber im Kern weiter nichts als Wut über eine fürchterliche Täuschung war. Man kann ruhig annehmen, daß Heine für seine Cousine etwas empfunden hat — bei zwei „Cousinenlieben" wird die Sache freilich bedenklicher —, aber er hätte die Liebe sehr leicht überwunden, wenn nicht eben auch die Aussicht auf die Millionenerbschaft mit ihr entschwunden wäre — ein solcher Schmerz überwindet sich nicht so leicht, für einen Juden wohl noch besonders schwer. Jedenfalls nutzte Heine seinen Schmerz poetisch aus, womit er bis zu einem gewissen Grade seiner Rachsucht, vor allem aber wieder seiner Eitelkeit — der Mann mit der großen Leidenschaft! — genug tat. Dieselbe Eitelkeit, die übrigens auch durch zahlreiche Äußerlichkeiten

zu belegen ist (die Unterschrift unter ein Bild: „Eh bien, cet homme, c'est moi“), verführte ihn im Bunde mit der angeborenen Faulheit (die ich nicht mit der Furcht des Poeten, in ein ihm heterogenes Element zu kommen, zu verwechseln bitte) nicht das geringste zu tun, sich eine Existenz zu gründen; „auf keinen Fall werde ich nach Hamburg kommen“, schreibt er, nachdem er Dr. iur. geworden und zum Christentum übergetreten ist, an die Schwester, „wenn nicht dort die Mittel meiner Subsistenz im voraus gesichert sind“, und nur als Hamburger Syndikus oder preußischer Diplomat oder Universitätsprofessor glaubt er sich angemessen untergebracht, obgleich das Bändchen Gedichte und die schlechten Dramen, die er herausgegeben, ihn doch schwerlich gehindert hätten, in Hamburg Advokat zu sein, wie einst Goethe, der Verfasser von „Götz“ und „Werther“, in Frankfurt. Das ist ganz falsch, wenn man behauptet hat, daß die jüdische Abstammung Heine fortwährend mit den öffentlichen Zuständen in Konflikt gebracht hätte; nein, die Taufe genügte für jene Zeit vollkommen, einem Juden den Weg zu bürgerlichen Ämtern und Würden zu eröffnen — beispielsweise wurde ja doch der Mann der guten Therese, Adolf Halle, Präsident des Handelsgerichts —, von bewußtem Rassenantisemitismus wußte man trotz der Judenverfolgungen nach den Befreiungskriegen noch nichts, und wenn der getaufte Heine hier und da als Jude gekennzeichnet worden ist, so haben das stets seine Spöttereien über das Christentum verursacht. Wenn nun Heine aber die bürgerlichen Stellungen, die ihm offenstanden, nicht behagten, so hätte er ja immer noch ein ruhiges Dichterleben führen können, die Pension, die ihm sein Oheim zahlte, hätte im Bunde mit dem Ertrage seiner Werke für ein solches durchaus gereicht. Da sagt man denn, er sei sich über die Unmöglichkeit, in Deutschland nach den Freiheitskriegen ein ästhetisches Stillleben zu führen, frühzeitig völlig klar gewesen. Nun, Uhland (dieser trotz seiner politischen Betätigung) und Rückert führten es doch, Chamisso und Eichendorff führten es, und

viele andere, die meisten allerdings neben ihrem Berufe, einige aber auch in voller Freiheit. Weshalb vollendete Heine nicht seinen „Rabbi von Bacharach", weshalb hielt er nicht seine „Reisebilder", da er denn, wie man sagt, ein Reiseschriftsteller ersten Ranges war, politisch indifferent, ersetzte die politischen Witzchen und das pathetische Geschmuse (Pardon!) durch gehaltvolle Lebensbilder? Weil er nicht konnte, weil es gegen seine Natur ging, wird man entgegnen. Jawohl, weil die Eitelkeit, die Sucht nach dem großen Namen ihn beherrschte, obschon er, wie ich nachgewiesen, von Haus aus eine Empfindung dafür hatte, daß sein gestaltendes Talent, sein Talent überhaupt nicht so groß sei. Das eben ist ja Eitelkeit, wenn einer mehr sein will, als er eigentlich ist, und wenn nun ein Dichter diese Eitelkeit hat, oder vielmehr, sie ihn, so wird er ein Virtuos, ein Komödiant, ein Gaukler, ein Feuilletonist — Heine ist es geworden trotz seiner echten lyrischen Begabung, die er jetzt nicht zusammengehalten, zu Höherem entwickelt, sondern im ganzen doch verludert hat. So wenigstens sieht es ein Deutscher. Die Eitelkeit war es dann auch, die ihn in die Publizistik und Politik trieb. Gewiß, das Judentum hatte Ursache, zum Liberalismus zu schwören und für ihn zu kämpfen, aber Heine hatte doch dem Judentum abgesagt, und er wußte im Grunde auch, daß er sich wenig zum Politiker eigne, hat es gelegentlich ausgesprochen — was sollte ihn also anders in die Politik hineingetrieben haben als das Bedürfnis, von sich reden zu machen, für einen tapferen Freiheitskämpfer gehalten und als solcher gefeiert zu werden? Dem Ruhme des Dichters konnte das ja auch nicht schaden, ja, ich bin sogar überzeugt, daß Heine seine publizistisch-politische Tätigkeit im letzten Grunde als Reklame für die dichterische angesehen hat. Man hat hier natürlich auch eine andere Erklärung zu geben versucht: Heine, der Jude und geborne Romantiker, habe die blaue Blume, die er im Mittelalter unmöglich finden konnte, in die Zukunft verlegt. „Er sah in unbestimmter, aber

phantastisch-romantischer Beleuchtung einen neuen Menschheitsfrühling und eine neue Religion heraufziehen. — Wir wissen schon, im Grunde dachte er nur an sich und an das geniale Individuum. Er erwartete Lorbeerkränze, Nektar und Ambrosia, Gottesdienst der schönen Sinnlichkeit, Pauken, Zimbeln, Reigentänze, ewigen Sonnenschein, jauchzende Lebensfreude. Um diese Zukunft herbeizuführen, mußten nur einige Mißstände der Gegenwart beseitigt werden: Junkertum und Pietismus. Eine künftige Revolution schien ihm dazu das Mittel, und ganz natürlich, daß er dieses Mittel in der gleichen bengalisch roten Beleuchtung sah, wie die verflossene große französische Revolution", lesen wir bei Lublinski. Nur schade, daß dieser den doch recht gesunden Verstand Heinrich Heines, der sich schwerlich eine ganz rosige Menschheitszukunft vortäuschte, und das Behagen, das ihm doch schon sein Genußleben in Paris bot, außer acht läßt. Nein, Heine war kein liberaler Romantiker, kein romantischer Jakobiner, er war nicht einmal ein mit der Politik spielendes geniales Individuum, er war ein eitler Komödiant, der sich gelegentlich an seinen großen Worten berauschte, aber im Grunde doch der kluge Jude blieb. Das zeigte sich sofort, als er in Paris ernsthaft Politik treiben sollte, dort hätte er doch, wenn ihn wirklich sein Herz oder seine Natur zur Arbeit an der Zukunft der Menschheit veranlaßte, irgend einmal eine schöne politische Tat tun müssen, mochte er auch das Kämpfen in Reih und Glied, wie es Börne von ihm verlangte, scheuen. Aber er hat nur geschrieben und in seinen publizistischen Schriften kaum etwas anderes getan als schön deklamiert, renommiert, Klatsch verbreitet, Skandal gemacht, seine Gegner beschmutzt und sich zum Schlusse ruhig an die französische Regierung verkauft. Über seine deutsches Geistesleben behandelnden Werke bemerkt selbst Lublinski: „Wer die wirkliche Wesensart der Romantik und der deutschen Philosophie kennen lernen will, wird freilich gut tun, sich nach andern Gewährsmännern als nach Heine umzusehen." Mehr und mehr treten im Laufe seiner Entwicklung auch noch andere charakteristische

jüdische Eigenschaften an Heine hervor: die Frivolität, die Rachsucht, endlich die nackte Gemeinheit, der ich jedoch nicht den jüdischen Stempel gebe. Auch hier hat man wieder entschuldigen wollen: „Heine liebte es bekanntlich, die Persiflage gegen sich selber zu kehren, und eine seltsame Eitelkeit trieb ihn an, sich unter allen Umständen die Positur eines Don Juan zu geben", schreibt Lublinski, und allgemeiner hat man gesagt, daß Heine sich immer schlechter gemacht habe, als er gewesen sei. Ja freilich, er brüstete sich mit seinen Menschlichkeiten, aber man tue doch nur nicht so, als ob er bloß ein liebenswürdiger Schäker gewesen sei, er war gemein durch und durch. Wie stark seine Eitelkeit immer blieb, ersieht man aus der folgenden Mitteilung Meißners: „Die kleinste ungünstigste Rezension, aus einer unbedeutenden Feder geflossen, war schon im stande, dem lorbeergekrönten Manne eine schlaflose Nacht zu bereiten. Sein Ruhm war groß, doch sein Ehrgeiz noch größer und wie die Eitelkeit der zartesten Dame empfindlich. Man hätte auf ihn anwenden können, was d'Alembert über Voltaire gesagt: Dieser Mensch hat Ruhm für eine Million, aber er möchte noch für einen Sou haben." — Sein Zusammenbrechen soll dann nicht die Folge seiner Ausschweifungen, sondern der Überspannung seiner geistigen Kraft gewesen sein, er soll zu viel gearbeitet haben, um so mehr, „da er in keinem Fall etwas Mittelmäßiges geben wollte". Aber er hat ja Mittelmäßiges genug gegeben: „Norderney", die „Englischen Fragmente", die „Französischen Zustände" und „Lutetia", die doch samt und sonders journalistische Tagesware sind, auch „Shakespeares Frauen", die „Elementargeister" sind mäßig genug, die ganzen Salonbände meist nur Sammelsurium. Da er ein volles Menschenalter produziert hat, länger als Schiller und Hebbel, die er auch im Alter übertroffen hat, und seine poetischen Werke nur einen einzigen Klassikerband von vieren, wenn man die „Reisebilder" für voll nimmt, höchstens deren anderthalb ausmachen, so kann von übertriebener Produktion gar nicht die Rede sein, erst recht nicht, wenn man gar noch auf das Gewicht der Werke

sieht, wenn man beachtet, daß sie meist leichte Lyrik sind, während die zum Vergleich herangezogenen Dichter jeder allein acht große Dramen, Welten, hinterlassen haben. Hohe Begeisterung erregt noch überall, wo man Heine verehrt, sein „Individualitätstrotz“, sein „Persönlichkeitsstolz“ im tiefsten Abgrund des Elends, von Strodtmann und Kuh bis Bölsche und Lublinski haben ihn alle seine Freunde gepriesen, und noch ich selbst habe in meiner Literaturgeschichte geschrieben: „Der von fürchterlichen Leiden gequälte Heine wächst nun wirklich zu einer Art Größe empor, an der Matratzengruft des jüdischen Dichters hat zwar nicht das deutsche Volk im besonderen, aber die ganze Menschheit einige Ursache zu verweilen.“ Jetzt, nachdem ich Heines Leben und Schriften wiederum geprüft, würde ich kaum noch so schreiben, ich sehe zu deutlich auch hier noch die Eitelkeitspose, und die Wut, die Heine jetzt gegen seine Feinde, gegen fast alles auf der Welt verrät, erinnert schon mehr an die des tollen Hundes. Dazu dann, um mit Lublinski zu reden, die „Spuren, die von Heines seltsamer Sinneverehrung zu Baal und Astarte hinüberleiten“, die auch in den späteren Gedichtbänden häufiger sind und von dem genannten jüdischen Literaturhistoriker unmittelbar mit der jüdischen Rasse in Verbindung gebracht werden — nein, ich sehe doch nicht die Notwendigkeit, daß die Menschheit, die für mich natürlich ein arisches Gesicht hat, an die Matratzengruft Heinrich Heines herantritt, trotz der großen Zähigkeit, die er im Kampfe mit tückischer Krankheit erwiesen, trotz der vereinzelten Poesieblumen, die er auch da noch zu pflücken vermochte. Unser deutsches Volk als solches geht er jedenfalls gar nichts an. Und wenn nun das Schlußurteil lautet, es sei sein Verdienst gewesen, daß er die französische Revolution in den Dienst der mondbeglänzten Zaubernacht zu stellen, den bisher so abstrakten und doktrinären Liberalismus zu poetisieren und die scheinbar so poetische mittelalterliche Romantik in das Philisterium zurückzuschleudern vermochte, so lachen wir über diese jüdische Sophistik so gut wie

über Bölsches wohlgemeinte „Es fließt“-Konstruktion. Wohl sehen auch wir in Heine zuletzt ein Werkzeug des Weltgeistes, wir können den Mann recht wohl objektiv schauen, wenn wir darüber auch den nationalen Schädling nicht vergessen, ein reines „Scheusal“ ist uns Heine nicht — es gibt ja überhaupt kaum reine Scheusäler —, wir wissen, er hat als die Kehrseite seiner Schwächen allerlei gute Seiten, den Familiensinn seiner Rasse, eine bestimmte Gutmütigkeit, sobald seine Eitelkeit nicht in Frage kommt, auch den jüdischen, sich freilich selbst rühmenden Wohltätigkeitssinn, endlich noch bis zu einem bestimmten Grade die Naivität des Poeten, die, stärker als der jüdische Rationalismus, ihn die Konsequenzen seiner Handlungsweise nicht immer übersehen läßt und ihn im Bunde mit der Beweglichkeit und Grazie seines Geistes bisweilen, freilich selten, auch für uns Deutsche liebenswürdig macht. Ja, wir geben es zu: Natürlich hat die Entwicklung etwas mit ihm vorgehabt, er ist mindestens ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft — dennoch, wenn wir ihn als Menschen scharf „stellen“, und das müssen wir doch, da man ihn uns als einen Großen und einen der Unserigen aufzwingen will, dann erkennen wir doch immer wieder den Lumpen, die Kanaille in ihm, und es hilft wenig, wenn seine Freunde sagen, daß er kein objektiver, sondern ein subjektiver Poet gewesen sei und das Recht dazu hatte, „weil er einer der reichsten, genialsten, übermütigsten, in der Stunde der Prüfung heroischesten Persönlichkeiten gewesen ist, die je gelebt haben“. Es gibt auf ethischem Gebiete weder Künstler- noch Königsrechte, hat Hebbel festgestellt, und wenigstens Heines Publizistik fällt doch unbedingt nicht ins poetische, sondern ins soziale Gebiet, wo die Ethik herrscht; Heine hat seine Kämpfe von Paris aus, wo er sicher saß, ohne Einsetzung seiner Person, gewissermaßen hinterrücks geführt, und überhaupt, Pasquillanten gehören an den Pranger. Dann aber ist Heine in Wirklichkeit auch keine der reichsten, genialsten, übermütigsten Persönlichkeiten, die je gelebt haben,

er erscheint nur denen so, die kein festes Maß für Persönlichkeiten haben und den Schein für das Sein nehmen — in Wirklichkeit sind unsere sachlichen Geister, Goethe, Hebbel u. a. nicht nur viel reicher, sondern auch weit freier als Heine. Pietro Aretino, mit dem man Heine in manchem Betracht recht wohl vergleichen kann, nannte sich den Göttlichen, und so haben sich zuchtlose Geister immer etwas auf ihre Zuchtlosigkeit eingebildet, und es gibt unverständige Beurteiler, die immer gleich den Gott sehen, wenn einer alles Menschliche verspottet. Aber warum gleich so hoch hinauf, warum nicht lieber hinab, hinab zu jenem beinaufhebenden Vierfüßler, mit dem Heine uns Deutsche so gern verglich, und vor dem weder Kirche noch Museum sicher sind? Heine hat auch persönlich nie den Eindruck eines Genies hervorgebracht, nicht einen wahrhaft genialen Zug finde ich in seinem ganzen Leben — es sei denn, daß man den Londoner Raub für einen solchen erklären wollte —, nicht ein einziges großes und schönes Verhältnis. In seiner Jugend war er der spöttelnde Judenjüngling, vielleicht ein wenig feiner und absonderlicher als der Durchschnitt, aber im Kern von ihm nicht unterschieden, dann ward er der satte Bourgeois, der über Weltbefreiung schmust, aber vor allem an die Befriedigung seiner nicht allzu edlen Bedürfnisse denkt, und zum Schluß haben wir den heruntergekommenen Lebemann mit dem absoluten Skeptizismus und dem — Pardon! — bösen Maul! Da ist das Rätsel Heinrich Heines gelöst. Es hat Zeiten gegeben, wo auch mir diese einfache Erklärung zu „brutal“ war, und da hielt ich mich an Emil Kuhs hübsche Charakteristik Heines:

„Sein Sterben ist der Schlüssel zu seinem Leben, ist die Erklärung und Berichtigung seines Rätsels gewesen. Heinrich Heine spöttelte über Heiliges und Profanes, über große und kleine Leute, erweiterte mutwillig alle Risse, fahndete arglistig nach jedem Mißklang, aber er hörte auch die schrillen Töne im eigenen Innern, er zuckte selber im Krampf empor, den die Uneingeweihten nur für ein neues Kunststück des Possenreißers hielten. Heine log mitunter, aber er ist kein Lügner gewesen, er beging zuzeiten was Gemeines, ohne daß er darum im Gemeinen gewohnt hätte. Heines

Verhängnis war eine verfrühte Lachlust. Kein Himmel voller Geigen spannte sich über seine Jugend, keine hochfliegenden Träume, keine unmöglichen Wünsche umgaukelten seinen Frühling und die Jakobsleiter seines Jünglingsalters war umgestoßen. Schon am Morgen seines Lebens hatten sich Parodist und Zerstörer dem Dichter und Bildner schadenfroh angeschlossen, Märchen und Wunder mit Larven und Koboldgesichtern um seinen Besitz gestritten, Formgefühl und Schelmenlaune einander die Wage gehalten. Der gewissenhaften Strenge spinnefeind, pietätlos und mit geistiger Freiheit ausgestattet, übte er schon als junger Mensch eine persönliche Macht aus, nahm er immer weniger Respekt vor der Pflicht auf seine Entwicklungsstufen hinüber, spielte er immer verwegener mit sich und den Menschen, bis er am Ende selber vogelfrei geworden. Aber auch vogelfrei und auf dem Siechbette ist Heine der alte; auch in den Krallen der Krankheit ist die diabolische Einheit seines Wesens ungebrochen und hier erst gewahrt man deutlich, daß sein Dämon, sein unreiner Dämon, einem dunklen Gesetze gehorcht, das ihn nicht weniger bindet, weil es sich in die keckste Ungebundenheit kleidet ... Um keines Haares Breite innerlich verändert siecht er dem Tode entgegen, der in seinem Humor gefangene Dichter und Parodist, der jeden Vogel an sein Gitter locken und jeden wieder scheuchen mußte, weil gerade in diesem Widerspruche sein Wesen gesponnen und geknüpft war."

Ach, das sind mir jetzt nur noch schöne Worte — wo Kuh einen Widerspruch sieht, sehe ich nur die jüdische Neuheitssucht, die heute erhebt, was sie morgen sicher in den Schmutz wirft, sehe ich nur den jüdischen Destruktivismus. Das gebe ich zu, ein Lügner war Heinrich Heine nicht, aber im Gemeinen hat er gewohnt, und nicht seine Jugend ist schuld daran, sondern die Wesensart seiner Rasse in Verbindung mit dem überschätzten Dichtertalent und, wie gesagt, auch ein wenig die Zeit, die auch einen Grabbe hervorbrachte. Ich will, damit man mich nicht mißverstehe, Heines Verhältnis zum Judentum noch einmal besonders behandeln.

Heine ist Jude, als Talent wie als Persönlichkeit; der Einfluß des Deutschtums auf den Kern seines Wesens ist gleich null, wenn es ihm auch sonst sehr viel, seine gesamte Bildung und die Elemente seiner Poesie, gegeben hat. Nun soll man aber nicht glauben, daß ich das Judentum unterschiedslos mit Heine zusammenwerfe und mit ihm zugleich verdamme; nein, ich weiß recht wohl, wie ich es auch schon

früher gesagt habe, und wie es für den vernünftigen Menschen ja auch auf der Hand liegt, daß das jüdische Volk so gut gute und böse, anständige und unanständige Menschen hervorbringt wie jedes andere, dies natürlich aber innerhalb seines Rassetums, das ein wenig anders geartet ist als das unsere, zunächst wegen seiner, sagen wir, orientalischen Herkunft und dann wegen der eigentümlichen Stellung als, sagen wir, Gästevolk unter fremden Völkern. Diese Stellung hat bei uns seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, seit Moses Mendelssohn eine Änderung erlitten, die Juden sind seitdem nicht mehr absolut Fremde unter uns, sondern nehmen an unserer Kultur und seit 1848 auch an unserem Staatsleben teil. Da sie nun aber ihrem Grundwesen, ihrer Rasse nach verschieden von uns sind, so können sie sich unsere Kultur weder voll aneignen, noch bleibt sie unter ihren Händen das, was sie ist, und weiter, da sie nach alter Gewohnheit alle untereinander zusammenhängen und sich gegenseitig unterstützen, so bilden sie sozusagen einen Staat im Staate, der äußerst mächtig ist und den deutschen Staatsangehörigen anderen Blutes oft schädlich, ja gefährlich wird. Das sind die Ursachen der Entstehung der sogenannten Judenfrage, die man vergeblich wegzuleugnen versucht. Mit dem altgläubigen Juden konnten wir auskommen, der wollte von uns weiter nichts als unser Geld, unser geistiges, soziales und staatliches Leben blieb von ihm unbeeinflußt; den modus vivendi mit den neumodischen Juden haben wir noch nicht gefunden, und so ist der Antisemitismus entstanden. Von diesen neumodischen Juden gibt es nun zwei Arten, die ich schon früher als Humanitäts- und Decadencejuden bezeichnet habe. Es ist selbstverständlich, daß die Loslösung der Juden aus dem Ghetto sie dem kosmospolitischen Humanismus zuführen mußte, und ich stehe nicht an zuzugeben, daß es sehr viele Juden von Moses Mendelssohn an mit der Humanität sehr ernst genommen haben. Später freilich ist dann auch eine große Humanitätsheuchelei aufgekommen, und die heuchlerischen Humanitätsjuden sind vielleicht jetzt die unangenehmste

Juden-Spezies, die es gibt. Andere Juden, deren Natur sich nicht sonderlich für die Humanität eignete, die aber auch nicht heucheln mochten, wurden durch die Loslösung vom Glauben der Väter und von der alten Volkstradition das, was ich Decadence-Juden nenne; die westeuropäische Kultur verdarb sie. Da gibt es dann wieder zwei Arten; die eine wird in der Decadence nur feinnervig und schwächlich — namentlich die Wiener Kultur hat solche Juden hervorgebracht —, bei der andern überwuchert die Eitelkeit und Frivolität. Heinrich Heine ist der „glänzendste" Typus der letzteren Art, aber die Feinnervigkeit hat er als Dichter auch und dazu eine kolossale Zähigkeit, gleichfalls ein Erbteil seiner Rasse. Man wird nun verstehen, daß und warum ich Heine nicht ohne weiteres als den Juden hinstelle und alle Juden nach ihm beurteilt haben will. Aber man wird auch begreifen, daß es einem arischen Volke nicht gleichgültig sein kann, wenn solche Decadence-Juden auf seine Literatur und Poesie und weiterhin sein geistiges und sittliches Leben Einfluß gewinnen. Im Geschäftsleben ist dem jüdischen Einfluß, so schädlich er ist, bis zu einem bestimmten Grade zu begegnen, da steht jeder auf dem qui vive und muß es, wenn er nicht zu Grunde gehen will; Poesie und Literatur aber sieht man ja leider in Deutschland nur als „Unterhaltungsgegenstände" an und ist ihnen gegenüber vollkommen gleichgültig. Und doch sind Geist und Seele eines Volkes am Ende wohl wichtiger als der Leib! Heine war nicht so schlimm, sagt man dann wohl und zitiert das bekannte Gedicht, in dem er sich rühmt, daß er nie eine Jungfrau und die Frau eines andern verführt habe. Möglich, obschon er in andern Gedichten (Zyklus „Verschiedene", „Hortense" 5, „Schnapphahn und Schnapphenne" in den „Letzten Gedichten") selber anders spricht und seine Biographen von einem Verhältnis zu der „Circe" Jeannette Jacobson, verehelichten Goldschmidt, berichten. Aber man braucht nicht im besonderen an das sexuelle Gebiet zu denken, der Geist der Schriften Heines ist überhaupt unsittlich und wirkt entsittlichend. Schon

Adolf Stern, der kein Antisemit ist (freilich auch kein Jude, wie man hier und da glaubt), schrieb in seiner „Deutschen Nationalliteratur“: „Seine Gesamtwirkung konnte keine andere als eine verderbliche sein; ein völliger Sieg der Heinischen Lebensanschauung würde die Zersetzung der deutschen Volksseele, ein Sieg seiner Literaturauffassung die Wandlung aller Dichtung in eine prickelnd auf- und anregende, witzelnde, gelegentlich politisierende und poetisierende Augenblicksschriftstellerei bedeutet haben.“ Und Ferdinand Avenarius meint in dem schon öfter angeführten „Kunstwart“-Aufsatz: „Viel schwerer jedenfalls als an der Erbschaft der von Heine verbreiteten Ideen haben wir an der Erbschaft des Wie seiner kritisierenden Prosa zu tragen. Ich rede auch hier selbstverständlich nicht von Poesie in prosaischer Form, wie sie bei Heine ja häufig ist [So?], ich rede von jener Prosa, die auch im eigentlichen Sinne welche war, Prosa als verstandesmäßige Auseinandersetzung mit sachlichen Fragen. Auch sie hat Heine willkürlich subjektiv behandelt. Was er mit der Blendlaterne seines Witzes beleuchtete oder dadurch hervorhob, daß er's mit weichen, zierlichen Perioden streichelte, es war sehr selten das eigentlich Wichtige, der Kern. So hat Heine hunderten und schließlich tausenden aufhorchenden Journalistenseelen gelehrt, wie man um eine Sache herumschreiben und doch Sachverständiger scheinen kann. ‚Ernste Gegenstände zu behandeln, ohne ihrer mächtig geworden zu sein, und sich da, wo die Kenntnisse versagen, mit witzigen Seitensprüngen zu behelfen‘ — paßt diese alte Kennzeichnung jener Heinischen Schriften unsern Neueren nicht wie aufgemessen? Alle die Lindau und Bahr, das ganze moderne Feuilleton der ‚geistreichen Plauderer‘ verehrt in Heine seinen Vater. Die ganze ‚Neue freie Presse‘, das ganze ‚Berliner Tageblatt‘ und all die Kleinen von den Seinen ‚unterm Strich‘ züchten samt und sonders Heinische Manier in Ablegerkulturen. Und ich meine, wir könnten auch ohne die Trefflichen auskommen. Der allerbeste Witz ist noch lange kein Beweis, und sobald

das witzige Geplauder mehr als ein Spiel sein, sobald der Witz den Platz eines Grundes erschleichen will, haben wir ihm in aller Freundschaft zu sagen: hierher gehörst du nicht. Oder wir Lacher werden Dupierte." Wenn's weiter nichts wäre! Das Schlimme ist der unberechenbare Schaden, den die Feuilletonwirtschaft in unserer Volksseele angestiftet hat: Nicht nur die gräßliche Oberflächlichkeit unserer Durchschnittsbildung, die Bildungspöbelei, auch zu einem guten Teil die laxe Moral der weitesten Kreise nimmt vom jüdischen Feuilleton ihren Ursprung. Selbstverständlich auch das schlechte Deutsch, das sich schon bei dem großen Meister Heinrich findet; denn es ist natürlich eine fable convenue, daß er einen ausgezeichneten deutschen Stil geschrieben habe, er war nie mehr als ein jüdischer Tanzmeister; es ist keine Spur von deutschem Sprachgeist in seinen Schriften, wohl aber finden sich grobe Schnitzer in ziemlicher Anzahl. „Seit zehn Jahren ein beständiger Gegenstand der Tageskritik, die usw., darf man mir wohl", schreibt er noch 1832 in der Vorrede zu den „Französischen Zuständen", und je länger er in Paris lebt, desto schlechter wird sein Deutsch. Gar erst seine Briefe! „Campe schreibt einen schönen Briefwechsel", heißt es einmal; nun, der seinige, von dem wir ja einige Proben kennen gelernt haben, war weniger schön. — Es genügt jedoch nicht, wie Avenarius es tut, Heines Prosa zu verwerfen, auch seine Poesie muß hinweg. Sie ist dem deutschen Volksgeiste genau so gefährlich wie die Prosa, auch sie will ja mehr scheinen, als sie ist, sie ist kokett, manieriert, süßlich, kurz, von einer beschränkten Anzahl Gedichte abgesehen, Komödie durch und durch, das Spiel eines eiteln Geistes und leeren Herzens, während unsere deutsche Lyrik, selbst die der Schwächeren, in ihrer Totalität immer aus dem tiefsten Wesen des Dichters kommt. Und dabei ist Heines Lyrik verführerisch, raffiniert gemacht, und unsere naiven Gemüter durchschauen sie nicht so leicht. So hat sie auf unsere Literatur wie auf unser Leben im ganzen sicher nur unheilvoll gewirkt.

Für die Literatur ist es nachzuweisen. Zwar kommt man ja noch immer mit dem großen Worte von Heines „positiver“ Bedeutung als letzter Romantiker und erster moderner Dichter, aber die ernsten Literaturgeschichtsforscher beginnen doch allmählich einzusehen, daß Heine mit der deutschen Romantik gar nichts zu tun hat, daß man ihn aus deren Entwicklung ruhig herausstreichen kann, daß er nicht einmal den Zerfall unserer Romantik bedeutet, denn wahre Romantik kann gar nicht zerfallen, und in der Tat ist bei uns denn auch der unmittelbare Übergang von der Romantik zum Realismus, u. a. von Uhland zu Mörike und der Droste-Hülshoff erfolgt; ebenso aber darf Heine auch nicht als der erste moderne deutsche Dichter bezeichnet werden, auch hier fällt er aus der Entwicklung heraus, völlig, wenn man die Anfänge der Gestaltung modernen Lebens ins Auge faßt, die sicher bei Karl Immermann liegen, jedoch selbst als Lyriker, da in der Entwicklung von Uhland an sicher keine Lücke ist. Das Gerede von dem ersten reinen Stimmungs- und Nervenmenschen Heine macht uns hier durchaus nicht irre, so wenig wie der Selbstruhm, daß er die Salongefühle in die deutsche Lyrik gebracht habe — das letztere wäre geschichtlich höchstens als Rückfall in die spielerische Rokokopoesie zu bezeichnen, was aber die Stimmung anlangt, so ist sie überhaupt das Charakteristikum neuerer deutscher Lyrik, und wenn jemandem das Verdienst zugeschrieben werden soll, sie hineingebracht zu haben, so steht da für alle Zeiten Goethe. Heine ist historisch, das soll man sich ein für allemal gesagt sein lassen, weiter nichts als eine jüdische Spezialität in der deutschen Literatur, dazu vielleicht der Vater der Decadence. Sein nachwirkender Einfluß war denn auch nicht so bedeutend, wie man will, aber, wie gesagt, durchaus unheilvoll. Längst verschollen sind seine unmittelbaren Nachahmer: Eben weil, wie Lublinski sagt, der Lyriker Heine haarscharf auf der Grenze steht, wo die Schönheit und Erhabenheit jeden Augenblick in Trivialität umzuschlagen droht (für die deutsche Empfindung schlagen sie oft genug wirklich um),

mußten die Poetlein, die Heine nachahmten, sehr rasch lächerlich werden. Heute kennt man nicht einmal ihre Namen mehr. Aber da ist die Schule des jungen Deutschlands, die zwar nicht Heines Vers, aber Heines Prosa bewunderte und auf seinem Wege eine neue Literatur gründen wollte — ach, was hat sie anders erreicht als einige Jahre großen Skandals und die völlige Verschollenheit all ihrer Werke schon nach wenigen Jahrzehnten? Nur Gutzkow, Heines Widersacher, ist mit seinen späteren Werken wenigstens kulturhistorisch am Leben geblieben. Von unseren großen modernen Lyrikern hat nicht einer etwas von Heine übernommen, weder Mörike noch Hebbel, weder Keller noch K. F. Meyer. Dagegen spukt in der epigonischen Poesie der Münchner wenigstens hier und da sein Einfluß, Geibel übernimmt Töne, ja selbst Motive („Die Lotosblume") von ihm, auch Scheffel, den wir freilich nicht ohne weiteres einen Epigonen nennen dürfen, scheint hier und da an ihn anzuknüpfen. Aber an den Kern des Wesens kommt Heine auch hier nicht heran, es ist gerade die reine, wohlklingende Geibelsche Poesie, die ihn von sehr weiten Kreisen des deutschen Volkes fernhält, und Scheffels kräftige Art drängt ihn sogar zurück, mit Recht, da der „Trompeter von Säckingen" als Lebensbild denn doch weit mehr bedeutet als der „Atta Troll", mit dem er die trochäischen Verse gemein hat, von dem „Ekkehard" ganz abgesehen. Wieder kommt Heine in dem Feuilletonismus der siebziger Jahre zur Geltung, wieder wirkt er durchaus unheilvoll, bewirkt er ein literarisches Treiben, dessen wir uns als großes und stolzes Volk geradezu zu schämen hätten, wenn die hauptsächlichsten Träger dieser Literatur nicht eben Juden und Judengenossen gewesen und heute auch schon in Verachtung gesunken wären. Neben dem Feuilletonismus geht eine Decadencepoesie her, in der man auch Heinische Einwirkungen verspürt (von Grisebach bis Schönaich-Carolath), aber sie ist auf das Volksganze kaum von Einfluß gewesen. Endlich kommt Heine noch einmal bei unseren Jüngsten, bei den dissoluten Geistern unter ihnen

zur Geltung, aber nun doch nicht mehr durch seinen dichterischen Stil, der ist inzwischen gründlich veraltet, nur durch seinen Geist, und das Ende ist hier der — „Simplizissimus“. Ich habe bereits oben davon gesprochen, daß uns Heine durch „Atta Troll“ und das „Wintermärchen“ gewissermaßen unseren humoristischen Stil verdorben habe, alle kleineren Talente gerieten durch sein verführerisches Beispiel ins Heinisieren und noch heute findet man in den Witzblattgedichten den Heinischen Ton, da ein maßgebender neuer, ein wahrhaft deutscher mangels eines ganz großen Talents nicht emporgekommen ist. Im „Simplizissimus“ nun ward der Heinische Ton im ganzen überwunden, aber dafür lebte in ihm der ganze Heinrich Heine wieder auf, sein toller Haß gegen Deutschland, seine perverse Frivolität, sein grenzenloser Zynismus, die Heuchelei, als sei man zum Richter des deutschen Volkes berufen, als kämpfe man für die wahre Kunst und eine höhere Sittlichkeit, als sei man mit dem Herzen bei diesem Kampfe, während man in der Tat „kalt wie eine Hundeschnauze“ ist. Nun, der „Simplizissimus“ und der simplizianische Geist, der leider in Deutschland große Verwüstungen angerichtet hat, sind bereits gerichtet, ihre Stunde wird schlagen, wie die Stunde ihres Herrn und Meisters geschlagen hat. Ja, sie hat geschlagen, Heine lebt, man mag sagen, was man will, heute nur noch künstlich, nur dadurch, daß ihn seine Rasse hält und ihn dem deutschen Volke immer und immer wieder aufzuzwingen versucht. Wer ihn jetzt wirklich liest, von vorn bis hinten liest, der ist ein für allemal gründlich mit ihm fertig, schon die Jugend. Ich stehe mit zahlreichen jungen Deutschen in Verbindung und habe oft genug mit Xanthippus gefragt: „Was dünket euch um Heine?“ Und immer lautete die Antwort: Wir mögen ihn nicht mehr. Reisebilder wie die „Harzreise“? Läppisches Zeug! Die Lyrik? Ein paar Stücke, ein paar Balladen — das übrige kann uns gestohlen werden. Als ich selber jung war, da hatte Heine noch eher eine Art Mission. Wenn man sich mit Schiller den Magen verdorben

hatte, da führte er einen, nach dem Gesetz der sich berührenden Extreme, zum wirklichen Weltlauf zurück, allerdings gleich ein bißchen weit, zum ganz gemeinen Weltlauf; wenn man in jenem Zwiespalt war, von dem Hebbel einmal redet, „wo man der niederen Sphäre, in der sich tausende mit Behagen bewegen, schon entwachsen ist, ohne für die höhere noch völlig reif zu sein“ und dann „den Faust oder vielmehr den Vater desselben, den Hamlet auf seine eigene Hand durchspielte“, dann kam einem Heine eben recht, dann war man in der Stimmung, alles Göttliche und Menschliche einmal in der Beleuchtung der persiflierenden Frivolität zu sehen. Aber falls nur etwas in einem steckte, wurde man auch bald mit Heine fertig, man hatte ja doch die Empfindung, daß er einem nichts gebe, daß er absolut gehaltlos sei, und so rettete man sich zu Shakespeare, Goethe oder Hebbel und fühlte sich wieder „als gesundes Kraut im wüsten Garten“. Heute hat Heine auch nicht einmal diese „vorübergehende“ Bedeutung mehr, denn wir haben ja jetzt Friedrich Nietzsche, der, in manchem Betracht von Heine ausgegangen (wie übrigens noch von einer ganzen Reihe anderer paradoxer Geister) als Nihilist noch ein bißchen mehr leistet als Heine, und bei dem man, da er nicht Nihilist bleibt, da er ein weit bedeutenderer Geist ist als der jüdische Dichter, weit mehr profitiert für die Zeit, wo man kein ungesundes Kraut mehr ist. Ferner haben wir unter unsern Dichtern jetzt Richard Dehmel, der geistig gleichfalls von Heine abstammt und wie dieser schwerlich ein Deutscher, aber kein Jude, sondern ein Slave ist, und dieser Dehmel hat das Verdienst, Heines Dichtmanier, die zuletzt eine Manier der Lüge war, getötet und eine andere Dichtmanier an ihre Stelle gesetzt zu haben, die wenigstens insofern einen Fortschritt bedeutet, als sie die Natur eher zu ihrem Recht kommen läßt. Und wenn denn das deutsche Volk eines neuen Lieblingsjuden bedarf, so ist da — die Ansprüche Ludwig Fuldas und Oskar Blumenthals können wir leider nicht berücksichtigen — Hugo von Hofmannsthal, dessen Poesie zwar im Grunde wie die Heinische mit fremden,

mit Danteschen, Shakespeareschen, Goetheschen usw. Elementen arbeitet, der auch durch und durch Virtuose ist, aber doch zu den feinen und ernsten, nicht zu den frivolen Decadents gehört und glücklicherweise nur den oberen Zehntausend der Überkultur gefährlich werden kann, nicht wie Heine dem ganzen deutschen Volke. Daß dieser geistig und sittlich verflacht und verludert, dürfte selbst die Sozialdemokratie noch einmal einsehen. O nein, wir haben ganz und gar nichts dagegen, daß Heine mit dem Dutzend, selbst mit zwei Dutzend seiner besten Gedichte in unsern Anthologien vertreten ist, da gehört er hinein; aber schon wenn man ihn auf diese besten Gedichte hin unter unsere großen Dichter zählen will, so bemerken wir ruhig, daß er als Lyriker kein einziges Gedicht ersten Ranges hat und als Balladendichter zuletzt nicht schöpferisch ist — er war eben kein Genie, das schafft, sondern nur ein Talent, das macht, und das ist hier unser letztes Wort. Kommt man aber gar mit dem Anspruch, daß seine Werke als Ganzes am Leben bleiben müßten, daß Heine zu unsern Klassikern gehöre, so antworten wir überhaupt nicht mehr, so lächerlich erscheint uns dieser Anspruch. Wirklich brauchbar sind Heines Werke für uns Deutsche heute nur noch zum gründlichen Studium des Judentums, aber ich fürchte, an diesem Studium wird das Judentum selbst nicht allzu viele Freude haben.

Selbstverständlich, den Juden wird man nie abreden, daß Heine ein großer Dichter sei: er ist ja Fleisch von ihrem Fleisch und Geist von ihrem Geist, und seine Weise ist denn auch noch beim geringsten jüdischen Literaten wieder zu erkennen. Freilich, allzu voll sollte man den Mund heute nicht mehr nehmen, wenn man von seiner Größe redet, wenigstens nicht in der Öffentlichkeit; ein bißchen klüger sind die guten Deutschen doch allmählich geworden. Welch eine köstliche Blütenlese jüdischer Großsprecherei und Überschwenglichkeit könnte man aus den Jubiläumsartikeln von 1899 und 1906 zusammenstellen! Da schreibt Herr Leo Leipziger vom „Kleinen Journal“:

„Sein Genie war seiner engen Zeit voraus, und das verzieh sie ihm nicht. Er geißelte die politischen, gesellschaftlichen, bürgerlichen Zustände Deutschlands, die doch so erbärmlich waren, nicht aus kleiner Freude am Spott, sondern um aufzurütteln, zu bessern, den Volksgeist zu erwecken, damit die schmachvolle Zerrissenheit seines Vaterlandes aufhöre. Seine Waffen waren sein leuchtender Witz, seine glänzende Sprache, sein Deutsch, das vor ihm keiner in solch vollen Farben meisterte. Seine Kämpferworte und sein Lied waren neuer Ton. Keine Zeile steht in seinen Werken, die nicht den Stempel seiner scharf ausgeprägten Persönlichkeit trägt. Er hat der deutschen Sprache Töne entlockt wie kein Zweiter, mit seinen Liedern trug er in die deutsche Dichtung eine neue Welt, und heute, fast fünfzig Jahre nach seinem Tode, ist nichts an ihr morsch und welk geworden. Die ganze Entwickelung unserer Literatur ist ohne Heine undenkbar. Sein Einfluß auf das ganze literarische Schaffen dieses Jahrhunderts ist enorm, er ist neben Goethe der größte internationale Dichter der Deutschen, keine der europäischen Literaturen entzog sich seinem Einfluß."

Über den Einfluß Heines außerhalb Deutschlands spreche ich vielleicht später einmal. Auch da ist viel Judenmache. — Fast altdeutsch-sentimental singt Herr Karpeles:

„Sein Leben war nichts als eine Kette von Leiden und Kümmernissen, von Schmerz und Anfeindungen, ein wehmütig düsteres Passionsspiel, das erst auf der Matratzengruft endigt und dessen Würdigung erst mit seinem Tode beginnt. Die Lieder Heines waren abgelöst von dem, was uns in seinem Leben wie in seinem Schaffen abstößt. An und für sich haben sie eine hohe Bedeutung für jeden von uns gehabt. Sie waren im stande, in trüben und freudigen Stimmungen, in den Tagen frohen Genusses, wie in den Stürmen des Mißgeschicks uns über den Jammer der kleinen Menschenwelt zu erheben und zu trösten. Das ist die Versöhnung, die der Geist der Poesie seinen auserkorenen Lieblingen beschieden hat. Heine war ein Dichter, dessen Lieder leben werden, solange die Sprache lebt, in der er sie gesungen, solange deutsche Herzen lieben und deutsche Eichen rauschen."

Tapfer, wie er ja ist, spricht Alfred Kerr große Worte gelassen aus:

„Schopenhauer hat festgestellt, daß die Juden einen großen Mangel an verecundia oder Ehrfürchtigtlichkeit besitzen! Vielleicht hat er Recht, doch es ist keine Schande. Wir kommen alle ungefragt auf die Welt, man soll uns nicht solche Etikette noch auferlegen. Das Größte, was zu leisten ist, entspringt aus der mangelnden verecundia. Erst muß die verecundia beim Teufel sein, wenn man die letzten Fragen stellt an

Gott. — Wir lieben an Heinrich Heine grenzenlos diesen Mangel an verecundia. Wir halten ihn für einen Echten und Wahren, weil er aussprach, was heuchlerische Demut zu verschlucken liebt. Dreimal schlimmer als die mangelnde verecundia ist der elende Quietismus. Ja, wir haben die Kraft, auch den zynischen Heine zu ‚ertragen'. Noch in den tollsten Gedichten. Noch, wenn er das Land Citronia besingt. Schmerzvoll würden wir's empfinden, wenn solche Dinge fehlten. Auch sie gehören zur Skala des Daseins. Nichts Menschliches ist uns fremd. Wir fordern ein Denkmal auch für Heinrich Heines Zynismus. Das kleine Silberläuschen im Bart des Pilgers, welches den Lobgesang auf den Ewigen mitsingt, soll nicht fehlen im ‚Atta Troll'. Und die ‚Disputation' ist (bis auf den künstlerisch abfallenden Schluß) ein unvergänglicher Sieg der komischen Kraft, die von Ehrfürchtigkeit befreit ist, der hohen spottenden, nicht mehr getrübten selbstherrlichen Menschlichkeit. Weltenhumor und Himmelsgelächter entfesselt ein glorios Schamloser. Ave, impia anima! Die Schamlosigkeit dieses Juden enthält den Ewigkeitszug."

Daß Herr Kerr die die Götter fragende Kühnheit oder Verwegenheit mit der nur sich selbst prostituierenden Schamlosigkeit verwechselt, darauf kommt es ja weiter nicht an. Er spricht übrigens, wie es scheint, nur im Namen seiner Rassegenossen, und also genügt es für uns: Habeant sibi! zu sagen. — Auf der höchsten Höhe der modernen jüdischen Literaturtalmudistik und -schwafelei steht die folgende Ausführung des „Deutschungarn" Ludwig Hevesi, von dem ich nicht weiß, ob er ursprünglich Levi oder Cohn heißt:

„Heine war unser erster moderner Dichter im heutigen Sinne. Der reine Stimmungsmensch, der wunderbar feinvibrierende, in dem sich, unausgesetzt und unabsehbar, eine Welt von Regungen regte. Ein unaufhörliches Flimmern von Seele, ein endloses Überraschen seiner selbst mit unerwarteten, unvermutbaren Naturerscheinungen, die außerhalb des Willens liegen, die aber sein Wille hervorzurufen vermochte. Der Wille, den Willen auszuschalten und sich dem reinen Regungsleben zu überliefern, das ist der Dichter. Und die große, gewaltige, aber tändelnd spielende Kraft dazu, das ist der große Dichter. Eine Großartigkeit liegt darin, eine Übermenschlichkeit, und eine tragische Überhebung, die mit dem Ikarussturz enden muß. Jeder große Dichter tut den Ikarusflug und stürzt in das Meer. Aber die Menschen schauen ihm staunend nach ins Unendliche ... und haben einen Blick in den Himmel getan ... und die schönen Meerestöchter weinen über seinem Grabe und der selige Wohllaut ihrer Klage verstummt nimmermehr, so lange ein Ohr lebt, sie zu hören ...

Er war unser Anfang, wir sind seine Fortsetzung noch immer. Er hat uns unser Lachen vorgekichert und unsere Träne vorgeweint. Goethe und Heine standen am Ende des deutschen Jahrhunderts, wie sie an seinem Anbeginn gestanden. Schiller hatten sie unterwegs verloren, kein Mensch weiß wie, doch siehe, am Ziele stand er wieder bei ihnen. Die drei ewigen Keime des deutschen Geistes: Goethesche Gestalt, Schillerscher Gedanke, Heinesche Nerven; Goethesche Form, Schillerscher Schwung, Heinesche Laune. Alle drei sind Befreier. Dreifach haben sie unseren Geist befreit. Goethe in Schönheit, Schiller in Größe, Heine in Spott. Aber die Zeit ist oft nicht schön und oft nicht groß ... nur zum Verspotten ist sie immer schlecht genug. Und diese freieste Freiheit, die Freiheit im Spott, ist uns unverlierbar durch Heinrich Heine."

O Gott, o Gott! — Rührend liest sich daneben die Expektoration eines kleinen Mannes aus der Provinz Posen:

„Der flüssige, aber knappe Stil der Heinischen Prosa ist die befreiende Tat zu Gunsten aller Federhelden unserer Nation geworden, nachdem der große Weimaraner sich in eine Redseligkeit des Alters hineingeheimnißt hatte, die selbst seinem Jugendfreunde, dem Herzoge Karl August, peinliche Bedenken verursachte. Und Heine als Poet!? Ein Denkmal hat er sich aus eigenen Mitteln in seinem Vaterreiche, der Erde, errichtet, dessen Fundament er in die Tiefe der Tiefen einsenkte. Auf dem Sockel des höchsten Felsengipfels ragt ein Koloß empor und erhebt sein Haupt im Gebiete der Wolken und ewigen Sterne ..... Herrn Direktor F. ... sei unser wärmster Dank dargebracht, daß er uns Gelegenheit geboten hat, neben Wolfgang Goethe nun auch dem sicherlich gleichwertigen Heinrich Heine unsere Huldigung darzubringen."

Nehme man dazu noch den geradezu — ich will das beleidigende Wort unterdrücken — also, den äußerst unverfrorenen Damenaufruf, der alle Gegner Heines kurzerhand für Pfaffen, Mucker und Philister erklärt, so wird man nicht gut leugnen können, daß auch in der Heine-Angelegenheit die jüdische Nationaltugend der Bescheidenheit im glänzendsten Lichte erscheint. Aber, wie gesagt, es wäre unbillig, zu verlangen, daß das Judentum Heine aufgebe; nur das können wir beanspruchen, daß man uns Deutsche, die wir Heine gründlich satt haben, künftig mehr mit ihm in Ruhe läßt. Muß er durchaus ein Denkmal haben, so kann ihm ja einfach das Judentum eines setzen — die Mittel sind ja reichlich vorhanden.

HEINRICH HEINE,
IHREM GROSSEN DICHTER UND VORKÄMPFER,
DIE DEUTSCHEN JUDEN

hätte die Inschrift dieses Denkmals zu lauten, und man kann garantieren, daß es dann in alle Zukunft ungeschoren bleibt, selbst wenn man den Juden noch die „Judengenossen“ hinzufügte. Sollte es jedoch heißen:

HEINRICH HEINE
DAS DEUTSCHE VOLK,

so kann niemand dafür stehen, daß das Denkmal nicht eines Tages (ich spreche hier natürlich nur bildlich) in die Luft fliegt — und vielleicht noch verschiedenes mit. Das würde auch dadurch nicht verhindert werden, daß sich deutsche Dichter wie Detlev von Liliencron, Gustav Falke, Gerhart Hauptmann, Otto Ernst und Dichterinnen wie Helene Voigt-Diederichs und Anna Ritter — ich spreche immer noch bildlich — auf das Denkmal setzten; so schätzenswerte Talente sie ohne Zweifel sind, ihr geistiges Schwergewicht reicht doch nicht ganz, den Heine zu halten. Wenn nun aber wirklich das deutsche Volk, der zur Zeit maßgebende Teil desselben, Heine ein Denkmal setzen, das heißt, den Kotau vor dem Judentum, den dieses verlangt, machen wollte? Nun, dann würden wir Nationalen einen starken Anstoß erhalten, in unserem guten Kampfe um Gesundung und Reinigung des Deutschtums erst recht fortzufahren, die Kraft und den Willen, das ist bereits bewiesen, haben wir ja und vor allem auch das Vertrauen, daß Gott seine lieben Deutschen zuletzt nicht verlassen wird.



Werke von Adolf Bartels.

Dichterische Werke:

Gesammelte Dichtungen.

Erster Band: Lyrische Gedichte. München, G. D. W. Callwey 1904. 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

Fünfter Band: Römische Tragödien (Die Päpstin Johanna, Catilina, Der Sacco). Derselbe Verlag. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Sechster Band: Martin Luther. Eine dramatische Trilogie. Derselbe Verlag 1903. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

(Es folgen noch drei weitere Bände.)

Der dumme Teufel. Ein satirisch-komisches Epos. 2. verm. Aufl. Mit Zeichnungen von G. Brandt. Verlag von Eugen Diederichs, Jena. 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

Die Dithmarscher. Historischer Roman. Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel und Leipzig. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Dietrich Sebrandt. Geschichtlicher Roman aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung. Derselbe Verlag. 7 ℳ, geb. 8 ℳ.

Literaturhistorische Werke:

Geschichte der deutschen Literatur. In zwei Bänden. 6. bis 10. Tausend. 3. und 4. Aufl. Verlag von Ed. Avenarius, Leipzig. 10 ℳ, geb. 12 ℳ.

Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Derselbe Verlag. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Siebente verbesserte Auflage (bevorstehend). Derselbe Verlag. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

Gerhart Hauptmann. Berlin, C. Felber. 2. Aufl. (bevorstehend).

Friedrich Hebbel. Reclams Universalbibliothek, Nr. 3998.

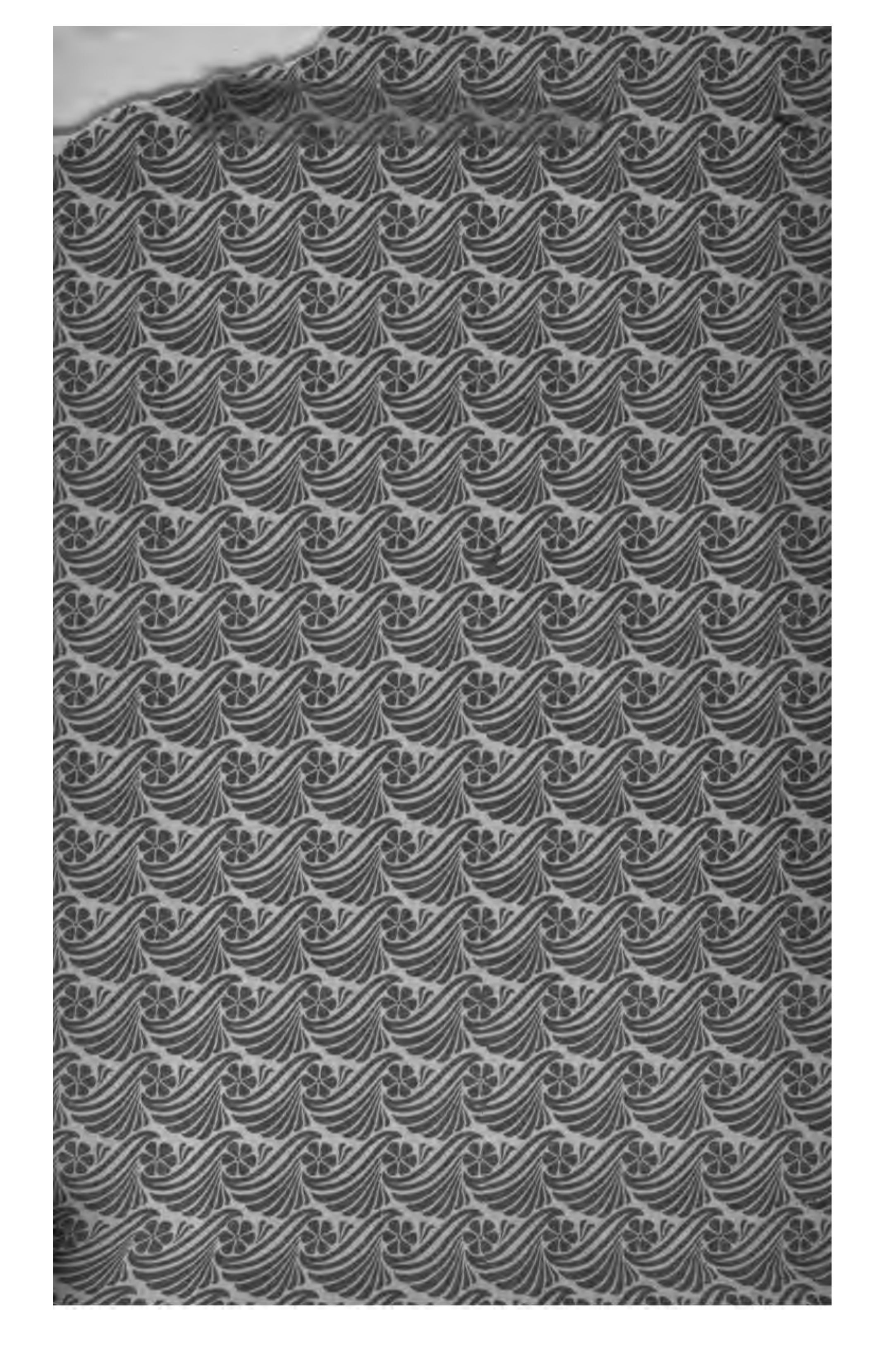
Klaus Groth. Leipzig, Ed. Avenarius. 1,75 ℳ, geb. 2,50 ℳ.

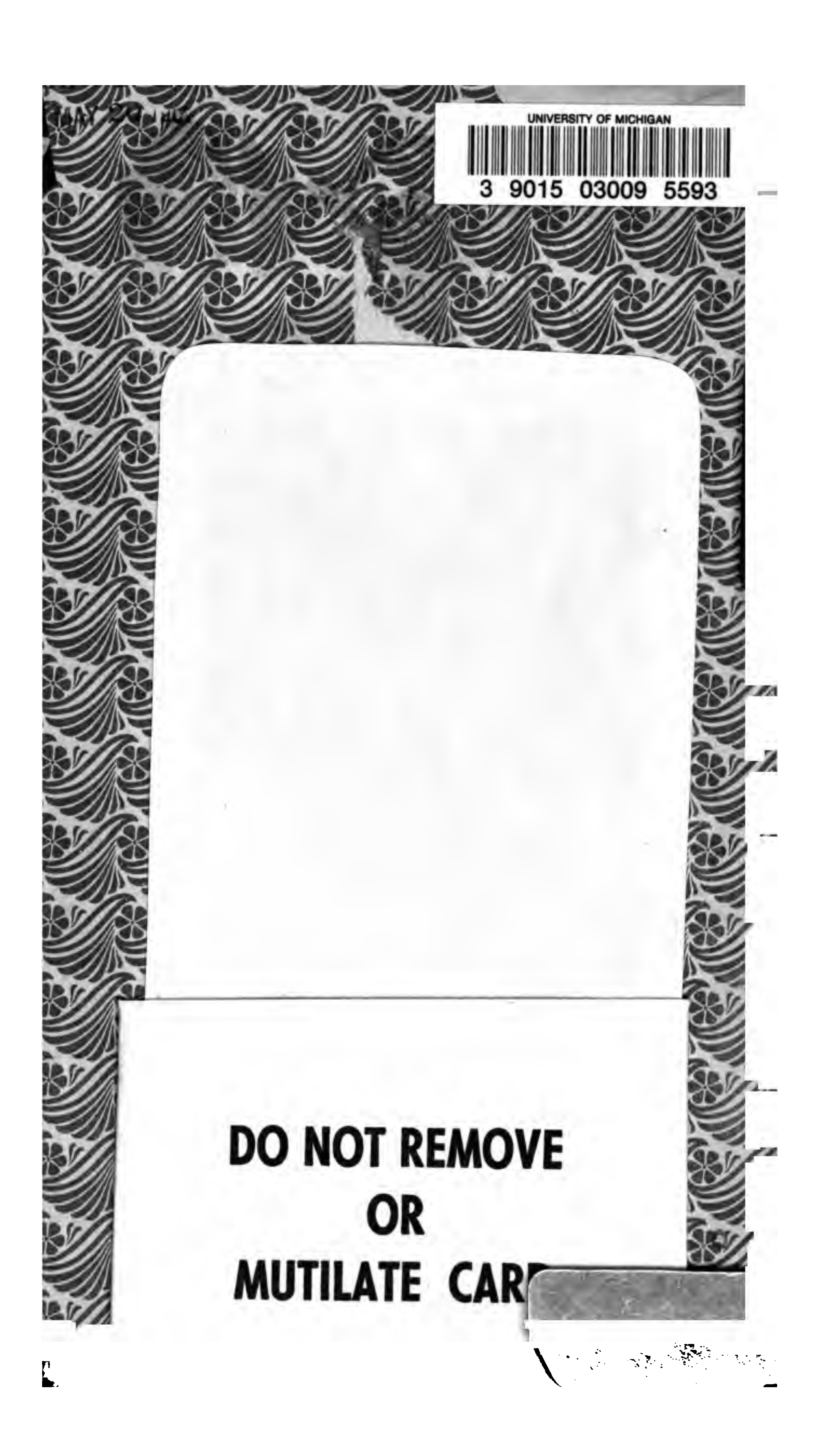
Jeremias Gotthelf. München, Georg Müller. 2,50 ℳ, geb. 3,50 ℳ.

Adolf Stern. Der Dichter und der Literaturhistoriker. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlag. 1,20 ℳ, geb. 1,80 ℳ.

Kritiker und Kritikaster. Leipzig, Ed. Avenarius. 1 ℳ.

Druck von C. Heinrich, Dresden-N.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03009 5593
DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CAR

